



Helga Müller

Die Hirtin

Ein Essay

über den Modebegriff

Beziehung

Zwei Frauen waren sich näher gekommen. Die eine beendet die gerade begonnene ‚Beziehung‘ durch eine E-Mail, weil ‚überhaupt eine Beziehung‘ sie einenge und unfrei mache. Eingedenk der Zeilen von Karl Jaspers, wonach der Freie sich nicht aus der Welt flüchtet, sondern gerade nur jede mögliche Beziehung zu ihr sucht¹, fühlt sich die andere zu einer Rebellion aufgerufen. Ihre Empörung richtet sich gegen den unmenschlichen Gebrauch des modernen Kommunikationsmittels und gegen einen Gebrauch von Sprache, der den Gehalt überlieferter Begriffe modisch verballhornt. Zentraler Gegenstand der Empörung ist der Begriff der ‚Beziehung‘. Die Überlegungen, die daraus erwachsen, zeichnen das Bild von Frauen der Gegenwart und ihren Themen sowie das einer Kultur, in der Narzissmus neue Gewalt schafft und Wünsche um Freiheit und Verbindlichkeit miteinander konkurrieren.

Bild: Vincent Willem van Gogh, Die Hirtin, Öl auf Leinwand, 53 x 41,5 cm, 1889, Tel Aviv Museum, verliehen von Moshe Mayer, Genf.

Inhalt

Das Klassenfoto	4
Im Anfang war das Wort	13
Eine E-Mail	23
Holografien	29
Tod und Leben	32
Sehnsucht, Sucht und Liebe	36
Event Management	44
Islamisierung	52
Spielregeln	59
Ein Vertrag	68
Übersetzungen	73
Eine Wohnhöhle	77
Feuer	85
Licht und Dunkelheit	87
Kinder der Sonne	90
Menschenbilder	98
Das Misstrauen gegen die Mütter	105
Vaterlosigkeit	110
Musik	117
Literatur	122
Kunst	127
Fragen und Antworten	134
Political Correctness	139
Religion	145
Ein Begriff	153
Tierliebe und Esoterik	161
Eine Ewigkeit	165
Schatten der Nacht oder das Ende vor dem Anfang	170
Paradoxa	172
Selbstbehauptung	175
Die Gruppe	185
Babylon	194
Ein Modell	202
Analyse	208
Eine Lüge	212
Carpe diem	215
Gegengewalt	219
Dank	223
Anmerkungen	224

Das Klassenfoto

Schubladen können einem Menschen ganz schön zusetzen. Manches Mal bergen Schubladen auch Schätze, die aus einer Schublade herausführen. Fragen führen mich oft an meine Schreibtischschublade. Sie ist eine wahre Fundgrube. Der jüngste Anlass, in ihr mal wieder nach Antworten zu fahnden, ließ mich nach dem Klassenfoto greifen. Es hat dort seit vielen Jahren einen festen Platz. Und tatsächlich hat es mir geholfen. Ich musste uns drei Frauen, die wir gerade einen kurzen Lebensabschnitt miteinander abgeschlossen hatten, wie auf dem Foto vor mich hinstellen. Ich musste uns als drei Menschen aus einem Ganzen begreifen und ich musste die Ereignisse, die mich dazu veranlassten, noch einmal vor meinen Augen Revue passieren lassen. Zu viel war geschehen, als dass ich das einfach auf sich beruhen lassen wollte.

Das Foto muss in einem Dezember der frühen 1960er Jahre entstanden sein. Meine Klassenlehrerin hatte uns aufgegeben, uns wie für ein Krippenspiel als Engel, Hirten, Maria, Josef oder gemeines Volk zu kleiden. Dann sollten wir uns ablichten lassen. Bis auf wenige Ausnahmen sehen wir auf dem Foto aus, als ob wir gerade verprügelt worden wären. Kaum einer von uns scheint an dem Ereignis innerlich beteiligt gewesen zu sein. Wie beziehungslose Befehlsempfänger, dem eigenen Tun und Sein entfremdet, gab der größte Teil von uns kaum mehr als die jeweils geforderte Pose. Entstanden ist daraus ein Soziogramm von erstaunlich dauerhafter Gültigkeit. Es hat mir durch die Jahre geholfen, sowohl mein Verhältnis zu der damaligen Klassenlehrerin als auch zu meinen Mitschülern immer wieder neu zu hinterfragen. Nein, das ist nicht ganz korrekt. Nicht mein Verhältnis habe ich immer wieder hinterfragt. Das war ja eindeutig. Ich habe meine Beziehungen einerseits zur Lehrerin und andererseits zu meinen Mitschülern immer wieder von neuem betrachtet.

Die Lehrerin war mir in meiner Kindheit die Ausgeburt aller Schrecknisse dieser Erde. Sie ängstigte mich. Besonders dann, wenn

sie die Klassentür abschloss, um ungestört Feuer und Schwefel über uns niederprasseln zu lassen. Ich fürchtete sie als Feindin aller meiner kindlichen Lebensenergie. Besonders dann, wenn sie der Klasse nach dem Klingeln zur großen Pause im Kasernenton zuschrie: „In Zweierreihen aantreetenn!“, und wenn sie die Klasse dann aufforderte, ihr zur Meidung weiteren Aufenthaltes mucksmäuschenstill in den Schulhof zu folgen. Natürlich war das unmöglich. Deshalb hielt sie unsere Kolonne beinahe an jedem Treppenabsatz an, um eine Strafpredigt zu halten. Darüber wurden damals ausgerechnet die Mädchen immer stiller, während manche Jungs zunehmenden Witz im Umgang mit der Lage entfalteten. Oft war ich traurig darüber, wie sie es mit ihrer polternden Strenge fertig brachte, unsere Neugier und Freude am Lernen zum Erliegen zu bringen. Ihr schien jeder Geschmack für das Feinsinnliche und die Poesie des Lebens zu fehlen. Aufsätze hatten Frontrapporte zu sein, mal aus dem Urlaub, mal vom Wochenende. Gestaltet nach preußischem Schema F. Besser stereotyp und gedankenlos als authentisch und frei. Kopfrechnen war die weitere Fertigkeit, die sie uns für unser zukünftiges eigenständiges Leben nahe bringen wollte, aber nicht konnte. Dafür hatten die Eltern zu sorgen. Die Kleidung, die wir auf ihr Verlangen hin im Sportunterricht zu tragen hatten, war uns peinlich. Fast nackt in der schmutzigen Turnhalle herumkrabbeln, laufen und springen zu müssen, erfüllte uns mehr mit Scham als mit Lust an der Bewegung.

Lehrer wie Schüler waren zeitbedingt damals anders als heute. Bis heute trage ich alle meine Anfänge mit mir herum. Darin dürfte ich mich von meinen Mitschülern kaum unterscheiden. Selbst bei bestem Willen kann ich es nicht vermeiden, dass sich diese meine Anfänge ab und an wieder melden und in der einen oder anderen Richtung meinen Widerstand und einen neuen Weg herausfordern. Auch darin fühle ich mich nicht einzigartig.

Zum Glück hat uns meine Lehrerin tatsächlich auch einige Weisheit mit auf den Weg gegeben. Dieses Mal ist mir der Bildaufbau im Foto

die Quelle. Außerdem fesseln mich die Rollen, die die Lehrerin jedem einzelnen von uns damals übertragen hat. Ich will beides erläutern.

Ich bin ein Kind meiner Zeit. Esoterisch beleckt, aber nur so weit gebildet, dass ich die Grundzüge der Verbindung des Tarotdecks zum kabbalistischen Denken kenne. Dass die Inszenierung, die der Fotograf mit den zehn Jungen, dreizehn Mädchen und der Lehrerin organisierte, in mir Assoziationen hervorruft, die mich zu den Illustrationen aus Crowley's Tarot² oder zur kabbalistischen Zahlenkunde führen, ist deshalb nicht wirklich verwunderlich. Verwunderlich ist allenfalls, dass die Bilder, die heute in jedem einschlägigen Laden zu haben sind, bereits in den 1960er Jahren fotografischen Gestaltungen zugrunde liegen konnten.

In der Art und Weise, in der jeder einzelne von uns in das Ganze eingefügt ist, sehe ich einerseits die ‚Drei der Kelche‘ auch ‚Fülle‘ genannt. Und andererseits finde ich die ‚Sieben der Kelche‘ auch als ‚Verderbnis‘ charakterisiert. Für die näheren Erläuterungen muss ich in der jüdisch-mystisch-theosophischen Geheimlehre forschen, mich auf uralte jüdische Mystik beziehen, auf das uranfängliche Unendliche. Das Sefirot-System der Kabbala³ erklärt mir die ‚Drei der Kelche‘ mit Bina, der unterscheidenden Vernunft, Erkenntnis und Einsicht, aber auch dem Glück in der Liebe, der Freude und der Harmonie. Die ‚Sieben der Kelche‘ habe ich als Nezach für die ‚beständige Dauer‘ Gottes, das Erreichen und die Ewigkeit, aber auch als Bild trügerischer Gefühle und leidenschaftlicher Verstrickungen zu verstehen gelernt. Die Eingeweihten wissen um erheblich differenziertere Bedeutungen der Engelordnung. Ob die Lehrerin davon etwas wusste, ist mir nicht bekannt. Doch wie Traumbilder gründen wohl auch die Bilder des Tarotdecks im Unbewussten der Menschen.

Dass wir als Gruppe gerade die Zahl 24 voll machten, diese Schicksalszahl um Gut und Böse, will ich gar nicht weiter verfolgen. Deren Bedeutung wird sich im Weiteren von selbst erhellen.

Nun zu den Einzelheiten im Bildaufbau des Fotos und zu den verschiedenen Rollen.

Auf dem Linoleumboden im Bildvordergrund hocken oder knien fünf Hirtengestalten. Vier von ihnen werden von Jungen dargestellt. Eine unter ihnen von einem Mädchen. Dieses Mädchen trägt Dirndl. Typisch für die damalige Mode. Auch mir hatte meine Mutter damals ein solches Kleid verordnet. Obgleich wir nicht in Bayern lebten. Zur Hirtin machte das Mädchen ein Filzhut mit Gamsbart. Der Hut hebt das Mädchen aus dem Kreis der Hirten heraus, ja nobilitiert sie geradezu. Keiner der anderen Hirten trägt eine Kopfbedeckung. Und das Mädchen allein ist es außerdem, das seinen Oberkörper aufgerichtet hält. Auch dadurch ragt es aus den anderen heraus. Den am Boden kauern den Jungen zu ihrer Rechten scheint das Mädchen solchermaßen fast zu erdrücken. Vor ihr, zu ihrer Linken, kniet jedoch ein Junge mit einem Hirtenstab und einem weiten Mantel, der auf eine ganz andere Weise als die Hirtin machtvoll wirkt. Vollkommen eins mit der Situation, hingegen und ‚ichverlassen‘, wie Dorothee Sölle⁴ es womöglich nennen würde, hält er sich in einer inbrünstig anbetenden Haltung. Seine Augen strahlen ausrufend ‚Im Anfang ist die Beziehung‘⁵. Dieser Junge verleiht der Gestalt der Hirtin auf dem Foto jenen Glanz, der ihrem eigenen Gesicht fehlt. Und dann spielt in diagonaler Linie zur Hirtin an der linken vorderen Bildkante noch ein Hirtenjunge die Flöte. Ob Satyr Pate gestanden hat, vermag ich nicht anzugeben. Auch nicht, ob es Pan war, der eingedenk der geliebten Syrinx seine Rohrflöte schnitzte⁶, nachdem ihre Schwestern die Nymphe in ein Schilfrohr verwandelt hatten. Ich will Pan und Satyr wie die Nymphen im Weiteren im Gedächtnis behalten und mitdenken.

Hinter den Hirten tut sich auf Podiumsstufen eine Pyramide aus weiß gekleideten Engelsgestalten auf. In ihrer Mitte – es ist zugleich die Bildmitte – sitzt Maria auf einem Stuhl. Eingehüllt in einen durchsichtigen Schleier hält sie eine der damals so modernen Babypuppen auf ihrem Schoß. An ihrer Linken behauptet sich mühsam ein rundlicher Knabe mit Hirtenstab und flachem Hut. Ein Joseph. Die englischen Mädchen in der Pyramide verdecken ihn fast. Je drei Mädchen links und rechts des trauten Paares sind es, die den Blick von ihm abziehen. Erst die weiteren drei Mädchen hinter dem Paar verschaffen ihm wieder eine gewisse Geltung. In den unteren Dreiecken halten zwei Mädchen je einen angewinkelten Arm zur Mitte hin. Das erhöht stehende dritte Mädchen zieht diese mit einer Hand zu einer Girlande nach oben. In der Spitze der Pyramide steht als eine von drei betenden Engelsgestalten ein Mädchen mit gelockten langen blonden Haaren. Sie gehört zu den wenigen, von deren weiterem Ergehen ich bruchstückhafte Kenntnis habe. Sie ist Berufsmusikerin geworden. Flötistin.

Die übrig geblieben waren, mussten der Szene - zusammen mit der Lehrerin - als Statisten einen dunklen Bildrand in Form eines aufsteigenden Bogens geben. An dessen Füßen: die beiden Töchter des ägyptischen Konsuls. Das ägyptische Konsulat war damals nicht weit von unserer Schule entfernt. Mancher außer mir mag sich daran erinnern, dass es in dem Haus am Schaumainkai untergebracht war, an dessen Stelle sich heute das Architekturmuseum befindet.

Es ist mir immer schwer gefallen, mich der Wirkung der dreimal drei, sprich' neun weißen Hemden und der goldfarbenen, von aufgeklebten Sternen gezierten Stirnbänder der weiblichen Engelsgestalten zu entziehen. Ich habe unter ihrer Herrschaft nach der Synthese aus These und Antithese gesucht. Ich habe mich an die göttliche Trinität erinnert gefühlt. Die drei Facetten des menschlichen Seins in Leib, Seele und Geist haben mich bewegt. Auch an die Moiren⁷, Nornen⁸, Matres⁹ und Musen¹⁰ habe ich mitunter gedacht. Der konkrete Anlass aber, aus dem heraus ich

dieses Mal nach dem Klassenfoto gegriffen hatte, brachte mich auf die kleine Helen Burns aus Charlotte Brontes ‚Jane Eyre‘¹¹. Helen hatte der Neuen im Vertrauen auf Gott und seine englischen Geister nicht nur ihr Gewissen als einzige maßgebliche Instanz für den eigenen moralischen Wert ans Herz gelegt. Mit ihren an Jane gerichteten Worten ‚Du hältst zu viel von menschlicher Liebe‘ hatte Helen auch ihr persönliches Drama offenbart. Und doch sollte zwischen ihr und Jane wirkliches Leben, sollte Begegnung stattfinden, eine Beziehung in Gegenseitigkeit, in der alles, was geschah, zwischen Ich und Du geschah. Gerade zwischen ihr und Jane sollte paradoxerweise eine Liebe in den Tod hinein erwachsen.

Eine Gewissensentscheidung hatten auch die Geschehnisse gefordert, die mich dieses Mal in meine Schreibtischschublade hatten greifen lassen. Diese Geschehnisse fußten auf einem anderen Paradox. Da hatte eine aus unserem Kreis, wie wir alle mittlerweile in der zweiten Lebenshälfte angelangt, einer anderen von uns mitgeteilt, überhaupt eine Beziehung zu haben, sei ihr zu eng und raube ihr das Leben. Ich hatte, als ich hiervon erfuhr, zu überlegen begonnen, ob es Leben gibt, denen göttliche Boten völlig fremd sind, seien diese nun weiblich, wie im Klassenfoto, oder männlich, wie die Tradition sie vorgibt. Inzwischen halte ich es für möglich, dass gerade die weiblichen Engelsgestalten, wie sie das Klassenfoto beherrschen, dazu beigetragen haben, dass der Gedanke an göttliche Boten mancher Beteiligten den Bezug zu ihnen regelrecht verdorben hat. Zumal angesichts des durchaus als diskriminierend verstehbaren Gebrauchs weiblicher Engelsgestalten in den ersten Jahren unseres Lebens.

Weibliche Engelsgestalten hatten sich gegen die biblischen Gabriele, Raffaele und wie sie alle heißen besonders in den 1950er Jahren durchgesetzt. In den 1960er Jahren sollten sie gleichwohl schon eher wieder der Vergangenheit angehören. Wie die symbolistischen Engel von Puvis de Chavannes¹², Degouve de Nuncques¹³, Welden Hawkins¹⁴, Carlos Schwabe¹⁵ und Hugo Simberg¹⁶. Aber die

weiblichen Engel, die Filme und Werbung in den 1950iger Jahren beherrscht hatten, wirkten noch. Als Objekt der Begierde oder Modell der idealen Gefährtin männlicher Wünsche waren sie durch alle möglichen Phantasiewelten geschwebt. Mal war es die junge Romy Schneider¹⁷ gewesen, die als Schutzengel im Kostüm einer Stewardess der Angel Starline in Géza van Radványis ‚Ein Engel auf Erden‘¹⁸ einem Rennfahrer von Weltruhm das Leben rettete und seinen Blick für das Wunder ihrer Existenz öffnete. Das andere Mal hatte Nana Osten¹⁹ als Blondine in Kurt Hoffmanns ‚Der Engel, der seine Harfe versetzte‘²⁰ durch allerhand Verwicklungen hindurch Gutes bewirkt. Und dann hatte es Engelsgestalten gegeben wie diejenigen, die ich mir immer mal wieder in einer Ausgabe von ‚Film und Frau‘²¹ aus dem Jahr 1956 ansehe. Unter dem Foto einer frisch voranschreitenden jungen Frau im taillierten Kostüm steht da etwa: ‚Sie fliegt nach Übersee‘²². Oder neben dem Foto eines schlanken Baumes, an dessen leicht geneigtem Stamm eine junge Frau in lockerem Sommerkleid mehr vom Wind aufwärts getragen wird als dass sie aufwärts klimmt: ‚... und nahm 26 Pfund ab!‘²³ Das Bild der dienstbaren Idealgestalt mit Repräsentationsfunktionen hatte es erlaubt, den Durchschnitt der Frauen und Männer zu Geschöpfen aus unterschiedlichen Sphären zu stilisieren. Noch ganz im Geiste der Aufklärung, als Haydn Adam singen ließ: ‚Nun folge mir, Gefährtin meines Lebens! Ich leite dich‘, und Eva: ‚O Du, für den ich ward. Dein Will‘ ist mir Gesetz‘. Trotz der seit 50 Jahren auf dem Papier erreichten Gleichstellung von Frauen und Männern als mündige ‚menschliche‘ Wesen!

Das Gegenprogramm hatte auf unauffällige Weise erst begonnen sich durchzusetzen. Etwa mit Jacqueline Audry's ‚Mitsou. Ein Film nach Colette‘²⁴. Die Erinnerung an die mit Rilkes Segen herausgebrachte Katzengeschichte des jungen Balthus²⁵ und die gerade erst verstorbene französische Schriftstellerin²⁶ versprach Bilder geistiger Unabhängigkeit und Freiheit von Frauen schon im Titel.

Das Klassenfoto enthält immerhin Anflüge dieses Gegenprogramms. Da ist nämlich nicht nur die Mitteilung, dass wir unser aller Dasein auf ägyptisches, jüdisches und griechisches Gedankengut stützen und unsere Kultur maßgeblich von der Geburt eines bestimmten Kindleins geprägt ist. Da ist auch nicht nur eine versteckte Botschaft enthalten, dass ein Menschsein ohne Musik nicht ist. Neben den weiblichen Engeln sticht die Exposition der Hirtin besonders hervor.

Wo hatte es je zuvor eine auch in unseren gesellschaftlichen Schichten bekannte Darstellung einer Hirtengestalt durch ein weibliches Wesen gegeben?

Nun gut, wir kannten die Gänsemagd aus dem Grimm'schen Märchen. Aber ist diese wirklich eine Hirtin? Schließlich sollte sie an sich den Sohn ihres königlichen Brotgebers heiraten. Sie war von ihrer neidischen Kammerjungfer nur ausgebootet worden. Ihr fehlten gerade die typischen Eigenschaften einer wirklichen Hirtin. Ihr Mut hieß tatsächlich Rechtsverzicht. Ihre Durchsetzung scheiterte an ihrer Todesangst. Sie musste selbst noch behütet werden. Fallada, längst enthauptet und zum Gaulskopf am Stadttor reduziert, musste für sie sprechen. Das kleine Kürtchen, viel jünger und doch schon selbständig, wusste seine Anliegen allemal besser anzubringen. Und der weise alte König war sogar zu einer List gezwungen, um die Gänsemagd aus ihrer geheimen Pein befreien und in ihre Anwartschaft einsetzen zu können. Nein, die Gänsemagd war trotz ihrer Zaubermittel, trotz Blutstropfen der Mutter, trotz sprechendem Pferd, trotz langer blonder Haare ein hilfloses kleines Mädchen, keine Hirtin. Von der Spitze der Pyramide und dem Licht des Bewusstseins war sie noch weit entfernt.

Freilich war da auch noch Hans Christian Andersens Märchen von der Hirtin und dem Schornsteinfeger. Aber das mag ich nicht recht zählen. Es geht nur um eine traurige kleine Porzellanpuppe, das Bild einer Hirtin. Mit einer geliebten anderen kleinen Porzellanpuppe hatte sie es allein für eine sehr kurze Zeit gewagt, durch den

Schornstein der drohenden Trennung zu entfliehen. Doch weil ihr die Welt, die sie da erblickte, dann allzu viel und allzu groß war, wünschte sie sich – kaum in der Freiheit angelangt - nichts sehnlicher als zurückzukehren auf den Tisch unter dem Spiegel, von dem sie aufgebrochen war.

Der Herr ist mein Hirte, mir wird nichts mangeln. War das nicht unser aller wahres Bild des Hirten? Schon im Kindergarten hatten wir es gelernt. Psalm 23 rauf und runter und dann auch wieder vergessen und in irgendeiner Krise später wieder herausgeholt.

Er weidet mich auf grüner Aue, heißt es da, und er führt mich zum frischen Wasser. Er erquicket meine Seele. Er führt mich auf rechter Straße. Sein Stecken und sein Stab trösten mich. Der wahre Hirte ist hiernach ein Beschützer. Mit seinem Stab verkörpert er Autorität, Führung, Erkenntnis, Recht und Barmherzigkeit.

Konnte es neben diesem überhaupt je noch eine Hirtin geben? Wie sollte ihre Wahrheit sein?

Tatsächlich kannte schon mein geliebtes 19. Jahrhundert Hirtinnen. Mit den neuen Freiheiten waren die sozialen Umbrüche gekommen. Im Bild der Hirtin konnte man sich auf die alten Griechen wie auf die neuen Franzosen beziehen. Es waren nicht nur Thorvaldsen²⁷ und Begas²⁸, die sich auf Apulejus²⁹ und Homer³⁰ bezogen. Auch Clemens Brentano³¹ brauchte deren Schilderungen zu Eros und Psyche, Aphrodite und Anchises, als er dichtete³²:

„An dem Feuer saß das Kind,/Amor, Amor, und war blind;/mit dem kleinen Flügel fächelt/in die Flamme er und lächelt,/fächle, lächle, schlaues Kind.//Ach, der Flügel brennt dem Kind,/Amor, Amor läuft geschwind!“O, wie mich die Glut durchpeinet!“/Flügelschlagend laut er weinet,/in der Hirtin Schoß entrinnt/hülfeschreiend das schlaue Kind.//Und die Hirtin hilft dem Kind/Amor, Amor,/ böse und blind./Hirtin, sieh, Dein Herz entbrennt,/ hast den Schelm Du nicht

gekennt?/Sieh, die Flamme wächst geschwind,/hüt' Dich vor dem
schlaun Kind!'

Schiller³³ hatte die Hirtin dann wieder in die Menschenwelt zurück
versetzt, als er die göttliche Themis³⁴ mit gerechtem Stab den
schönsten Hirten der schönsten Hirtin zuführen ließ.

Schafe, das wichtigste Objekt hütender Betätigung, hatte dann die
Malerei ins Bild gesetzt. Bei Millet³⁵ waren sie noch mager. Wie der
Ertrag, den eine Hirtin damals aus ihrer Tätigkeit zog. Golden wie
das Kornfeld, in dem die Hirtin ihr Werk verrichtet, wurden sie erst
bei Vincent van Gogh³⁶. Und mit dem Gold war die Verbindung der
Hirtin zum Himmel und zur Reife, Weisheit und Führungskraft
gekommen. Die für jede Wanderschaft durch einen Wald von
Tannen erforderliche Kühnheit setzte Anders Zorn später hinzu³⁷.
Doch von alledem wussten wir damals nichts.

Im Anfang war das Wort

In allem, was ich gewesen bin, was ich bin und was ich in Zukunft
sein werde, beziehe ich mich auf etwas, das vor mir bereits da war.
Ich setze fort, was war oder grenze mich davon ab.

Aus der Schöpfungsgeschichte weiß ich, dass Gott Himmel, Erde
und das Licht schuf, und dass er das Licht von der Dunkelheit
trennte. Als Metaphern strukturieren Himmel und Erde, Licht und
Dunkelheit meinen Alltag. Die johanneische Rede³⁸ vom ‚Wort‘, das
am Anfang war, hat darin eine eigenartige Bedeutung.

Ich trenne den Glauben von naturwissenschaftlichen Kosmogonien.
Ich verbinde meinen Glauben mit der Frage „Wozu lebt der Mensch“
und Naturwissenschaft mit der Frage „Wie ist die Welt und wie ist
der Mensch entstanden“. Ich sehe darin zwei völlig unterschiedliche
Fragestellungen. Die zwei Erklärungsansätze mag ich unter einem
Gesichtspunkt der Konkurrenz nicht miteinander vergleichen. Ich

lehne Kreationismus ab, und doch beschäftigt mich die Schöpfungsgeschichte mit ihrer Strukturierung der Welt.

Und nun halte ich mich mit dem Begriff ‚Beziehung‘ auf und sehe mich gehalten, die tiefere Vernunft des ‚Wortes‘, das im Anfang, am Anfang und zu Anfang war, zu hinterfragen

Das ‚Wort‘, auch ‚logos‘ als Anfang, zu Anfang, im oder am Anfang erklärt mir das Gewicht, das ich tagtäglich und immer mehr jedem Wort und seiner Bedeutung geben mag und an dem ich tagtäglich und immer wieder scheitere.

Doch besonders das Wort Gottes, das Wort, das Gott gleich ist, ist mir immer wieder ein Rätsel. Eine ‚Sprache‘ Gottes mag ich wohl annehmen. Der Begriff ist so allgemein, dass er alle möglichen Zeichen erfasst. Ich mag auch in jedem Wort in seiner wahren Bedeutung ein göttliches Prinzip entdecken. Es gilt, dieses Prinzip zu erfassen, es zu begreifen, einen Begriff zu gewinnen. Wird der Begriff erkannt, entfaltet das ‚Wort‘ womöglich ein zerstörerisches Potential und zerstört die alles entscheidende Sinn- oder Gottesbeziehung. Ein jedes Wort kann dann in Leben eingreifen. Es kann das Licht verdunkeln und mit ihm das göttliche Prinzip, die Weltvernunft.

Anders ausgedrückt: Durch ein Wort wird alles geschaffen.

In dem ‚Wort‘ Gottes stand von Anfang an das Licht. Und im Licht stand von Anfang an das Leben. Das Leben ist im Innersten also von Anfang an eins mit Gott. Doch schon von Anfang an hat sich die Welt gegen das Licht und gegen das Leben gewehrt. Ich frage deshalb, durch welches Wort oder durch welchen Gebrauch von Worten Leben geschaffen und durch welches Wort oder durch welchen Gebrauch von Worten Leben womöglich zerstört wird. Als Leben begreife ich dabei alle Form von Lebendigkeit.

Wenn am Anfang der Welt das Wort Gottes stand, dann fühle ich mich gedrängt zu klären, welcher Art dieses Wort war. Ich fühle mich zu der Frage veranlasst, ob dieses Wort Vorbild aller Worte ist, die dem Leben dienen. Und ich gelange zu der Frage, ob es gewissermaßen ein Urwort gegeben hat, und durch welche Eigenschaften sich dieses auszeichnet.

Ich suche nach Definitionen.

Ein Wort ist ein Gebilde, fällt mir ein. Nach unserem heutigen Verständnis hören oder sehen wir in jedem Wort eine Lautfolge. Seit Erfindung der Schriftsprache werden diese Laute auch Buchstaben genannt. Wenn aber ein Wort eine Lautfolge ist, und Gott sich also einer Lautfolge entäußert hat, dann könnte ein Hören für das Urwort bedeutsam gewesen sein. Wer hat gehört, als Gott sprach? Müssen Laute gehört werden, um zu wirken? Wer muss diese Laute hören, damit sie wirken? Haben Laute und besonders Urlaute per se eine schöpferische Macht, wie die Kabbalisten meinen?

Sind Himmel und Erde durch Urlaute geschaffen worden? Auch Licht und Dunkelheit, Sonne, Mond und Sterne, die Tiere und der Mensch? Oder werden Himmel und Erde, Licht und Dunkelheit, Sonne, Mond und Sterne, die Tiere und der Mensch durch Laute gar täglich von neuem geschaffen? Sind es Laute, durch die eine Menschengemeinschaft ihre kosmisch fundierte Ordnung immer auf ein Neues gewinnt? Sind es Urlaute, durch die sich Himmel und Erde in Harmonie vereinen, durch die Sonne und Mond scheinen, Jahreszeiten voranschreiten, Sterne vorrücken, Wasser fließen und alles gedeiht? Befinden Laute über die Zu- und Abneigungen von Menschen, über ihre Gefühle, ihre Freude, ihre Trauer, ihre Ängste, ihre Sehnsucht, ihre Liebe und ihren Hass?

Höre ich die Ouvertüre von Haydns Schöpfung³⁹, höre ich gleißendes Licht, vibrierendes Wachsen, schillerndes Aufbrechen von Materie. Im Urnebel des noch herrschenden Chaos.

Wie im Klassenfoto bewege ich mich dann auf dem Gelände der Architektur. Es bedarf eines ordnenden Baumeisters, aber auch eines Werkmeisters. Wer ist wer? Gottvater mit Gottmutter? Oder Gottvater mit Gottvater? Gar Gottmutter mit Gottmutter? Wie viel leichter scheint mir eine Erklärung mit Hilfe eines pluralen Gottesbegriffs. Wenn Elohim⁴⁰ sprach, es werde Licht, und es ward Licht, so muss Elohim zu Elohim gesprochen haben, es werde Licht. Der Herr des Bauwerkes muss gesprochen, die Werkmeisterin es geschaffen haben. Oder hat die Frau des Bauwerkes gesprochen, der Werkmeister es geschaffen? Die Gegenwart Gottes hat mit dem väterlichen und dem weiblichen Prinzip gewirkt. Engel haben sich zu einem fruchtbaren Miteinander zusammen getan.

Eine interessante Kosmogonie! Laute machen Sprache. Laute machen aber auch Musik. Ist die Musik also Grundlage aller geistigen Entstehung von Welt? Fragen über Fragen. Und Antworten?

Finde ich über die Musik zu den Eigenschaften des Urwortes? Mit welcher Überlegung hatte unsere Lehrerin akzeptiert, dass der Fotograf den Flöte spielenden Hirten ausgerechnet an den vorderen Bildrand, zur Rechten der gesamten Szenerie setzte?

Es ist noch nicht lange her, da habe ich mir mit meinem Nachbarn in den Frankfurter Landungsbrücken⁴¹ die ‚Sonate in Urlauten‘ oder ‚Ursonate‘ von Kurt Schwitters⁴² angehört. Frankfurt verteidigt insoweit ja eine Geschichte der Erstaufführung gegen Stuttgart. Ein Mann und zwei Frauen zischten, sausten, zirpten, flöteten, buchstabierten, ja spukten sich die Seele aus dem Leib, um uns zwischen

„Fümms bö wö tää zää Uu,

pögiff,

kwii Ee

Ooooooooooooooooooooooooooooo

und

dll

rrrrr beeeee

in verschiedenen Tempi, Modulationen und Lautstärken mit einem Schlüsselwerk akustischer Literatur bekannt zu machen. Architektonisch kam das Werk tatsächlich im Stil einer Sonate in vier Sätzen daher. Mit einer Introduction. Mit einem Rondo mit lyrisch-weichen Themen gefolgt von harter Maskulinität. Mit einem Largo und einem Scherzo mit zwischengeschaltetem Trio und einem aus einem Presto herauswachsenden Finale. Der Bauplan eines jeden Satzes ist allgemeingültig. Exposition, Durchführung, Reprise und Coda. Ein Thema wird eingeführt, gegen ein anderes Thema ausgespielt, auf jeden Fall möglichst erschöpfend behandelt, zusammengefasst und in die Grundtonart zurück geführt.

Was ich von Schwitters wie zuvor Haydn tatsächlich gelernt habe, ist, dass Urlaute unmöglich Schlagworte oder Klischees sein können. Jede noch so feine Variation will wahrgenommen und zu einem Ganzen geordnet werden.

Dennoch sind meinem Gemüt die Schwitter'schen Laute zu vulkanös, wenn ich daran denke, was ein Höherer womöglich geordnet hat, als er sprach, es werde Licht. Mein Empfinden, das sich gerne an die Überlieferung hält und hinter aller Revolution Verrat wittert, wenn sie nicht von mir selbst ausgeht, hält es lieber mit dem sanften und doch längst überholten Neptunismus⁴³. Welch' eine Offenbarung ergibt sich aus der Vorstellung, dass der Geist Gottes im pianissimo auf der Fläche der Wasser schwebte, bevor Gott sprach, es werde Licht, und es dann im stärksten denkbaren fortissimo tatsächlich Licht ward.

Die Schwitter'sche Sonate allerdings lebt wie Haydns Schöpfung und überhaupt alle Musik, aus ihren Pausen. Die Pausen lassen den einzelnen Lauten Gerechtigkeit widerfahren. So, wie eine jede Nacht einem jeden Tag. Erst die Nacht macht den Tag zum Tag. Erst die Pause macht einen Laut zum Laut. Pause und Gerechtigkeit gehören zusammen wie Tag und Nacht.

Durch Meister Eckhart, an den ich bei jedem Konzert in der Heiliggeistkirche⁴⁴ denke, habe ich einen anderen Begriff von Gerechtigkeit kennen gelernt als er mir aus der Rechtsphilosophie bekannt ist. Aufgrund eines Paradigmenwechsels bestimmt für ihn nicht die Haltung des Gebens den Begriff der Gerechtigkeit, sondern die Haltung des Empfangens. Gerech ist derjenige, der alle Dinge gleich empfängt und in den Unterschieden deren Bedeutung erkennt. Gerech ist, wer mit Gelassenheit den Willen Gottes hinnimmt, in allem, was ihm widerfährt.

Doch weder über die Schwitter'schen Urlaute noch über Meister Eckhart gelange ich schon wirklich dorthin, wohin ich will. Ich will die Abgründe der Urlaute erfahren, um zur Einsicht der Eigenschaften des ‚Wortes‘, Gottes Wortes, des Urwortes zu gelangen. John Cage mag in seinen 4'33'' auf der gleichen Suche gewesen sein. Wer kennt diese aleatorisch aus den Zahlen des I Ging gefundenen 4'33'' nicht? Erst kürzlich wurden sie mal wieder in der Frankfurter Musikhochschule gegeben.

Bei der Uraufführung in Woodstock, N.Y. im Jahr 1952 war ich noch nicht von dieser Welt. Aber Youtube macht es möglich, die Uraufführung nachzuvollziehen. Die Avantgarde des Pianisten und Komponisten David Tudor verzaubert mich auch da noch. Auf dem Programm steht: 4'33'' - Eine Komposition in drei Sätzen. Schon wieder ist es eine Sonatenform. Schon wieder ohne Noten. Mit der einzigen Anweisung: TACET. Als ob Hans Castorp das

Urschweigen belauschte⁴⁵. Ich begreife die Komposition als eine Meditation über die Bedeutung von Geben und Nehmen. Da ist John Cage ganz Meister Eckhart. Aber ich begreife die 4'33" auch als eine Meditation über die Bedeutung von Zeit, über die Bedeutung von Lauten und Tönen, über die Bedeutung des ‚Spielens‘ von Tönen im Gegensatz zum ‚Geschehenlassen‘ von Lauten, über die Bedeutung von ‚Stille‘ - die ist wie eine Dauerpause und doch keine Pause -, als eine Meditation über die Gestaltung und das Komponieren von Geräuschen und von Musik. Die Erinnerung an die Übertragung einer ersten Orchesterfassung auf BBC Radio 3 im Januar 2004 lässt mich immer noch in Begeisterung schwelgen.

Ob John Cage sich auch auf Rilkes ‚Ur-Geräusch‘ bezogen hat? In jener kleinen Abhandlung zu den Hervorbringungen eines Phonographen, die drei Jahrzehnte zuvor an Mariae Himmelfahrt entstanden ist, weit vor 4'33"?' Rilkes Kronen-Naht des Schädels heftete sich mir bereits nach der ersten Lektüre unvergesslich ins Gedächtnis. Genauso ihre Ähnlichkeit mit der Linie, die der Stift eines Phonographen in den Zylinder des Apparates eingräbt. Und wie Rilke sodann überlegte, was geschähe, wenn man den Stift des Phonographen täuschte und ihn über eine Spur lenkte, die nicht aus der graphischen Übersetzung eines Tones stammte, sondern ein natürlich Bestehendes ... eben eine Kronen-Naht wäre. Und wie er dann meinte, ein Ton müsste entstehen, eine Ton-Folge, eine Musik ... Gefühle, die aber womöglich verhinderten, einen Namen für das Ur-Geräusch, welches da zur Welt kommen sollte, vorzuschlagen. Rilke zog eine Frau hinzu. Die erst wusste einen Namen vorzuschlagen: Geistesgegenwart und Gnade der Liebe.

Da ist es also, das göttliche Prinzip. So einfach. Fürchte Dich nicht, denn ich habe Dich erlöst; ich habe Dich bei Deinem Namen gerufen und Du bist mein. Mit dem Namen mündet Beziehung in Bindung.

Als ob die von Rilke Hinzugezogene nicht nur bei den alten Ägyptern Anleihe genommen hätte. Denen, die auch schon um die Kraft der Musik wussten. Isis zählte zu ihren musikalischsten Göttern. O Isis und Osiris! Wahre Liebe wird durch Leid geboren, lässt Mozart den Priester Sarastro in seiner Zauberflöte singen. Sie oben, er in der Unterwelt, das Gegenbild zur Königin der Nacht und dem Priester Sarastro, zur machtbesessenen Intrigantin und dem Weisheitsfürsten. Verkehrte Welt in Schwarz und Weiß gegen den Kult der Götter im Dienst der Erziehung des Menschengeschlechts?

Mit der Finsternis bin ich nun endlich bei allem, was den Nimbus des Lebenszerstörerischen trägt, dem vermeintlich teuflischen Gegenbild zum Urwort, zum Urlaut, zum Urgeräusch als Vorbild.

Evas Heldentat, als sie vom Baum der Erkenntnis von Gut und Böse aß und Adam davon abgab, kann kaum die gleiche Art von Verbindung zur Finsternis hervorgerufen haben wie sie die Königin der Nacht verkörpert. Setzte Eva nicht vielmehr den Anfang zum Mündigwerden der Menschheit, zum Anfang der Geschichte menschlicher Lebendigkeit? Mit Adam war da kein großer Staat zu machen. Mit ihm wäre die in der Bibel überlieferte Geschichte Gottes in der gegebenen Form nie und nimmer zustande gekommen. Weibliche Neugier und Selbständigkeit fehlten ihm.

War und sind diese beiden Eigenschaften Sünde oder gehörte es bereits zur göttlichen Vernunft, ein Tabu aufzustellen, an das sich seine Geschöpfe unmöglich halten konnten, wollten sie dem ihnen innewohnenden Lebensprinzip treu bleiben? Auch Adam beteiligte sich letztlich an der Auflösung des göttlichen Doublebinds, der den beiden ersten Menschen einerseits aufgab, sich die Erde untertan zu machen. Und ihnen andererseits verbot, zur Frucht zu greifen. Wie sollten die Beiden anders zu ihrer Bestimmung finden? Da musste gleichgültig sein, dass noch keiner von beiden Charakter hatte, dass Adam fand, Eva sei schuld gewesen, und Eva fand, es sei die

Schlange gewesen und dass sie sich noch hinter Bäumen vor Gott verstecken zu können glaubten.

Haben die Bäume etwa auch etwas mit dem Urwort, dem Urlaut oder Urgeräusch zu tun?

Herr des Bauwerkes und Werkmeisterin. Elohim und Elohim. Immer wieder ist sie da. Die Verbindung aus Mann und Frau, aus Mutter und Vater, aus Himmel und Erde. Auch der Baum, Synthese zwischen Himmel, Erde und Wasser, symbolisiert das weibliche Prinzip, den nährenden, schützenden, Zuflucht gewährenden Aspekt der großen Mutter. Vom Baum des angeblichen Sündenfalls ist es nicht weit bis zu dem Baum, an dem Christus gekreuzigt werden sollte. Vor dieser Kreuzigung hatten Maria und die Heilige Anna mit dem Kind noch Schutz im Schatten des Baumes gefunden. Mit Giovanni da Modena⁴⁶ und Gerolamo Dai Libris⁴⁷ hat uns die Renaissance auf diese Zusammenhänge hingewiesen. Misereor hat sie 1982 in Jacques Chéry's⁴⁸ Hungertuch aus Haiti wieder zu Bewusstsein gebracht. Immer wieder geht es um den Geist Gottes in der Geistesgegenwart und die Gnade der Liebe.

Wenn es nicht um einen Baum geht, dann kommt der Busch zum Zuge. Beide sind sie Holzgewächse. Doch fehlt dem Busch die Hauptachse. Er ist wie ein grüner Rebell. Das, was Adam nach dem Mahl des Apfels eigentlich suchte, war meines Erachtens ein Busch. Hinter oder in dem Busch hätte er sich womöglich vor den Augen Gottes besser verbergen können. Aber die Paradiesgeschichte hielt für ihn und Eva keinen Busch bereit. Obwohl Gott auch seine Büsche hat. Aber die waren späteren Zeitpunkten vorbehalten. Man denke nur an den Dornbusch. Den hatte sich Gott allerdings selbst zugedacht. Als Rebellenversteck. Als mal wieder eine göttliche Revolution, ein Vulkanausbruch von der Art der Schwitters'schen Urlaute bevorstand.

Die Geschichte vom Dornbusch ist eine Hirtengeschichte durch und durch, eine Begegnung zwischen zwei Hirten, ein Beziehungsereignis der ganz besonderen Art. Der Busch am Berg Horeb, der nicht verbrannte, obgleich eine lodernde Flamme aus ihm schlug, hatte den Mann Moses neugierig gemacht. So, wie Eva, die Frau neugierig geworden war. Neugier ist ja wohl stets ein Anfang. Wie Eva wollte Moses sich die Sache aus der Nähe betrachten. Nur brauchte dieser kein von Gott gesetztes Verbot zu übertreten, wie die noch wenig gereifte Eva. Der Geist Gottes wandte sich direkt an ihn und versprach dem Volk seinen Auszug aus der Sklaverei und ein Land mit Milch und Honig. Eva und ihr Adam mussten noch um eine ganz andere Freiheit ringen. Sie mussten erst einmal zu mündigen selbstverantwortlichen Menschen erwachen. Eine Freiheit von Sklaverei konnte für sie noch gar kein Thema sein. 50 Tage durch die Wüste zu wandern, vom Ich zum Du, das ist für die, die ihr Ich erst noch entdecken müssen, eine ungeeignete Aufgabe. Der Dornbusch steht für eine ihnen noch völlig unbekannte Freiheit, für eine Freiheit nicht der Emanzipation von Gott, sondern des Vertrauens auf Gott.

Ist es zu waghalsig, dem vorbildlichen Urwort, gar jedem Wort in seiner wahren, seiner vernünftigen Bedeutung eingedenk des vulkanösen Dornbusches auch einen Freiheitsaspekt zuzuordnen?

Diptam oder Dictamnus albus. Womöglich Senna alexandrina. Nicht nur ein Denkmal. Ein Ableger davon wird angeblich im Katharinenkloster auf dem Sinai gezeigt. Vielleicht müssen wir gar nicht so weit ziehen, um ihn, den ganz besonderen Busch, in Bewusstsein und Ehren zu halten.

Die Rothschild'schen Felder rund um den alten Frankfurter Kühhornshof und den später angelegten Bertramshof sollen voller Dornbüsche gewesen sein. Dass der Magistrat den alten Diebsgrundweg vor etwas über 100 Jahren dann in ‚Am Dornbusch‘

umtaufte, lässt doch manches erwarten. Mit Blick auf den Einzug des Hessischen Rundfunks in die Räume der Pädagogischen Akademie am Bertramshof und auf die Hinterlassenschaften der vormaligen Gärtnerei Sinai.

Frankfurt selbst ist Sinai. Vor Jahren schon teilte uns das eine Postkarte mit, die zum Evangelischen Kirchentag verteilt wurde. Mit großen roten Lettern stand über der Frankfurter Silhouette: SINAI.

Eine E-Mail

Vor nicht allzu langer Zeit gab mir die Frau, die in meiner Klasse die Maria gegeben hatte, den Ausdruck einer E-Mail. Sie wollte meine Meinung.

Zu einer E-Mail! Auch in unserer Zeit liegen manchem zu diesem Kommunikationsmittel noch Fragen auf der Zunge.

Diejenigen unter uns, die der englischen Sprache nicht mächtig sind, werden gelinde Schwierigkeiten haben, zu verstehen, was tatsächlich gemeint ist. Die E-Mail wird immerhin mit Bindestrich geschrieben, darf also keinesfalls mit dem Émail verwechselt werden, das jede und jedermann kennt. Das französische Ministerium für Kultur hat den Gebrauch der Bezeichnung E-Mail umsichtigerweise vor ein paar Jahren verboten. Mit einem Courriel oder Courrier électronique lebt sich nicht schlechter. Dafür authentischer. Der Glanz, den Émail manchem Schmuckstück, unseren Kochtöpfen oder Straßenschildern verleiht, fehlt einer E-Mail nun mal. Ein bisschen Schutz der eigenen Sprache tat not. Haben Franzosen nicht immer schon einen Sinn für das Urtümliche, das Eigene gehabt? Franzosen sind nachgewiesenermaßen Revolutionäre, die dem Eigenen, dem Individuellen, dem Urtümlichen schon zu ganz anderen Zeiten zu seinem Recht verholfen haben.

Ach, wie mir die Franzosen lieb sind, mit ihrer Nähe zum guten alten Latein, wenn sie von *édit*, *élève* oder *émancipation* sprechen. Auch in eingedeutschter Form führen uns die Worte sogleich in die Welt der Kultur. Erst über das Griechische können wir wieder mithalten, wenn wir uns über Elegien, ein Eleison oder das Echo unterhalten.

In unseren deutschen Landen greift die freie Bürgerschaft neuerdings lieber jeden Amerikanismus oder Anglizismus auf anstatt sich um die Vollendung dessen zu bemühen, was die Franzosen begonnen haben. Dass wir nicht mehr in der amerikanischen oder englischen Zone leben, ist dabei in Vergessenheit geraten. Unsere deutschen Mitbürger, die vor ein paar Jahren von Staatswegen noch verpflichtet waren, vorwiegend russisch zu lernen, haben doch immer wieder das Nachsehen. Auch das Russische bevorzugt ja noch die Authentizität, wenn es lautmalerisch von einer ‚elektronnaja poschta‘ spricht.

Tatsächlich hilft unser Schulenglisch nicht wirklich weiter. Wohl mögen wir wissen, dass ‚mail‘ im Englischen die Post bezeichnet. Aber das reicht nicht. Immerhin besteht das Wort E-Mail, leicht erkennbar an dem Bindestrich, aus zwei Teilen. Der vordere Teil: ein schlichtes E. Das englische e unterscheidet sich nicht wesentlich von dem deutschen e. Es ist hier wie dort der fünfte Buchstabe im Alphabet. Ein Vokal. Dass das Englische das e manches Mal auch als i verlauten lässt, tut nicht viel zur Sache. Denn als Anfangsbuchstabe bleibt es meist ein e. Zu schaffen macht mir die Groß- und Kleinschreibung. Denn das Englische kennt nur die Kleinschreibung. Ausgenommen den Satzanfang. Und das Deutsche unterscheidet zwischen kleinen Adjektiven und großen Substantiven. Orthographisch korrekt sollte die E-Mail hiernach vielleicht eher e-Mail heißen. Doch für die Interpretation bleibt dies ohne Belang. Ohne Unterstützung aus Fachkreisen komme ich bei der Übersetzung nicht weiter.

Aber welche Fachkreise muss ich befragen?

Ein Germanist kann es schwerlich sein, wo ein Wortteil bereits aus dem Englischen stammt. Die Kombination eines Wortes, dem ein ‚E‘ mit Bindestrich vorangestellt wird, kenne ich allerdings aus verschiedenen Zusammensetzungen mit deutschen Nomen. Mir fällt die E-Musik, die sogenannte ernste oder auch klassische Musik ein. Im Bereich der Musik gibt es auch die E-Gitarre, eine elektronische Gitarre. Wie unterschiedlich aber ist der Gebrauch des ‚E‘ bereits in diesen Zusammensetzungen. Einmal ist das ‚E‘ die Abkürzung eines deutschen Adjektivs, das andere Mal die Abkürzung einer lateinischen Ableitung. Beide Male gehört sich das E klein geschrieben und dem nachfolgenden Substantiv ohne Bindestrich vorangestellt.

Immerhin habe ich hierdurch zwei mögliche Übersetzungen gefunden. Eine E-Mail kann eine ernste Post sein. Und sie kann eine elektronische Post sein. Ich beschließe, dass die Verbindung mit der englischen ‚mail‘ die deutsche Übersetzung verbietet und entscheide mich für die Übersetzung mit der lateinischen Ableitung. Aber wie will ich als entschiedene Gegnerin von Abkürzungen die E-Mail in meinen Sprachgebrauch aufnehmen? Bleibe ich bei E-Mail oder spreche ich von elektronischer Mail? Oder muss ich meine Rede auf eine ‚electronic mail‘ einrichten?

Unter Studenten bin ich auf den Begriff E-Denkarium gestoßen. Mein Neffe, Sieger bei Jugend forscht, weiß natürlich ganz genau, was das ist. Locker vom Hocker lässt er mich an seinem Fundus teilhaben. Ganz selbstverständlich gibt es für ihn auch e-books, e-bugs, e-fellows, e-matters, e-learning, e-papers und e-teaching.

Ade, Du liebes Deutsch. Es macht ja keinen Unterschied, ob ich nun electronic sage oder elektronisch, sage ich mir. Und sei doch nicht so kleinlich, ergänze ich für meine Seele. Aber ein kleiner Stich im Herzen bleibt doch. Die Musik ist je eine andere, ob ich ‚electronic‘

oder ‚elektronisch‘ sage. Das schöne lang gezogene o... und das weiche warme sch... fehlen mir, wenn ich mich auf ‚electronic‘ einlasse. Das ‚electronic‘ hat natürlich ein bisschen mehr Pepp, ist geschwinder in der Aussprache und enthält mehr Entschiedenheit in der Aussage. Hic Rhodos, hic salta.

Wehmut beschleicht mich. Ich will nicht fortwährend geschwind und entschieden sein. Ich brauche auch meine Träumereien, meine Illusionen, mein Bad im Wohlklang und Wohllaut. Ich will mein lang gezogenes o... und mein weiches warmes sch zurück! Kampfeslaune, Kampfesstimmung breiten sich in mir aus. Und schon meldet sich wieder die Realität: ich bin klein, mein Herz ist rein, was kann ich schon wirken, ohne Gott allein.

Die auf elektronischem Weg in Computernetzwerken übertragene Nachricht in der Art eines Briefes verlangt ihr Recht. Schließlich leben wir im Zeitalter moderner Kommunikation. Die vom Briefträger übermittelten Zeilen gelten als antiquiert. Basta! Eine moderne Frau schreibt keine Briefe und Postkarten mehr. Erst recht keine „bewegte“ Frau der Moderne. Sie hat Wichtigeres zu tun.

Das Basta! macht mich traurig. Ich hänge an den Postkarten, die ich in meinem Leben geschrieben und erhalten habe. Ich hänge auch an den Briefen, die ich geschrieben und erhalten habe. Wie habe ich es immer genossen, Entscheidungen zu treffen. Soll ich eine Postkarte senden oder einen Brief? Welche Postkarte wäre geeignet? Welches Briefpapier ist dem Gegenüber angemessen? Schon im Vorfeld unterhielt ich mich auf vielfältige Weise mit dem zukünftigen Empfänger. Ich machte mir Gedanken über seine Vorlieben und seine Eigenarten, über meine Vorlieben und meine Eigenarten und darüber, wie ich beide in Einklang bringen kann. Ich genoss die imaginierte Freude über die Vielzahl von Eindrücken, die ich meinem Gegenüber würde vermitteln können, wenn ich dieses oder

jenes Bild auswählen würde oder dieses oder jenes kleine Gedicht in meine Zeilen einfügen würde.

Und in welch' vielfältiger Weise konnte eine Postkarte oder ein Brief ein späteres Gespräch vorbereiten. Die sinnliche Ebene der Kommunikation war bereits erklommen. Denn Postkarte oder Brief waren schon durch unser beider Finger und Hände gegangen. Das Knistern oder Rascheln beim Anfassen des Papiers hatte bereits unsere Ohren betört. Unsere Augen hatten sich an den Farben und an der Anordnung der Zeilen gelabt. Vielleicht hatte sogar unsere Nase einen kleinen Genuss erfahren, nach mehr verlangt oder sich rümpfend abgewandt.

Und wie frei ließ mich noch jeder Brief und jede Postkarte. Ich wählte aus, wann ich das gute Stück dem Briefkasten entheben wollte. Ich wählte aus, wann, wo und wie ich es anschauen wollte. Ich wählte aus, wann, wo und wie ich mich der Lektüre widmen wollte. In jeder Hinsicht durfte ich Rücksicht auf meine innere und äußere Verfassung nehmen. In jeder Hinsicht wurden meine sämtlichen Sinne angesprochen.

Nichts dergleichen hält eine E-Mail bereit.

Öffne ich das zuständige Programm auf meinem Computer, kann ich nur Senden/Empfangen wählen. Schon kommt alles, was ich jetzt oder erst später haben oder nicht haben will, auf einmal. Alle Mails sehen von außen gleich aus. „Junk“ erkenne ich mal an einer Spam-Anzeige, mal an dem verdächtig unbekanntem Absender, mal an dem angedeuteten Inhalt einer Viagra-Therapie oder ähnlichem. Wie die Werbung in meinem Briefkasten muss ich sie aussortieren. Ansonsten droht Überfüllung. Mancher Absender verlangt von mir gleich eine Lesebestätigung. Bestätige ich nicht, werde ich alsbald noch einmal heimgesucht. Ich funktioniere bei allen diesen Pflichtübungen prächtig. Die Wahrnehmung meiner Sinne gerät

darüber allerdings oft ins Hintertreffen. Nur gelegentlich erfasst mich ein freudiges Zittern, wenn ich einen Absender erkenne, von dem ich weiß, dass er die E-Mail-Funktion nur nutzt, um sich mit mir zu verabreden, mir kurzfristig eine begehrte Nachricht zukommen zu lassen, mich um eine kleine Hilfeleistung zu bitten oder mir eine Antwort auf eine entsprechende Bitte meinerseits zu übersenden. Da wird meine Lebendigkeit noch ernst genommen. Ja, solche Mails erweitern sogar noch meine Möglichkeiten. Die Zahl sinnlicher Erfahrungen lässt sich so phänomenal erhöhen. Ich muss keine langen Kutschfahrten mehr unternehmen oder einen Boten los senden, um mich zu persönlichen Begegnungen in der kommenden Woche zu verabreden.

Aber da gibt es auch diese andere Art von Mails. Diese Art von Mails, die gleich einer Wasserstoff- oder Atombombe durch einfachen Knopfdruck auf den Weg gebracht wird, die nichtet und vernichtet, ohne dass die auslösende Person zuvor nur annähernd eine Vorstellung davon entwickelt haben kann, was der Knopfdruck im einzelnen anrichten wird. Der Faktor Zeit spielt eine so wesentliche Rolle. Wer den beschwerlichen Weg des handschriftlichen Briefes, der Suche einer Briefmarke, des Weges zum Briefkasten geht, hat unendlich viel Zeit. Diese Zeit will ausgefüllt werden. Diese Zeit steht Gedanken zur Verfügung, Gedanken über den Inhalt des eigenen Tuns. Sind die Langsamkeit einer Handschrift, die Notwendigkeit einer Briefmarke und der lange Weg zum Briefkasten schon Hürden, so bauen Gedanken weitere Hürden auf.

Zu den Mails, die einschlagen wie Bomben, zähle ich solche, die die persönliche Begegnung ersetzen, für die Zukunft erschweren oder geradezu unmöglich machen. Die sinnliche Erfahrung, die sie vermitteln, beschränkt sich auf eine Art von Selbsterfahrung ob der Emotionen, die gewisse Worte auslösen. Die Bedeutung, die ein Gegenüber den gesetzten Worten gegeben hat, bleibt bloße

Spekulation. Denn der kommunikative Austausch ist nicht gewünscht. Solche Mails setzen ein Ende, töten, leben aus der Liebe zum Beenden und zum Tod.

Es sollte eine solche E-Mail sein, über die Maria das Gespräch mit mir suchte.

Holografien

Maria hatte ich vor einigen Jahren überraschend auf der Berliner Straße wieder getroffen. Sie war eine Vorreiterin. Den Weg der Maria war sie irgendwie immer weiter gegangen. Sie war eine Pilgerin auf Wahrheitssuche. Dabei war sie nie besonders aufgefallen. Von Uneingeweihten wurde sie nicht erkannt. Aber auch nicht von ihrem Weg abgelenkt. Die Lehrerin musste etwas geahnt haben, als sie ihr die Rolle antrug, mit der sie nun für alle Zeiten im Klassenfoto verewigt ist.

Wie passend, womit sie sich damals beschäftigte. Dennis Gábor⁴⁹ hatte gerade den Nobelpreis für Physik erhalten. Mit der holografischen Methode hatte er das Auflösungsvermögen von Mikroskopen verbessert. Kurz darauf hatten Fotografen begonnen, sich auf dreidimensionale farbige Bilder von Objekten zu spezialisieren. Und, wie hatte Maria darauf reagiert? Mir nichts dir nichts hatte sie ein kleines feines Lädchen eröffnet, in dem sie eine wunderbare Pracht entfaltete. Ihre Holografien waren perfekte Illusionen. Und sie lüfteten sogar Schleier. Die listigen Täuschungen dieser Bilder zwangen jeden Betrachter dazu, sie zu hinterfragen und ihre Geheimnisse zu erforschen. Sie drängten geradewegs jeden, der sie in die Hand nahm, zur Neugier. Gleichgültigkeit ließen diese Bilder nicht gelten.

Ich erinnere mich an meine Begeisterung. Ich verliebte mich damals in ein Quadrat, das aus der Nähe nichts weiter als eine silbrig glänzende Folie mit seltsamen Flecken erkennen lässt. Es hängt bis heute in meiner Ecke der 1950er Jahre. Gleich neben dem roten Kühlschrank. Entferne ich mich ein wenig von der silbrig glänzenden Folie, kann ich bei geeignetem Lichteinfall eine Vielzahl gleichschenkliger Quadrate und verschieden positionierter Rechtecke entdecken. Manche von ihnen tragen Zahlen. Je nach Lage des Quadrats oder Rechtecks stehen, fallen oder liegen die Zahlen. Eine große 8 neben einer kleinen 4, eine überraschende 0 unter einer 2 und so fort. Entferne ich mich noch etwas weiter, wird die Folie zu einem farbig leuchtenden Regenbogen, ganz in den Farben der bunten Plastiksessel, die ich wie den Nierentisch und die bunte Tütenlampe in den vergangenen Jahren auf dem Sachsenhäuser Sperrmüll gefunden und wieder hergerichtet habe.

Mit Engelsgeduld hatte Maria mir damals das zweistufige Abbildungsverfahren erklärt, in dem Holografien zur Entstehung gebracht werden. Laser würden über und untereinander gelegt, um das Licht zu bündeln. Und so weiter Welch' eine Offenbarung war das damals. Heute sehe ich Holografien in jeder gut sortierten Auslage von Postkarten aus der Welt des Kinos, aber nicht mehr in der Vielfalt, die Maria damals anbot.

Maria war wissbegierig. Sie beschäftigte sich mit allem, was ihr unterkam und interessant erschien. Zu allem Religiösen hatte sie ein recht naives Verhältnis. Sie liebte Chorgesang, beschäftigte sich mit Kunst und Literatur und pflegte Umgang mit Menschen unterschiedlichster Herkunft und Bildung. Dabei war es ihr gelungen, immer wacher und aufmerksamer für die symbolische Bedeutung eines jeden Verhaltens, eines jeden Seins zu werden. Sie wollte eine ernsthafte Frau sein. Doch das fiel ihr häufig sehr schwer. Ja, es erwies sich immer wieder als einigermaßen

unmöglich. Und dann gelang es ihr auch mal wieder so, dass jeder den Hut vor ihr zog.

Auf den ersten Blick war ihr übel mitgespielt worden. Maria hatte ein Ziel ihrer Wünsche und Sehnsüchte gefunden. Sie hatte eine Frau gefunden, mit der zusammen sie ihre Zukunft hatte gestalten wollen. Wenigstens in einem Teilbereich ihres Lebens. Sie war bereit gewesen, sich auf deren Wesen einzulassen, mit allem, was ihre Seele neben ihren anderen Engagements hergab, komme an Stärken und Schwächen, was da wolle. Ihre Hingabebereitschaft war auch genährt worden. Die andere hatte sich mit ihr wohl gefühlt, war mit jedem Mal der Begegnung offener und freier geworden. Sie hatten gemeinsame Themen. Und sie hatten begonnen, gemeinsame Projekte zu entwerfen. Freizügig hatte die Hirtin angekündigt, wen oder was aus ihrem Leben Maria noch kennen lernen würde. Sie hatte bereits ein Hemd bei Maria gelassen und bei sich ein Dauergefäß für Marias Tee eingerichtet. Die gegenseitigen Besuche sollten sich auf jeden Fall wiederholen. Und dann diese E-Mail! Eine E-Mail, die absolut war. Eine E-Mail, die unumgänglich ein Ende setzte. Aber auch eine E-Mail, die Maria zu neuen Dimensionen ihres Seins führte.

Die E-Mail entpuppte sich als ein Ding mit zwei Seiten. Sie war ihr der Anfang zu mehr Klugheit und Besonnenheit. Wie Schuppen war ihr von den Augen gefallen, worauf sie sich eingelassen hatte. Sie war einem Tauschhandel verfallen, wie er die Märchen prägt, in denen der Teufel im Spiel ist. In gewisser Weise war Maria dem leibhaftigen Teufel selbst begegnet.

Anders als der Baumeister in der Legende von der Alten Mainbrücke hatte sie die Übersicht über die Geschehnisse durchaus verloren. Sie hatte sich vom Teufel nicht nur eine Brücke errichten lassen. Anstelle eines Hahns - Tierschützer seht's nach, es war noch eine andere Zeit - hatte sie ihm gar ihre eigene Seele als Lohn geschenkt.

Das zerriss nicht den Teufel vor Ärger, sondern ihre Seele vor Kummer.

Anders als den Müllerstöchtern in den Märchen vom ‚Rumpelstilzchen‘ und von der ‚Jungfrau ohne Hände‘ war ihr weder ein königlicher Bote noch eine königliche Schwiegermutter zur Hilfe geeilt.

Allerdings hatte Maria es zu ihrem Glück auch nicht übertrieben. Das Los der Frau des Fischers hatte sie nicht zu befürchten. Gott gleich hatte sie nicht werden wollen. Das alte Elend blieb ihr erspart. Sie hielt es lieber mit Phoenix aus der Asche.

Tod und Leben

Es ist ein weit verbreiteter Irrglaube, dass die Tötung von Leben reine Vernichtung oder Zerstörung von Leben ist. Dieser Irrglaube bindet sich an die Vergangenheit und an längst geknüpfte Beziehungen. Er hofiert Erinnerungen und versteht sich aus dem Schmerz über das Ende oder den Verlust einer Lebensphase oder einer Person. Was er auslässt, ist die Zukunft. Denn er nimmt deren Potential noch nicht wahr, zieht nicht einmal in Betracht, dass es zum Entstehen neuer Beziehungen kommen wird.

Hinter jedem Akt der Tötung steht ein anderes Leben. Hinter jeder Nichtung oder Vernichtung eines Menschen verbirgt sich der Lebensanspruch eines anderen. Der Tötungsakt ist eine machtvolle, ja gewaltsame Mitteilung eines Lebenswillens. Aus allen denkbaren Formen, in denen sich Lebendigkeit ausdrücken kann, liegt seine Besonderheit in seiner stets zerstörerischen Gestalt.

Durch einen Akt der Tötung kann ein Leben auf einer bestimmten Bahn gehalten werden. Gleichwohl vermag ein Akt der Tötung

einem Leben auch eine neue, eine lebensdienlichere Richtung zu geben.

Besonders die Inder sind bekannt für ihr Wissen um die Abhängigkeit von Leben, Tod und Erneuerung. Ihre Göttin Kali schafft Platz für Neues. Der Volksmund nennt sie „die Putzfrau“. Was sie berührt, das verschwindet. Als Göttin des Todes und der Zerstörung steht sie zugleich im Dienst der Erneuerung. Und darin ist sie eine viel geehrte Beschützerin des Menschen. Die göttliche Mutter richtet ihre zerstörerische Wut nämlich nicht gegen Menschen als solche, sondern gegen Dämonen und Ungerechtigkeit. Ihre Sichel ist das Werkzeug, das Verwirrung, Unwissenheit und Bindungen durchschneidet. Sie macht den Weg frei zur Erlösung von lebensfeindlichem Fühlen und Verhalten. Im Christentum sprechen wir vom Weg zum neuen Menschen. Kali zerstört die negativen Kräfte und Illusionen, die den Menschen daran hindern, Heil zu erlangen und den Geist zu befreien, um dem Kreislauf der Wiedergeburten, dem Samsara⁵⁰ zu entkommen.

Göttliches Töten unterscheidet sich gravierend von manchem Töten eines Menschen. Das Tun des Menschen ist nicht an eine Entwicklung zum Guten gebunden. Menschliches Töten dient häufig der Erhaltung von Verwirrung, Unwissenheit und selbstschädigenden alten Bindungen und Verhaltensmustern. Nur in der gottgeleiteten Heldentat führt ein Tötungsakt zur Erneuerung. Wie bei dem jungen Perseus⁵¹, der die Gorgo Medusa⁵² enthauptete. Da ging es nicht um pure Mordlust. Es ging um die schiere Ausführung eines willkürherrschaftlichen Auftrages. Um der himmlischen Gerechtigkeit willen mussten die göttliche Athene und der Himmelsbote Hermes eingreifen und die unbedarfte Jugend vor den Gefahren des Eifers bewahren.

Fast jedem Menschen gefriert das Blut in den Adern, wenn er einen anderen, einen seinesgleichen, quasi sich selbst, Auge in Auge töten

soll. Perseus wäre es um ein Haar nicht anders ergangen. Der unmittelbare Anblick des Hauptes der Medusa verwandelt jeden Menschen in Stein. Seinem Opfer einfach eine schwarze Haube über den Kopf zu stülpen wie zu den Zeiten, in denen Scharfrichter oder Erschießungskommandos Todesstrafen vollstreckten, war von daher ausgeschlossen. Was also tat der Held?

Er konzentrierte sich auf das Spiegelbild in seinem ehernen Schild. Der Illusion des grausigen Weibes schlug er gleich Kali mit der Schwertsichel des Hermes das Haupt vom Leibe. Verwahrt in der göttlichen Zaubertasche brachte er dieses dann, ohne selbst Schaden zu nehmen, dem, der ihn ins Unglück hatte stürzen wollen. Wie einen Spiegel hielt er es diesem nun vor und ließ die himmlische Gerechtigkeit geschehen, die ihm zu vollstrecken bestimmt war.

Die Umstände, mit denen Maria mich vertraut machte, ließen mich fragen, ob der altbekannte Perseus heute nun Vorbild weiblicher Helden ist oder ob die weiblichen Helden der Gegenwart für ihre Taten völlig neue Muster gefunden haben. Meine Aufmerksamkeit sollte dazu bedenken, wie real das Bild wohl war, das die Hirtin von Maria hatte, wie real ferner das Bild war, das Maria von der Hirtin hatte, und wie real schließlich das Bild war, das die beiden jeweils von sich selbst hatten.

Die Hirtin gab später an, sie habe Maria mit der E-Mail schonend auf ein Gespräch vorbereiten wollen. Und in der Tat hatte sie in der E-Mail angekündigt, sie wolle mit Maria in drei bis vier Tagen telefonieren. In der Wirkung auf Maria war das jedoch so gewesen, als ob Perseus der geköpften Medusa mitgeteilt hätte, er habe sie vor dem Anblick ihrer Tötung schützen wollen, indem er sich zum eigenen Schutz des Schildes bedient hätte.

Lag es allein an Maria, dass die von der Hirtin so wundersam beabsichtigte Schonung und Gnade für diese nicht spürbar wurde?

Trug sie allein die Verantwortung für die Wirkung der E-Mail der Hirtin?

Ich pflege jeden Tötungsakt unter zwei Blickwinkeln zu betrachten. Es liegt in der Natur eines Tötungsaktes, dass er nicht nur Ausdruck des starken Lebenswillens eines bestimmten Menschen ist, sondern unausweichlich auch auf ein anderes Leben einwirkt.

Die Frage, wie ein Tötungsakt auf ein anderes Leben einwirkt, führt deutlich über diejenige hinaus, was ein Tötungsakt aus der Sicht des Täters ist. Erst durch diese zweite Frage tritt das Gegenüber, das Du, der andere Mensch ins Bild.

Zwei Menschen haben vom jeweils anderen getrennte selbständige Lebenswillen. Anders ausgedrückt heißt das, dass zwei autonome Leben ihrer Natur nach regelmäßig verschiedene Ziele haben. Das gilt auch, wenn es um den Tod eines anderen geht. Nur in der Liebe wollen zwei vereint sein und treffen gemeinsam eine Entscheidung für das Leben oder den Tod. Im egoistischen Tötungs- oder Nichtungsakt ist das handelnde Subjekt auf ein Objekt angewiesen. In der Täter-Opfer-Beziehung unterwirft sich das ‚ideale‘ Opfer der Handlungsidee des Täters, ja provoziert oder stimuliert den Täter womöglich noch, wie wir aus der mittlerweile umfangreichen Viktimologie und -dogmatik wissen. Typischerweise verweigert ein Mensch jedoch seine Opferung. Die Einwilligung in die Opferung ist nur erträglich, wo dieser ein heiliger, ein göttlicher Sinn zugeordnet werden kann.

Je besser es Menschen gelingt, einen anderen im Tötungsakt zum willenlosen Objekt zu machen, desto eher scheint ein solcher Akt dazu geeignet, ein neues Leben zu gebären. Nicht zwar durch den Mörder, doch aufgrund einer göttlichen Lenkung.

Indem es Perseus, dem bereits genannten bahnbrechenden Griechen, gelang, der im Spiegel entmachteten Medusa das Haupt abzuschlagen, konnten ihrem Rumpf der geflügelte Pegasus entkommen und durch seinen Flügelschlag neue Quellen entstehen. Und nicht nur die griechische Mythologie hält dazu ein Beispiel bereit. Aus dem vom Pöbel ans Kreuz geschlagenen Christus gingen neue religiöse Denkgebäude und Gemeinschaften hervor.

Die Gesetze der Natur sind einer Hirtin Alltag. Sie hat tägliche Anschauung in der Tierwelt. Da kommt es zu den verschiedensten Arten und Folgen des Tötens. Kaum eine Tötung hat eine andere Bedeutung als Leben zu sichern und zu verlängern. Mit einem kräftigen Nackenbiss bricht eine Katze ihrer Beute das Genick. Genauso machen Fuchs und Wolf es mit Schafen. Schlangen verschlingen ihre Opfer bei lebendigem Leib, nachdem sie sie vorher mit Hilfe ihrer Körperkraft stranguliert oder sie mit ihrem Gift betäubt haben. Hyänen und Maden fressen sich gleich durch das lebendige Gegenüber. Mit Elektroschocks lähmen manche Fischarten sogar Pferde und Kühe, die ein Wasser durchqueren wollen. Bienen sind schon dabei beobachtet worden, wie sie einer angreifenden Hornisse die Luft nahmen, indem sie ihr mit ihren Körpern die Nase zuhielten. Mit Krokodilen, die ganze Büffel durch Ertränken überwältigen, haben wir in unseren Breiten glücklicherweise weniger zu tun, aber natürlich mit Fischreihern, die ihre Beute einfach herunterschlucken. Waffengewalt gibt es zwar auch im Tierreich. Doch gibt es kein Tier, das sich ihrer in so phantasiereicher oder phantasieloser Art und Weise bedient wie der Mensch.

Sehnsucht, Sucht und Liebe

Maria hatte die Hirtin vor wenigen Monaten wieder getroffen. Erstmals nach langer Zeit. Dieses Wiedertreffen war einhergegangen

mit der Entdeckung einer neuen Sympathie, ja mehr noch, mit dem Gefühl eines bis dahin noch nicht einmal erahnten Hingezogeneins.

Manchen Gedanken und einige Zeit hatte Maria hiernach darauf verwandt, sich ein Bild derjenigen zu machen, die die Hirtin mittlerweile geworden war. Die Hirtin selbst hatte einiges zu Marias aufgeflammtem Interesse beigetragen. Ganz nebenbei hatte sie Maria mit feministischem Gedankengut bekannt gemacht. Maria hatte sich dadurch eine ihr bis dahin völlig unbekannte Welt geöffnet. Die Hirtin hatte Maria auch dadurch gewonnen, dass sie ihre Ideen, was die beiden in der Zukunft miteinander und gemeinsam unternehmen könnten, mit ihr geteilt hatte. Da waren Vorschläge, Galerien aufzusuchen, die sich auf Frauenkunst spezialisiert hatten. Visionen von gemeinsamen Reisen hatte die Hirtin ins Gespräch gebracht. Das gemeinsame Interesse für ernste Filme hatte die beiden miteinander verbunden. Und die zurückliegenden Engagements beider für Fragen des Tier- und Umweltschutzes hatten eine harmonische Alltagsgestaltung mit gemeinsamen Selbstverständlichkeiten erkennen lassen. Für eine geplante Tagung zu Frauenfragen hatte die Hirtin Möglichkeiten gesehen, Marias Kompetenz als Kunsthistorikerin auch für Themen feministischer oder gar lesbischer Kunst nutzbar zu machen. Maria fühlte sich dadurch genauso aufgewertet, wie dadurch, dass die Hirtin sie an Überlegungen teilhaben lies, womöglich alsbald in ihre Nähe umzuziehen. Immerhin lebten dort schon einige andere Frauen, zu denen die Hirtin persönliche und berufliche Beziehungen pflegte. Maria war auf alles eingegangen. Sie hatte begonnen, sich mit der fremden, aber faszinierenden Ideenwelt der Hirtin anzufreunden. Sie hatte die emotionalen Wünsche der Hirtin zu antizipieren versucht und hoffte, mit ihren eigenen Wünschen zum Zuge zu kommen. Auf der Suche nach den Einzelheiten, aus denen sie ihre Verbindung miteinander begründen konnte, hatte sie gleichwohl die Bedeutung dieser und jener Verhaltensweise der Hirtin im Kontext der nach und nach entstehenden Bindung hinterfragt. Sie hatte begonnen, sich in

einem zunehmenden Gefühl der Sicherheit auf freundschaftlichen Umgang und die Aussicht gemeinsamer Projekte einzurichten. Das Gefühl der Sicherheit war nicht zuletzt dadurch gestärkt worden, dass die Hirtin und Maria einen ganzen Sonntagnachmittag damit verbracht hatten, die Kinder- und Jugendfotos der Hirtin anzuschauen. Maria war darüber zu der Meinung gelangt, dass sie sich nahe kamen und dabei recht gut verstanden. Dass die Hirtin irgendwelche Vorbehalte gegen sie hegte, war ihr trotz der zweifellos noch großen Fremdheit nicht erkennbar geworden. Ihre Zeit hatte Maria gerne gegeben. Sie war voller Hoffnung und Vertrauen auf die Zukunftsträchtigkeit ihres Tuns.

Besagter Sonntagnachmittag hatte jedoch das letzte Zusammensein der Beiden sein sollen.

Einen Brief, in dem Maria auf das vorangegangene Miteinander eingegangen war, hatte die Hirtin noch gerne gelesen und sich darüber scheinbar gefreut. Dass Maria umgekehrt nie mit einer Postkarte oder einem Brief würde rechnen dürfen, hatte die Hirtin frühzeitig klar gestellt. Und Maria hatte dies akzeptiert.

Zwei Tage nach dem folgenden letzten Telefonat war die Hirtin dann jedoch wie verwandelt gewesen. Per E-Mail hatte sie sich Zeit zum Nachdenken gewünscht, Zeit zur Neuordnung ihres Lebens. Wie lange das dauern würde? Keine Ahnung. Bitte, keine Anrufe, und, bitte, bloß keine überraschenden Besuche! Allerdings hatte sie nach einer Woche ein Lebenszeichen gesandt. Per E-Mail. Auch die Bitte um ein wenig mehr Zeit. Desgleichen nach zwei Wochen, diese nun begleitet von der Nachricht, dass es ihr leider nicht sehr gut gehe.

Maria war in einige Besorgnis um das Wohlergehen der Hirtin geraten. Aber auch eine ungute Ahnung war in ihr hoch gekrochen.

Was hatte die Hirtin? Wie konnte sie ihr Gutes tun, ihr die offenbar schwierige Lage erleichtern? Oder wollte die Hirtin von ihr womöglich nichts mehr wissen? Benutzte sie die Mitteilung von ihrem schlechten Befinden nur, um Maria ihr gegenüber günstig gestimmt zu halten? Weshalb? War die Hirtin eine verkappte Formwandlerin? Nach der Art des Odo aus der Star-Treck-Serie Deep Space Nine⁵³, die sie beide so gerne zur Entspannung gegen manchen anstürmenden Alltag schauten? Maria meinte, in einem riesigen Ozean von Unkenntnis und Ahnungslosigkeit zu schwimmen.

Die Kontaktsperre hatte wie ein Suchtmacher auf sie gewirkt. Gleich einem Luftballon, der aufgeblasen wird, war ihre Sehnsucht ins Uferlose gewachsen. Sie hatte nicht mehr nur Wünsche. Sie war ein einziges Wollen. Maria kam sich vor, als sei sie auf Entzug und lebte wie ein Junkie. In der ständigen Hoffnung auf Erlösung aus der Ungewissheit, natürlich zum Guten. Das Schweigen der Hirtin war so anders als diese üblichen Gesprächspausen in Freundschaften, in denen zwei miteinander kommunizieren, dann eine Weile wegen irgendwelcher Aktivitäten nichts voneinander hören lassen, aber wissen, dass sie den Kontakt nicht abreißen lassen werden, und dass sie wieder aufeinander zukommen wollen, sobald die Zeit es möglich macht.

Im Falle der Kontaktsperre schlägt die Psyche Purzelbäume. Das wissen wir spätestens seit dem Deutschen Herbst⁵⁴. Die Kontaktsperre ist auf Selbstmord angelegt. Oder auf Mord. Unter der Kontaktsperre passieren geheime Dinge. Kein Mensch weiß von nichts. Das Aufrechterhalten eines Keims von Hoffnung hält in Abhängigkeit. Alle, die etwas zu sagen hätten. Besonders diejenigen, die in ihrer Bewegungs- und Handlungsfreiheit eingeschränkt sind. Charles Dickens⁵⁵ nannte sie die weiße Folter. Sie tut ja nichts. Von außen betrachtet.

Maria hatte unter ihrer Ohnmacht gelitten. Sie hatte sich willens und imstande gefühlt, der Hirtin zur Seite zu stehen, sie in notwendigen Entscheidungen zu unterstützen, womöglich auch nur zuzuhören. Doch die Hirtin wollte nichts, absolut nichts. Maria war einfach unwichtig, wenn nicht gar lästig.

Nicht, dass Maria in irgendeiner Weise ihre tägliche Arbeit vernachlässigt hätte. Nicht, dass sie sich nicht mehr um ihre Freunde, Bekannten und Nachbarn gekümmert hätte. Aber sie stand in all' ihrem täglichen Tun unter einem seltsamen Zwang. Sie musste etwas tun. Und sie musste vor allem etwas tun, was ihr Entlastung verschaffte, etwas, das sich sehr von ihrem üblichen Verhaltensrepertoire unterschied.

Das Ziel davon war Maria völlig unklar. Mit aller Macht zog es sie zu Themenstellungen, von denen sie glaubte, sie könnten die Hirtin beschäftigen. Es handelte sich durchweg um Themenstellungen, mit denen sie sich kaum je, geschweige denn gründlich befasst hatte. Nun erst wollte sie wirklich erfahren, wie die Hirtin womöglich dachte und fühlte. Sie wollte auf nächste Treffen unbedingt besser vorbereitet sein. Getrieben von der Befürchtung, dass die Hirtin ihre Unbedarftheit in Fragen des Feminismus' und des Lesbianismus' zum Trennungsgrund nehmen könnte, wollte sie sich in der Zeit der Kontaktsperre doch wenigstens einige grundlegende Positionen erarbeiten. Mit wem hatte sie sich da überhaupt eingelassen? Wofür interessierte sich diese Frau? Was bereitete ihr Freude, was lehnte sie ab? Jede noch so kleine Bemerkung der Hirtin in den zurückliegenden Wochen gewann ihr an Bedeutung. Zugleich war sich Maria ihrer Ohnmacht bewusst. Wenn die Hirtin tatsächlich nichts mehr von ihr wissen wollte, konnte das viele Gründe in und außerhalb ihrer Person haben. Sie würde diese Gründe womöglich nie erfahren. Aber dieses, diese Ohnmacht zu ertragen?

Ihr Bedürfnis nach einem Gegenüber stillte Maria notgedrungen in einer Frauengruppe. Es war die Hirtin gewesen, die diese Gruppe vor einigen Jahren mit dem Ziel gegründet hatte, speziell für „ältere“ Lesben, i.e. „Lesben 49 plus“ eine Gesprächs- und Begegnungsmöglichkeit zu bieten, einen Raum, der die besonderen Themen, Lebenslagen und Interessen von Lesben in der zweiten Lebenshälfte deutlicher sichtbar macht und zur Sprache bringt. Maria war erst ein halbes Jahr zuvor hinzu gestoßen. Vermittelt durch eine Dritte. Die Dritte war für die gute Stimmung in der Gruppe zuständig. Sie gab die Rolle der bürgerlichen Ehefrau, die endlich begriffen hatte, was politisch angesagt ist. Inhaltlich konnte sie mangels gründlicher Beschäftigung Wesentliches nicht beitragen. Eine Diskussion konstruktiv zu steuern, war ihr nicht gegeben. Aber sie konnte nette kleine Kommentare abgeben. Zum Beispiel zu solch' wichtigen Themen wie der Schwierigkeit, in jeder passenden und unpassenden Lage des eigenen Lebens als Lesbe authentisch in Erscheinung zu treten. Oder zu den Leiden durch eine Entscheidung für das Leben mit einer Frau, die Sex mit einer anderen Frau partout ablehnt.

Während ihres Rückzugs ließ die Hirtin auch der Gruppe keine ihrer bekannten Impulse mehr zukommen. Die Gruppe dümpelte vor sich hin. Etwas Input konnte nur gut tun. Die Frauengruppe traf sich damals in geschlossenem Kreis. Zu regelmäßigen Diskussionsrunden im Internet. Zugang hatte nur, wer aufgrund einer persönlichen Empfehlung Zugang erlangt hatte.

Hier legte Maria sich ins Zeug.

Sie sollte eine Welt von Licht und Schatten kennen lernen. In einer Höhle voller Winkel und Abgründe breitete sie sich aus, zeigte sich, suchte Impulse zu setzen und sich in feministischen Grundübungen zu bewähren. Die Frauen in der Gruppe waren ihr dabei einigermaßen egal. Sie kannte keine von ihnen näher. Es bestand

auch kaum Aussicht, sie je näher kennen zu lernen, obgleich Maria Sympathien zu entwickeln begann. Letztlich wollte sie sich nur vor der Hirtin ausbreiten, wollte, dass diese sie sieht, dass diese auf sie antwortet, dass diese in ihr eine adäquate Mitstreiterin erkennt.

Alle in der Gruppe nannten sich feministisch. Keine schien definieren zu können oder zu wollen, was sie darunter versteht. Alle verfügten über eine gewisse Lebenserfahrung. Alle fühlten sich zu Frauen hingezogen. Entweder als ‚Sandkastenlesbe‘ oder als ‚Early Bird‘ von frühem Alter an. Oder, nachdem sie Kinder geboren und groß gezogen hatten, als ‚Late Bloomer‘. Es ging ihnen nicht um Wahrheit und Authentizität. Es ging um Identitätsbildung und -bestätigung, um Stärkung und Kräftigung eines als wenig akzeptiert erlebten Lebensweges. Schwächung, und sei es nur eine vorübergehende, durch Differenzierung, Wert- und Interessensgegensätze wurde nicht gebraucht.

Der Konflikt war vorprogrammiert.

Maria wollte Informationen, wollte Fragen und vorläufige Antworten austauschen. Sowohl über die Außenwelt als auch über das, was die Frauen miteinander verbindet. Das, was mit der Hirtin jetzt nicht möglich zu sein schien, wollte sie innerhalb der Gruppe zum Leben erwecken. Gegen die versammelte Gleichgültigkeit und Trägheit wollte sie eine Welt erschaffen, in der die einzelnen Frauen reale Beziehungen und Bindungen begründeten. Sie wollte den virtuellen Austausch von Worten zu Erleben werden lassen. Wie beim Tischtennis sollten sich alle Beteiligten im Ping Pong miteinander verbinden und lebendiger werden.

Wie kühn und voller Illusionen!

Maria trug Zusammenfassungen wichtiger Veranstaltungen und Aufsätze zu Fragen des Feminismus‘ zusammen. Sie forderte die

Umsetzung feministischer Grundsätze. Sie verlangte die Selbstreflexion patriarchaler Verhaltensweisen im eigenen Repertoire und die behutsame gegenseitige Aufforderung zu Verhaltensänderungen. Eingedenk der Wirksamkeit von starken Frauen in ihrem eigenen Leben machte sie sich zur Verfechterin des Affidamento des italienischen Feminismus'. Sie glaubte an eine Deutung, die sie durch Antje Schrupp⁵⁶ kennen gelernt hatte. Sie erfuhr, dass diese Position wegen ihres christlichen Fundaments in der Gruppe vehement abgelehnt wurde. Überhaupt haftete hier allem Christlichen und erst recht der Kirche der Geruch des Verwerflichen an. Von Gruppen im kirchlichen Kontext, die im Glauben ihrer Kirche fest verankert, innerkirchlich dennoch die Anerkennung ihrer Homosexualität suchten, sollte hier Distanz gehalten werden. Das war der Mehrheit in dieser Gruppe eine allzu suspekta Welt. Für diese Verständnis aufzubringen, erschien mehrheitlich als absurd.

Die Arbeit an der feministischen Begriffswelt bereitete Maria zunehmende Freude. Sie stellte sich den Antworten aus der Gruppe mit wachsender Lust. Dankbar erfuhr sie einen spürbaren Zugewinn an Identität. Durch die Anerkennung, die sie von einzelnen Frauen bekam, fühlte sie sich stärker als zuvor. Die Ablehnung mancher ihrer Vorlieben durch andere Frauen nahm sie bald mit Gelassenheit hin. Sie verlangte freies Denken, Sprechen, Schreiben, Zeichnen und Malen. Sie verlangte Gründlichkeit und wagte es, jedwede Oberflächlichkeit abzulehnen. Sie wollte Antworten und forderte ihre Mitfrauen auf, sich auf dem Weg dahin genauso zu engagieren, wie sie es tat. Und das mit dem Impetus derjenigen, die fest daran glaubt, dass jedem Menschen, gleichgültig ob Frau oder Mann, aufgegeben ist, die eigenen Anlagen zu weitmöglicher Entfaltung zu bringen und dabei allen anderen ebensolches zu wünschen und zuzubilligen. Bei allem war sie sich bewusst, dass sie dies auch der Hirtin zu verdanken hatte, die diese Gruppe gegründet und unterhalten hatte. Bei allem zweifelte sie dessen ungeachtet immer wieder daran, ob sie den anderen überhaupt irgendetwas geben

könnte, ob nicht diese allein es waren, die ihr einen Dienst taten. Denn sie war auf dem Gelände ein Frischling. Alle anderen hatten den Bewusstseinsprozess, den sie gerade durchmachte, womöglich schon lange hinter sich. Alle anderen wollten möglich nur noch mehr oder weniger ihre Ruhe.

Die Hirtin ließ sich nicht erweichen. Sie blieb stumm. Ob als graue Eminenz im Hintergrund oder, weil es ihr nicht gut ging, das behielt sie, ganz Event Managerin, zu der sie sich immer mehr hatte entwickeln wollen, für sich.

Event Management

Die Hirtin war eine Event Managerin, die sich auf ‚Events‘ konzentrierte, die ich jeweils nur ungern als ‚Event‘ bezeichnen mag. Das, was die Hirtin managte, blieb in einem sehr privaten Rahmen. Zugelassen wurden maximal 100 Frauen. Die Auswahl erfolgte persönlich. Aufgrund von Telefonaten, die der Erkenntnis dienten, ob die Interessierten altersmäßig und in ihrer Orientierung auf Frauen als Partnerinnen den Auswahlkriterien entsprachen. Es war dennoch ein gerüttelt Maß an Arbeit, dass da von ihr zu bewältigen war. Sie organisierte und bewarb die Tagungen, wählte die Themen und Referentinnen aus, lud die Referentinnen ein, stellte das Informationsmaterial für die angemeldeten Teilnehmerinnen zusammen und versandte es, alles im Einfrau-Management. Sie sorgte für die angemessene Unterbringung und Versorgung sämtlicher Beteiligten, plante das Budget, vollzog die Abrechnungen. Wie eine große Mutter.

Event Management ist heutzutage ein Studienfach, wie mich das Internet gelehrt hat. Ein weiterer Anglizismus bzw. Amerikanismus, der sich in unsere Sprache eingeschlichen hat. Ich will den Begriff klären und durchsuche meine Wörterbücher und Etymologien. Im

Englischen meint das ‚Event‘ oder ‚Happening‘ nach diesen Wörterbüchern nicht mehr als ein Ereignis, eine Situation, in der etwas geschieht. Etwas eleganter klingt dasselbe mit dem französischen Ursprung. Das Évènement, die Begebenheit, das Ereignis, der Erfolg oder Ausgang einer Sache trifft aber letztlich nicht, was heutzutage mit dem Event gemeint ist. Selbst die verwandte Eventualität ist mit dem Event sinnvoll nicht mehr zu verknüpfen.

Meine Unzufriedenheit mit diesem Ergebnis führt mich zur Selbsterforschung meines eigenen Verständnisses und der Erfahrungen mit dem Sprachgebrauch in meiner Umgebung. Im modernen Kontext dient der Begriff danach auch dazu, die Konturen jeder kulturellen Zusammenkunft bis hin zu privaten Einladungen zu verwischen. Eine Soirée, ein literarischer Abend, ein Salon, ein Hauskonzert, ein Chorkonzert, eine Fortbildung, finde sie in Gestalt einer Tagung, eines Wochenendseminars oder gar als wissenschaftlicher Kongress statt, erhält genauso wahllos das Etikett ein Event zu sein wie eine Großveranstaltung, zu der prinzipiell jeder Zugang erlangen kann.

Zum Glück beschränkt sich die Verwendung des Begriffs ‚Event‘ wenigstens in Feuilletons noch auf öffentliche Veranstaltungen. Wenigstens dort zielt er noch allein auf Massenveranstaltungen, in denen ein Aspekt der Verdichtung und der Ballung von Interessen erkennbar wird. ‚Sound and Light Shows‘, Übertragungen von Operaufführungen oder Fußballspielen auf Großleinwänden im öffentlichen Verkehrsraum eines Opernplatzes oder der Straße des 17. Juni dürfen dazu gezählt werden. Ebenso Karnevals- oder Faschingsumzüge und monumentale Feuerwerke. Menschen, die sich ihrer selbst im beruflichen Alltag entfremdet haben, dürfen in solchen Veranstaltungen aufwachen, sich mal wieder fühlen, etwas „erleben“. Die Erlebnisse können – jedenfalls in Großstädten – gar nicht sensationell, erregend und einzigartig genug sein. Das Déjà-

Vue ist ein Sakrileg. Das Stille und/oder Nachdenkliche, in dem es auf die Wahrnehmung jeder Einzigartigkeit und Besonderheit ankommt, verliert sich in der Größe des Events. Die ‚freie‘ Zeit der ‚freien‘ Bürgerschaft der Moderne fordert in diesem Sinne eine ganze Industrie heraus und verschafft darüber einem neuen Berufszweig Anerkennung. Die Vermittlung von Wohlgefühl wird Gegenstand von Serviceapparaten, die Enthusiasmus und Rausch kollektiv erlebbar machen. Die Mühen und Freuden geistiger Fortentwicklung als Individuum interessieren im dieser Maßen nachgesuchten Wohlgefühl nicht. Das Erleben und Aushalten unerträglicher Kleinheit und Unvollkommenheit ist nicht „in“. Modern sein verlangt aber „in“ zu sein. „In-Sein“ ist etwas Großartiges. Das „In-Sein“ braucht, wie so viele kritische Zeitgenossen wissen, die Gruppe, das Gruppenerlebnis, die Zugehörigkeit zum Großen, die Illusion der eigenen Großartigkeit.

Darin knüpft das ‚Event‘ an die Tradition der Festspiele an. Wie gut, dass die Kulturgeschichte diese Zusammenhänge längst aufgezeigt hat. Wie gut, dass es in jedem kulturhistorischen Studiengang Veranstaltungen zur Bedeutung von Festen und Festspielen gibt. Von daher wissen wir aber auch, dass allen Festspielen traditionell die Selbstausslegung der jeweiligen Gemeinschaft eignet, die Feier ihrer Werte und die Aufgabe der Integration ihrer Mitglieder. Welch’ unterschiedliche Richtungen diese haben können, ist nicht zuletzt am Vergleich der Aussagen der Feste der französischen Revolution, der Freiheits- und Verfassungsfeste des deutschen Vormärz bis hin zu den Veranstaltungen in den Jahren des Nationalsozialismus’ zu erkennen. Mir vorzustellen, wie diese egalitär jeweils als ‚Event‘ angekündigt worden sein sollten, erfüllt mich dennoch mit Grausen. Irgendwie hat das ‚Event‘ für mich etwas Fröhliches und Unbeschwertes, das auch ich gelegentlich erleben will. Auch ich möchte zum CSD durch die Straßen tanzen. Auch ich freue mich an einer Übertragung einer Opernaufführung auf einem öffentlichen

Platz. Das griechische Vorbild, in dem es darum ging, Göttliches und sein Hineinwirken in menschliches Leben darzustellen, hat dessen ungeachtet auch makabere Fortentwicklungen erfahren. Zumal angesichts dessen, dass der Zuschauer im Veranstaltungskontext des griechischen Vorbildes etwas über die Prinzipien des moralisch richtigen Lebens erfahren sollte. Darin hat sich bis heute im Wesentlichen nichts geändert. Entscheidend scheinen mir dann aber doch die jeweiligen Prinzipien im Einzelnen zu sein. Die Love Parade und die Veranstaltungen zum Christopher Street Day ⁵⁷ möchte ich als ‚Events‘ der Gegenwart von Mal zu Mal neu aspektiert und hinsichtlich jeder teilnehmenden Gruppe einzeln betrachtet wissen. Nichts anderes gilt für arrangierte Gruppentreffen in Internetforen, die gleichfalls Eventcharakter haben können.

Erst kürzlich hat mich ein Zeitungsartikel darauf aufmerksam gemacht, dass dem griechischen Modell das römische gegenüber steht. In diesem buhlte anders als im griechischen Vorbild der Imperator als Herrscher über Leben und Tod um die Zustimmung der plebiszitären Massen. In der Arena der Amphitheater fand das Volk die Spiele, die es vergnügte. Für die Spiele belohnte das Volk den Caesar mit Applaus. Die Spiele im alten Rom waren in ihrer Wirklichkeit allerdings Kämpfe, die Stellvertreterkriegen glichen. Der Daumen des Imperators entschied über ihren Ausgang.

Und weshalb bringe ich das nun ausgerechnet an dieser Stelle?

Ganz einfach. Angesichts der Erzählungen von Maria musste ich mich dem Eindruck öffnen, dass manches Event, das mit dem Anspruch daherkommt, Prinzipien moralisch richtigen Lebens zu befördern, nach römischem Vorbild geführt wird. Dazu zähle ich auch manches geschlossene Internetforum. Und auch die Gruppe, in der Maria sich engagierte. Sie wurde aus dem Hintergrund von einer Imperatorin geführt. Im Wege des Eventmanagements. Ich werde dies zu gegebener Zeit näher begründen.

Doch an dieser Stelle sind erst noch weitere Gesichtspunkte zu beachten, die die Umstände beleuchten, in die mich Maria involvierte. Dazu gehört die Frage, wann ein ‚Event‘ gelingt.

Ein ‚Event‘ gelingt, wenn eine Veranstaltung über den eigentlichen Anlass hinaus zu einem bleibenden Erlebnis wird. Das sagt mir jedenfalls eine Anleitungs’page‘ im Internet. Schon wieder störe ich mich an dieser Vermischung von Deutsch und Englisch. In welchem Sprachraum lebe ich eigentlich? Gibt es überhaupt noch einen einheitlichen Sprachraum? Gibt es überhaupt noch einen deutschen Sprachraum? Muss meine Liebe für die englische und die französische Sprache zu täglicher Vermischung mit der deutschen Sprache führen? Kann ich dabei überhaupt noch eine Liebe zu einer bestimmten Sprache pflegen? Aber ich will mich nicht aufhalten, sondern beim Thema des Gelingens bleiben.

Zum Gelingen soll eine nachhaltige positive Imagewirkung erzielt werden. Die Medien sind die Kraft mit Dopplerwirkung. Eine Pressemitteilung allein lockt kaum noch einen Journalisten hinter dem Ofen hervor. Das ‚Event‘ muss sich mit dem Celebrity-Kult der Moderne verbinden, mit wichtigen Größen und deren Ruhm und Aufmerksamkeit. Veranstalter und Veranstalterinnen werben mit ihrem Gesicht und den Gesichtern der Teilnehmer und Teilnehmerinnen. Je größer die Portraitbildnisse umso werbeträchtiger. Die Vervielfachung, wie Andy Warhol es etwa mit dem Bildnis von Marilyn Monroe⁵⁸ tat, bringt es hingegen nicht. Sie schafft ja womöglich Beziehung.

Natürlich trägt das ‚Event‘ in der bürgerlichen Gesellschaft immer auch den Geruch der Unseriosität in sich. Es erinnert nicht zuletzt an das, was in alter Zeit die Gaukler auf dem Jahrmarkt bewirkten. Die Funktion des Jahrmarktes war kaum eine andere als die des Events. Eine Attraktion dient der kollektiven Erregung. Wie heißt es in

Goethes Faust? Hier ist des Volkes wahrer Himmel, zufrieden jauchzet groß und klein; hier bin ich Mensch, hier darf ich's sein.

Es ist kein Wunder, das sich soziale Bewegungen gerne des Events bedienen, um Aufmerksamkeit zu erregen. Jeder CSD wird heute von einem Event Manager organisiert. Jedes Internetforum hat sein Management aus ein oder zwei Personen im Hintergrund. Event Management ist der Beruf der Szene überhaupt.

Es liegt auf der Hand, dass es der ordnenden Einrichtung, der regelnden Verwaltung, der Organisation bedarf, wo es um Viele geht. Doch welche Bedeutung hat die Organisation für das Event Management?

Die ursprüngliche Wortbedeutung verlangt viel. Sie verlangt nicht nur die Einrichtung einer Veranstaltung, sondern auch ihre Belebung. Das Organ, das Organon oder Organum ist das Werkzeug, das das Ganze beseelen soll.

Das englische Verb to manage, wie es dem Event Management zugrunde liegt, greift kürzer und weiter zugleich. Es bedeutet nicht mehr und nicht weniger als ‚ein Werkzeug zu gebrauchen, einen Haushalt, eine Einrichtung oder einen Staat zu kontrollieren, Verantwortung für das Leben von Vieh zu übernehmen, sich selbst oder andere Personen zu beherrschen, sei es durch Schmeichelei, Diktatur oder andere Formen der Manipulation‘. Und damit meint es eben zugleich auch viel mehr als jede Organisation. Es macht deutlich, dass Management etwas mit dem Ausüben von Macht über Menschen zu tun hat. Management ist kein demokratischer Parlamentarismus. Es gibt immer eine Bezugsperson, eine Bezugsgruppe, eine Einrichtung, auf die sich das Management bezieht. Das Management kommt von außen, nicht, wie die Seele, von innen. Es zählt einzig das von außen gesetzte Ziel, für das es eingerichtet worden ist. Dem hat sich das Innenleben unterzuordnen.

Das Management und die Organisation sind je ein anderes. Das Management muss sich mit der Organisation lediglich verbinden, sich ihrer bedienen. Das machtvolle Alleinmanagement, das Management durch einen allein wird in dieser Hinsicht heute leicht gemacht. Der Markt der Gegenwart ist voll der Softwaresysteme zur Verwaltung von Veranstaltungen, Besuchern und damit verbundenen Prozessen. Per Rechner lassen sich Einladungsmanagement, Mitarbeitermanagement, Agendamanagement, Kontingentverwaltung, Sitzplatz- und Raumverwaltung, die Akkreditierung, die Zutrittskontrolle, die Anwesenheitsdokumentation, der VIP- und Personenschutz, die Verwaltung und der Versand von Informationsmaterial, Rollen und Rechte, die Abrechnung und die Budgetierung koordinieren. Die einzelnen Teilnehmer sind kleine Rädchen, die sich einfügen oder draußen bleiben müssen. Die Entscheidung über Ob und Wie trifft das Management, die Machtinstantz per se. Durch Reden oder Schweigen. Die Organisation sorgt für das Übrige.

Die Organisation betrifft die innere Verfassung, lebt von den Organen, wie ein Verein, eine Gesellschaft, ein menschliches, tierisches oder pflanzliches, also organisches Wesen. Auch die Organe stehen in einem Verhältnis zum Ganzen. Sie müssen jedoch im Miteinander das Ziel erreichen, nicht in der Unterordnung unter eine Kontrolle von außen. In der Organisation gibt es Widersprüche, Unverträglichkeiten, Empfindlichkeiten, Stärken und Schwächen, die sich in ihrer je eigenen Beziehung zum Ganzen aushalten müssen, die miteinander um ihre Verträglichkeit ringen müssen.

Das Event Management der Hirtin kam ihrer Rolle im Krippenspiel sehr nahe. Auch eine Hirtin ist eine Größe, die außerhalb ihrer Herde steht und das Funktionieren der Herde von außen regelt. Mal lässt sie ihren Stab oder ihren Hund wirken. Mal bestimmt sie durch Rufe. Mal schweigt sie und lässt gewähren. Gefährdet ein Schaf den

Bestand der Herde, weil es krank ist, muss sie es entfernen. Wird frisches Blut im Bestand benötigt, so muss die Hirtin dafür sorgen, dass neue Tiere aufgenommen werden und so fort. Sorgt sie nicht für das Wohlbefinden jedes einzelnen, wird ihre Herde über kurz oder lang eingehen.

Allein dem Event Management fehlt die besinnliche Ruhe einer Hirtin. Nachdenklich auf einem Heuballen oder einer Bank am Rande der Wiese zu sitzen und der Welt ihren Lauf zu lassen, kann sich die Event Managerin nicht leisten. Der Managerin fehlen der Ort und die Zeit für reine Anschauung. Im Management muss eine Hirtin „funktionieren“. Mit je mehr Pepp und Karacho⁵⁹, mit desto mehr Erfolg. Es sind viele kleine, schnell errungene Erfolge. Hier eine Zusage, da eine Information, dort die Räume reserviert und hier die Tagesordnung fertig gestellt. Der Erfolg zahlt sich aus. Die Illusion von der eigenen Unersetzlichkeit wird zur Selbstverständlichkeit.

Die Hirtin hatte mir immer mal von ihren Vor- und Nachbereitungen erzählt. Wie sich ihr Management in der Realität darstellte, hatte ich selbst nie erlebt. Wie hatten sich die Zeiten seit dem Klassenfoto aber geändert. Mittlerweile wurden die Arbeiten zur Bibel in gerechter Sprache abgeschlossen. Die Herausgeber hatten den biblischen Hirten Hirtinnen an die Seite gestellt.

Die Hirtin und ich pflegten uns zu Spaziergängen im Westerwald zu treffen. Dabei kehrten wir in den gutbürgerlich kargen Gasthäusern ein, erinnerten uns alter Zeiten und schenkten uns Einblicke in unsere jeweilige Gegenwart. Unsere Berufe waren ein Thema. Auch unsere für die Szene ungewöhnlich liberal-konservative Weltanschauung. Und tagespolitisch waren wir manches Mal bei der aktuellen Debatte um Islamismus und die Islamisierung unserer Gesellschaft haften geblieben.

Unsere vermeintlich übereinstimmenden Auffassungen klärten wir nie im Detail. Dafür fehlte die Zeit. Möglicherweise hätten sich sonst schon früher Differenzen ergeben, die nicht zu überbrücken sein sollten. Ich wusste nicht viel von ihr. Fragen zum Islamismus und zur Islamisierung unserer Gesellschaft hatte die Hirtin möglichst allein mit Rückschritten für die Gleichstellung von Frauen in Verbindung gebracht. Erwähnte ich die Unterbindung der allgemeinen Meinungsfreiheit mit Mitteln der Zensur oder die Gefährdung demokratischer Rechtsstaatlichkeit durch eine Art von Juristokratie hatte sie sich interessiert gegeben, aber nicht engagiert. Den Blick auf das Verhältnis von Freiheit und Angst in autoritären Strukturen seien es religiöse oder politische hatte sie mit einem Tabu belegt. Über Hintergründe sollte ich durch Maria mehr erfahren.

Islamisierung

Es liegt auf der Hand, dass sich bewegte Frauen auch mit Begriffen wie Islamismus und Islamisierung unserer Gesellschaft befassen. Zwischen den Positionen von Alice Schwarzer⁶⁰ und Christina von Braun⁶¹, zwischen der Kreuzigung von Männern und der Entschleierung der Frau ist die Qualität der Reflexion ständiger Vertiefung bedürftig. Alice Schwarzers Angriffe auf die Menschenfeindlichkeit von Gotteskriegeren und ihre mittlerweile weiträumig durchgesetzte Forderung eines Kopftuchverbots in Schulen teilen wie eh und je nicht alle uneingeschränkt. Mittlerweile engagieren sich ja sogar zum Islam konvertierte deutsche Frauen für ein Recht auf das Kopftuch. Manche Studentin macht geltend, dass sie nur unter dem Schutz des Kopftuches studieren konnte und kann. Manchen sind Schwarzers Angriffe lediglich Beleg dafür, dass Männer aus dem Kreis der Menschen grundsätzlich ausgeklammert gehören. Christina von Brauns Verteidigung des Schleiers unter Rückbezug auf die Geschichte des Schleiers im Christentum wird als intellektuelle Abhandlung im Durchschnitt der Szene nur von wenigen wahrgenommen.

Nicht von ungefähr waren diese Themen auch Gegenstand meiner Gespräche mit der Hirtin und mit Maria. Doch was sollte ich durch ihre Erzählungen entdecken?

Die Islamismus-Debatte wie die Furcht vor einer Islamisierung hatte in bestimmten Frauengruppen der Szene eine stabilisierende Funktion. Sie eignete sich ausgezeichnet zur Ablenkung von eigenen Schwächen. In der unterschiedslosen Anklage von Moslems wurden diese gleich ‚den‘ Juden oder ‚den‘ Deutschen als Sündenböcke für generelle Missstände in der Psyche von Menschen ausgemacht. Reflektiert werden musste nicht mehr, dass es letztlich jedem Menschen innewohnende charakterliche Dispositionen sind, die überall und immer der Umsetzung von freiheitlich demokratischen Verhältnissen und Menschenrechten entgegenstehen. Die Rede von der Islamisierung gestaltete sich manches Mal vielmehr als wahre Beschönigung der täglichen kleinen und großen Gewaltakte, die ihre Wurzeln in Unreife und einer noch längst nicht bewältigten Vergangenheit haben. Mit dem Begriff der Islamisierung konnte impliziert werden, dass da etwas Neues von außen kommt.

Ich erkenne darin nur, dass da etwas in neuen Kleidern gesehen wird, was viele Gesellschaften dieser Erde mitprägt und mitgeprägt hat. Dort besonders, wo ein Mangel herrscht. Ein Mangel vor allem an Herzensbildung. Flache Schwarz-Weiß-Malerei hat da das Sagen. Ganz alltägliche Entscheidungen werden von Gleichgültigkeit gegenüber dem einzigartig Besonderen bestimmt. Ein pervertierter Opferkult verlangt dortselbst sein Recht. Dem Opfer schreibt er allumfassende Autorität zu. Trotz Schwächen und Anfechtbarkeit seines Handelns. Rücksicht auf den Opferstatus fordert er selbst an Stellen, an denen allein eine kritische Stellungnahme angebracht ist. Als Non-Plus-Ultra erscheint die Suche nach schnellen Lösungen. Die Unterdrückung der Gleichberechtigung von Frauen und die

Unterdrückung von Meinungsfreiheit und individueller Selbstverantwortung fallen da oft zusammen.

Unter dem Begriff ‚Islamismus‘ lässt sich diskutieren, was unter dem Begriff ‚Faschismus‘ nicht mehr möglich scheint. Da ist plötzlich ein gemeinsamer Feind, gegen den zu verbünden es sich lohnt. Frau braucht nicht auf sich selbst zu sehen. Die Simplifizierung in allen ‚ismen‘ stört beim ‚Islamismus‘ ausnahmsweise nicht.

Natürlich weiß ich darum, dass diese charakterliche Disposition auch mit bestimmten Gruppen des Islam verbunden ist. Ich brauche nur an die pakistanischen Madrasas⁶² zu denken. Schon Kinder bereiten sich dort auf ein Leben vor, in dem der Westen verachtet wird und der Heilige Krieg gegen die Ungläubigen zu führen ist. Doch weiß ich auch, dass bei ihnen selbst andersgläubige Muslims, Schiiten⁶³, zu den Ungläubigen gezählt werden. Wie soll mir da eine pauschale Verurteilung von Moslems gelingen?

Ich kann auch schwerlich nachvollziehen, wie mancher Islam ohne eine Umdeutung von Sure 2, 62⁶⁴ auskommt. Verspricht die Sure doch allen, die an Gott glauben, keine Angst haben zu müssen. Ich erinnere mich an manche Kreuzritter und an die Frage, ob es sich bei diesen um Christen dem Grunde nach handelte. Genauso drängt in mir die Frage nach Ausdruck, ob es sich bei den Lehrern in den Madrasas und den aus ihnen hervorgehenden Schülern um Moslems dem wahren Grunde nach handelt. Ich finde laut Sure 2, 29⁶⁵ im Islam wie im Christentum das Lob eines Schöpfergottes. Und ich kann nicht umhin, nicht mehr denn Hybris in der Auffassung zu sehen, dass Selbstmordattentate und Terrorgewalt Märtyrertum sein sollen und Täter in besonderer Weise mit Gott verbinden.

Die Kenntnis von den Madrasas als Wiege desjenigen Dschihad, der im Wesentlichen von Männern geführt wird, untermauert den

aggressiven Hass der Hirtin sowohl auf den Islam als auch auf Männer. Da tat es wenig zur Sache, dass diese Madrasas sich kaum von jenen Lagern unterscheiden, in denen junge Männer zu allen möglichen Zeiten auf ein gesichtsloses Heldentum vorbereitet worden sind. Das mochten Napolas⁶⁶ gewesen sein. Oder FDJ-Gruppen⁶⁷ oder noch so viele andere. Und es war die Auffälligkeit keiner weiteren Betrachtung wert, dass junge Deutsche, die als labil gelten, sich gerne zum Islam bekehren und in pakistanischen Camps zu Heiligen Kriegerern ausbilden lassen, ohne den Koran je wirklich studiert und den Glauben zu ihrem eigenen gemacht zu haben. Es musste nicht eine Auffassung als Sondermeinung unter die Lupe genommen werden, die die Vernichtung anderen Lebens zum Lebenssinn erhebt und menschen-, ja schöpferfeindlich ist. Es musste nicht herausgearbeitet werden, dass Menschen unter dieser Sondermeinung jedenfalls einen völlig anderen Gottesbegriff haben als diejenigen, die in der Schöpfung als solcher Gottes Werk und des Menschen Verantwortung sehen. Die Sondermeinung ward zur Regel erhoben. Nur so konnte es der Hirtin gelingen, dem Islam als Religion per se die Achtung zu versagen.

Wenn es um die Verurteilung des Islam ging, war die Hirtin in ihrer Gruppe knallhart. Das erfuhr ich erst weit nach den Gesprächen, die ich mit ihr geführt hatte. Denjenigen Dschihad, der mit der Unterstützung weniger Männer im Wesentlichen von Frauen geführt wird und viel seltener in den öffentlichen Blick rückt, selbst in den von bewegten Frauen, erlaubte sie zwar zu erwähnen. Sie ignorierte aber, dass die darin engagierten Frauen den Islam mitnichten aufgeben wollen. Der weibliche Dschihad sieht ja ganz anders aus als der männliche. Er trägt die Züge des Engagements einer Shirin Ebadi⁶⁸ aus dem Iran, der als erster Muslimin der Friedensnobelpreis verliehen worden ist. Oder der unabhängigen Frauenrechtlerinnen Marokkos, die sich in der Bewegung ‚Printemps de l’Egalité‘⁶⁹ zusammengeschlossen haben. Oder des internationalen Netzwerks der ‚Women Living Under Muslim Laws‘

(WLUML)⁷⁰. Dieser Dschihad zielt auf die Umsetzung von Menschenrechten einschließlich der Meinungsfreiheit und der weiblichen Selbstverantwortung für die Fortpflanzung. Und er sucht durch Erziehung zu verändern und dabei auch noch die Harmonie in den Familien zu erhalten. Von Erziehung hielt die Hirtin gar nichts. Und, wehe, eine Frau ihrer Gruppe wagte, aufgrund eigener positiver Erfahrungen, etwa aus einer Wohngemeinschaft von Palästinensern und Juden in Israel, sich vermittelnd zu äußern und im Islam eine achtenswerte Religion zu sehen. Ihr wurde dann kurzerhand das Wort abgeschnitten oder der weitere Zugang zur Gruppe verwehrt.

Ich kann nicht umhin: der Ansatz, nach dem der Islamismus lediglich ein Thema der Geschlechtergleichstellung ist, greift mir zu kurz. Dieser Ansatz ist, als ob das heutige Christentum mit der Zeit der Kreuzzüge und der Bibelauslegung jener Zeit gleichgesetzt würde. Ich muss nicht auf Senegals großen Regisseur Ousmane Sembène⁷¹ und seinen Film Mooladé zurückgreifen, um das zu begreifen. Es sind Frauen, die die grausame Beschneidung von Mädchen um der Tradition willen verteidigen und durchführen. Und es sind Frauen, die unter Berufung auf andere Traditionsstränge dagegen aufstehen. Es sind Männer, die die eine Tradition tragen. Und es sind Männer, die sich den Frauen in der anderen Tradition anschließen oder diese unterstützen. Manchmal ist es, wie in Mooladé, womöglich nur ein einzelner Mann, der, um seiner Frau willen, von der Denkungsart der Menge abweicht. Der Geist, durch den bestehendes Leben geschützt wird, folgt immer nur aus der seltenen Liebe zum einzelnen Leben und dessen Ausdrucksformen, nicht aus irgendeiner Ideologie.

Waren es denn Einflüsse der islamischen Welt gewesen, die in Mitteleuropa die Vorherrschaft von Männern im öffentlichen Leben begründet haben? Wohl kaum. Welcher Römer würde sich eine solche Anschauung gefallen lassen? Oder hatte die islamische Welt per se überall Zerstörungskraft oder das Ziel zu zerstören? Wohl

kaum. Dafür hat die islamische Welt viel zu viele positive Akzente in unserer Kulturgeschichte gesetzt. Zuletzt hat uns Hans Belting⁷² noch einmal sehr eindringlich darauf aufmerksam gemacht. Das hat ihn nicht gehindert, uns die besonderen Verdienste der Zentralperspektive ins Bewusstsein zu rufen, die unser Denken seit der Renaissance so sehr geprägt hat. Die Bilderverbote des Islam, der bereits das bloße Ansehen von Bildern tabuisiert, sind für uns deshalb weniger attraktiv. Doch hat Europa gerne auf die mathematischen und geometrischen Kenntnisse der arabischen Welt zurückgegriffen. Um die eigene Kultur voranzubringen. Und Bilderverbote, das lässt sich nicht leugnen, haben selbst verschiedene Strömungen des Christentums immer wieder hervorgebracht. Sie werden bis heute verteidigt.

Ich will damit nicht leugnen, dass die Islamismus-Debatte eine politische Dimension hat. Ich weiß um den Expansionsdrang islamischer Völkerscharen, aber auch um Gefühle der Demütigung in islamischen Völkern, die zu Rebellion und Zerstörung der anderen treiben. Ich fürchte mich vor Positionen des Islam, die daraus folgen. Sie sind allzu verwandt mit keineswegs vergessenen Positionen in meinem eigenen Land. Der Karikaturenstreit⁷³ offenbarte nicht nur manche Polaritäten innerhalb unserer bundesdeutschen Gesellschaft. Er offenbarte sie innerhalb der Gesellschaften dieser Erde. Um Meinungsfreiheit muss noch jeden Tag gefochten werden. Dass der UN-Menschenrechtsrat Mitte des Jahres 2008 den Schutz religiöser Gefühle über die Meinungsfreiheit gestellt hat, begreife ich als gefährlichen Rückschritt. Nicht wegen des Schutzes religiöser Gefühle generell, sondern wegen des Schutzes religiöser Gefühle, die sich gegen die Aufdeckung von Eingriffen in die persönliche Freiheit und körperliche Integrität von Frauen richten. Ich erinnere mich daran, wie Maria mir von der Amerikanerin aus der Gruppe der Hirtin berichtete. Sie hatte, auf der Multi-Kulti-Wolke schwebend, schon Monate vor der Entscheidung des UN-Menschenrechtsrats anlässlich des Karikaturenstreits wenig Verständnis für die

europäischen Stimmen für die Meinungsfreiheit gezeigt. Sie hatte, wie später die männlichen Interessensvertreter, verlangt, im Namen Mohammeds doch unbedingt die religiösen Gefühle der Muslime zu achten. Dass sie damit auch Frauenrechte preisgab, wollte diese Frau damals noch nicht sehen. Ich staunte, als ich erfuhr, dass diese Amerikanerin, wie die Hirtin, aus der christlichen Kirche ausgetreten war. Und ich staunte gleichfalls, als mir Maria erzählte, dass die Hirtin dieser Frau niemals widersprach. Ich fragte, ob dies aus einer übertriebenen Wertschätzung des amerikanischen Feminismus', den diese Amerikanerin für sie verkörperte, geschah. Doch ich erhielt keine Antwort. Verteidigte die Amerikanerin in der Gruppe die muslimischen Angriffe gegen den Westen, verkörpert durch die dänischen Karikaturisten, dann stellte die Hirtin ihre eigene Position zurück. In vorgeblich feministischer Loyalität folgte sie darin ausgerechnet jenen Leuten, denen es darum ging und geht eine kritische Auseinandersetzung mit Gewaltakten gegen Frauen durch Beschneidung, Verheiratung von Kindern und anderem zu verhindern.

Aus meiner juristischen Sicht scheiden sich an der Meinungsfreiheit sogar in der bundesdeutschen Rechtsprechung die Geister. Ich denke dazu nicht zuletzt an das Esra-Urteil des Bundesverfassungsgerichts⁷⁴. Es gibt viele Gründe, die das Urteil im Ergebnis als richtig erscheinen lassen können. Allzu Intimes war einer bestimmten Person vielleicht allzu leicht zuzuordnen. Was in der Medienlandschaft allerdings keinerlei Erwähnung gefunden hat, war das Faktum, dass nicht die deutsche Gesellschaft der Maßstab für das Verbot war, sondern das türkische Umfeld der Klägerin. Welcher Art dieses Umfeld nach Auffassung des Gerichts war bzw. ist, unterliegt der Spekulation. Allein die Nennung ausgerechnet des türkischen Umfeldes, das möglicherweise den deutschen Text des angegriffenen Romans gar nicht versteht, hinterlässt für mich bis heute offene Fragen.

Versteckte sich eine Justiz da womöglich hinter einem türkischen Umfeld, um nicht selbst Farbe bekennen zu müssen? Der dritte Stand verbirgt seine Machtfülle seit eh und je gerne im Codex vermeintlicher Unabhängigkeit. Wenn in der deutschen Presse der Gegenwart immer wieder die aller Rechtsstaatlichkeit feindliche Juristokratie als auffälliges Phänomen der türkischen Justiz angeprangert wird, dann gerät leicht in Vergessenheit, dass die rechtsprechende Gewalt auch in Deutschland ein mächtiges Eigenleben führt. Von außen sind deren Gesetzmäßigkeiten ebenso wenig leicht erkennbar.

Ich kann es nicht außer acht lassen: Wir sind doch alle die Erben unserer Eltern. Individualität, unterschiedliche Meinungen und Andersartigkeit von Nächsten konnten sie nur schwer ertragen. Mit der Muttermilch haben wir die Abwehr des Andersartigen und Fremden aufgesogen. Neugierde und Aufgeschlossenheit müssen die meisten von uns immer noch jeden Tag von neuem lernen und üben.

Spielregeln

Ich spiele um des Spieles willen. Ich spiele, weil es mir Vergnügen bereitet. Ich spiele, weil mich das Spiel an Zusammenhänge heranführt, mir Ideen gibt, die ich vorher noch nicht hatte. Ich spiele auch, um mich zu entspannen oder zu erfreuen. Besonders gerne spiele ich zusammen mit anderen. Regeln? Ja, Regeln braucht es auch, sonst verliert das Spiel seinen Sinn. Sonst ist es nicht ernst genug. Erst die Regeln zu Raum und Zeit machen das Spiel für mich interessant. Ich kann mich an mir selbst messen. Ich kann mich mit anderen messen. Die Regeln erhöhen meinen Genuss. Ohne Regeln gibt es kein Spiel mehr. Ohne Regeln zählen nur noch die Ellenbogen, die Überhand des Stärkeren, des Listigeren, des Durchtriebeneren. Die Verbindlichkeit der Regeln erst erlaubt Freude, Entspannung und Genuss. Spiel ist nicht Beliebigkeit, nicht

Willkür. Diese Kür des Willens ist nicht, den Dingen ihren freien Lauf zu lassen. Willkür im Gegensatz zu Regeln ist vielmehr Laune, Laune zur Entscheidung. Wenn andere betroffen sind, dann ist sie Diktat und Tyrannei. Willkür entscheidet zwischen verschiedenen Möglichkeiten. Beliebig und ohne sittliche Gründe. Allein danach, was im Augenblick besser erscheint. Willkür produziert Misstrauen. Misstrauen schafft Spannung und ein Klima von Feindseligkeit. Ausnahmen bestätigen die Regeln.

Gemeinhin wird das Spiel trotz allen seines Ernstes von Tätigkeiten unterschieden, die nicht Spiel, sondern ‚ernst‘ sind. Ernst ist danach, was mit Entschiedenheit verfolgt wird, was nicht nur Spaß oder Event, also ein vorübergehendes Ereignis ist.

Angeblich ist die sogenannte ‚ernste‘ Tätigkeit wichtiger als das Spiel. Sie ist bedeutsamer als das Spiel. Sie unterliegt nämlich einem Zwang. Die Ernsthaftigkeit einer Tätigkeit bedingt ihre Zweckgebundenheit und Erfolgsorientierung. Die ernste Tätigkeit dient der Existenzsicherung, der Pflichterfüllung, der Schmerzvermeidung, der Schadensabwendung und, man glaubt es kaum, der Profitmaximierung. Der ernsten Tätigkeit geht man nach.

Die ernste Tätigkeit hebt sich ab vom Spiel. Erst recht hebt sie sich ab vom bloßen Verhalten. Verhalten ist geradezu ein Fremdwort im System der ‚ernsten‘ Tätigkeiten. Verhalten stört. Es ist unkalkulierbar und unkontrollierbar. Es ist aufsässig. In ihm liegt das Potential für Revolutionen. Dass kein, aber auch gar kein Mensch sich nicht verhalten kann, wie Watzlawick⁷⁵ entdeckt hat, steht dem nicht entgegen. Verhalten hat mit Lebendigkeit zu tun. Es ist zweckfrei. Es ist persönlich. Es ist individuell. Es zeigt sich in der Art und Weise eines Auftretens, eines Benehmens, eines Ruhens, eines Schlafens, eines Seins. Phantasien Ausdruck zu verleihen ist ein Verhalten. Zu Forschen ist ein Verhalten. Bilder zu malen ist ein Verhalten. Gedichte zu schreiben ist ein Verhalten. Rodins Denker zeigt ein Verhalten. Subversiv ist dieses Verhalten. Es ist kein

Machen und Tun. Es ist überflüssig im Kontext der ernsten Tätigkeiten. Wie jedes Tanzen und Singen.

Zu den großen Irrtümern der Frauenbewegung rechne ich das Bestreben, Frauen auf Teufel komm' raus in ‚ernsten‘ Tätigkeiten unterzubringen. Als ob es ein Zeichen von Emanzipation sei, dass Frauen sich Regeln unterwerfen, die weit über das hinausgehen, was ihnen im Gegenzug an Freiheitsrechten geboten wird. Ellen Key⁷⁶ hat das schon zu Beginn des 20. Jhdts. erkannt. Wie viele kreative Anlagen von Frauen wurden unter dem Stichwort Gleichstellung in falsche Richtungen gelenkt? Aus ihnen wurde nicht mehr als billige Arbeitskraft. Und welche Mengen von Energien wurden dadurch an undankbare, aufreibende Aufgaben gefesselt? Ist es da ein Wunder, dass Frauen einander kaum gönnen, dass sich die eine oder andere eintöniger Fließbandarbeit entzieht und dennoch ein Lebensrecht beansprucht? Die Hirtin währte sich erfolgreicher, seit sie im Akkord arbeitete, sich nur noch selten Ausflüge unter die Menschheit in den Städten gönnte und Störungen ihres Tagesablaufs durch spontane Besucher als Bedrohung ihres Erfolges empfand. Dass manche Lebenspartnerinnen, vor allem die jüngeren unter ihnen, keine Probleme mit individuellen Lösungen zur Verteilung der Erwerbstätigkeit innerhalb der Partnerschaft haben, betrachtete sie als verwerflichen Rückfall in Strukturen patriarchalischer Zeiten.

Die hohe Bewertung der so genannten ‚ernsten‘ Tätigkeit übersieht etwas. Es ist der Aspekt der Gesetze. Wahrhaft ernste Tätigkeiten sind nicht regelbar wie ein Spiel.

Wahrhaft ernste Angelegenheiten kommen aus dem Bereich des Verhaltens. Sie unterliegen Gesetzen. Sag' mir einer, er müsse sich erst einmal Regeln unterwerfen, wenn er Durst oder Hunger hat. Bei Durst oder Hunger geht es nur noch um Befriedigung. Und zwar jetzt und sofort. Gleichgültig, ob Regeln und welche Regeln dagegen stehen. Erst kommt das Fressen, dann die Moral⁷⁷. Ein Durstiger oder Hungriger kann es sich nicht leisten, sich an Regeln zu halten,

wenn er drei Tage lang kein Wasser und fünf Tage lang kein Brot mehr zu sich genommen hat. Es ist nicht Regel, sondern Gesetz, dass er ohne ausreichenden Trank und ohne ausreichende Nahrung dem Tod geweiht ist. Bei einem Menschen, der sich erleichtern muss, ist es nicht anders. Er kann es sich nicht leisten, sich an Regeln zu halten, wenn die Blase oder der Darm überfüllt sind. Das Gesetz des Lebens verlangt seinen Tod, wo er sich vor der Vergiftung nicht bewahren kann.

Wahrhaft ernste Angelegenheiten kommen aus dem Bereich der Empfindungen. Sag' mir einer, ich könnte Sympathien, Vorlieben und Anmutungen und mein daraus folgendes Verhalten regeln. Sag' mir einer, ich könnte meine Träume durch Regeln vorherbestimmen. Sag' mir einer, er könne spontane Regungen der Freude oder Trauer durch Regeln unterbinden.

Und doch gibt es Verhaltensregeln, Gepflogenheiten, Gewohnheiten, Sitten, Bräuche, Benimmregeln, Anstandsregeln. Sie geben Normen zu Raum und Zeit bestimmter Verhaltensweisen. Es sind Spielregeln fern des Grenzbereichs von Leben und Sterben. Sie sind illusorisch, wenn es wahrhaft ernst wird.

Manche Verhaltensregeln reglementieren Mitteilungsbedürfnisse. Dezenz wird verlangt. Mit Tabus belegt wird die Offenbarung von Makel, Ungerechtigkeiten und Gewalt. Die Illusion eigener Unfehlbarkeit soll nicht angetastet werden. Am rigidesten sind solche Regeln, wo ungleiche Machtverhältnisse bestehen. Unter Intimschutz oder Schutz der Privatsphäre wird das dann abgehandelt, wenn es nicht unter religiöse Gefühle oder Staatsraison fällt. An solchen Verhaltensregeln scheiden sich Freund und Feind.

Wer ist ein wahrer Freund? Der, der auf die Einhaltung von Regeln pocht, die er selbst aufgestellt hat, oder der, der mir das gibt und erlaubt, was mich leben lässt?

Die Abgrenzung von Spiel und Ernst ist von Fall zu Fall nicht ganz einfach. Ist es eine ernste Angelegenheit oder ein Spiel, sich die Welt in ihren Einzelheiten erschließen zu wollen?

In vieler Hinsicht dient das Erkennen dem blanken physischen Überleben. Wie sollen wir überleben, wenn wir nicht um giftige Gewässer und Pflanzen wissen, wenn wir uns nicht vor gefährlichen Tieren zu schützen vermögen oder nicht vor Menschen in Habachtstellung gehen, die es nicht gut mit uns meinen?

Wo es um Leben und Überleben geht, geht es um absolut ernste Angelegenheiten. Da herrschen nicht Regeln, sondern Gesetze. Kenntnisse sind überlebensnotwendig.

Die Gesetze des physischen Überlebens sind meistens vergleichsweise leicht zu erkennen. Aber die Gesetze des seelischen und geistigen Überlebens? Da muss ich mich der schwersten Aufgabe, der Aufgabe des ‚Erkenne Dich selbst‘ stellen. Anders erfahre ich nicht, was ich an mir selbst und womöglich an anderen schützen und bewahren möchte, worum ich kämpfen möchte. Erkenne ich mich und erkenne ich andere, so erkenne ich Gott.

Bei Sartre⁷⁸ ist das Leben kein Spiel, das Leben nach dem Leben aber ein Spiel. Das Spiel der Hoffnungslosigkeit ist kein Spiel. Es ist ein Spiel, das aus ist. Dem Unabänderlichen ein Schnippchen schlagen zu wollen, die göttliche Administration austricksen zu wollen, das ist ein Spiel. Aus ist das Spiel erst, wenn die Hoffnungslosigkeit siegt.

Ist die Liebe ein Spiel? Welche Liebe ist ein Spiel? Welches Spiel ist Liebe? Wann ist das Leben mit Sartre ein Spiel?

Ich liebe meinen Vater und meine Mutter. Ich liebe meine Freunde. Ich liebe meine Frau oder meinen Mann. Ich liebe meine Schüler und Schülerinnen. Ich liebe meine Nachbarn. Ich liebe meine Katzen. Ich liebe die Hunde meiner Geliebten und die Meerschweinchen, die ich urlaubshalber betreue. Ich liebe meine Pflanzen und die Bäume rund um mein Haus. Ich muss sie lieben. Ich kann nicht anders.

Ich leide unter meinem Getrenntsein von anderen. Durch die Liebe kann ich dieses Gefühl transzendieren. Die Liebe gibt mir das Gefühl, verbunden zu sein, und doch ich selbst zu bleiben. Liebe ich nicht, lebe ich nicht. Ohne Liebe fühle ich mich krank und bin es. Ohne Liebe fehlt mir mein Elixier. Die Liebe ist der Zaubertrank, der mich im Leben hält. Sie verleiht mir Kraft. Sie macht mich stark. Nein, als Spiel erkenne ich die Liebe nicht. Ich brauche sie wie Wasser und Brot. Sie ist eine todernte Sache. Bekomme ich ein wenig Liebe zurück, bringt mich das noch einmal in Schwung.

Es gibt eine Liebe, die ist ein Spiel. Es ist die Liebe, die daran Gefallen hat, Gottes Schöpfung, Gottes Schöpfen zu stören und zu zerstören. Die göttliche Administration austricksen zu wollen, nennt Sartre das Spiel. Andere nennen es Sünde. Derjenige, der Gottes Wege austrickst, sondert sich aus dem Schöpfungsgeschehen ab.

Ich kenne das Liebesspiel. Das hat aber nur wenig mit Liebe zu tun. Die Liebe zum Spiel schon eher. Das Liebesspiel folgt Regeln, nicht Gesetzen. Die Liebe folgt Gesetzen. Sie ist ein Verhalten.

Ohne Liebe ist ein Mensch nicht mehr als ein Tier, sagt man. Ist er ohne Liebe nicht vielmehr ein aliud? Tiere lieben auch. Und auch sie leiden unter dem ‚Broken-Heart-Syndrome‘. Jedenfalls erzählen mir meine Katzen immer wieder davon. Meine Iwana hatte vier Liebhaber. Die vierte Witwenschaft verkräftete sie nicht. Ohne äußere Krankheitsanzeichen verabschiedete sie sich bereits am nächsten Tag, in ihrem noch überaus rüstigen 14. Lebensjahr.

Das Verlangen von Menschen nach Liebe ist manches Mal so stark, dass sie es auf recht eigenartige Art und Weise befriedigen wollen.

Einige unterwerfen sich einer anderen Person, um ihrer Isolation zu entrinnen. Andere stellen sich in den Dienst einer Gruppe. Wiederum andere meinen ihr Getrenntsein durch Herrschsucht oder Dominanz beenden zu können. Überwunden wird dabei nichts. Im Gegenteil. Mal kommt die Person, die sich unterwirft, nicht als Individuum zur Erscheinung, mal wird das dominante Gegenüber als Individuum nicht sichtbar. Die Dominanz ist nicht echt. Die Unterwerfung ist nicht echt. Die Dominanz verlangt Unterwerfung, die Unterwerfung Dominanz. Wer oder was da eigentlich geliebt wird? Ein Circulus vitiosus ohne Ausgang.

Noch andere suchen ihr Getrenntsein gar durch eine Negation zu überwinden. Im Narzissmus beschränken sie sich auf die Eigenliebe. Sie brauchen keine anderen. In der Eigenliebe gibt es nur noch eine Wirklichkeit, die Welt der eigenen Gedanken, Empfindungen und Bedürfnisse. Was nicht hineinpasst, ist nicht, oder darf nicht sein. Die Welt wird zu dem, was der Narziss will. Sie ist der Raum für die fortwährende Kür seines Willens. Er muss nicht mehr kommunizieren. Er muss sich nicht mehr über die Eigenarten eines Gegenübers rückversichern. Er hat sich von allen Störungen seines Gesichtskreises befreit.

Meint ‚ernst‘ bei der Liebe etwas anderes als das, was bei Hunger und Durst gemeint ist?

Hunger und Durst sind eine Erscheinung des einzelnen Seins. Sie werden das immer bleiben. Die Liebe geht über das einzelne Sein hinaus. In ihr wirkt die soziale Gemeinschaft. Das unterscheidet den ‚Ernst‘ von Hunger und Durst vom ‚Ernst‘ der Liebe.

Wir sprechen von der Liebe Gottes und von der Liebe als Gesetz des Lebens. Als Gesetz des Lebens ist die Liebe identisch mit Gott. Wo Liebe ist, da ist Gott.

Ist Gott auch da, wo die Liebe die Vernichtung von Leben zum Inhalt hat?

Wenn es um den berühmten Tumor, der auf Gehirnmasse, Niere oder Seele drückt, geht, dann sicher.

Mir fällt Elfriede Jelinek⁷⁹ ein - ‚Im Verlassenen‘ -, die Bezüge schafft, die aufzeigt, wo Liebe fehlgeht, weil sie nicht anders kann. Meine Mutter, das BDM-Mädchen in mir selbst, eingesogen mit der Muttermilch, vorhanden trotz aller Wünsche, nicht einfach wegzuwischen. Kaum glaube ich mir vertrauen zu können, entdecke ich eine andere Stelle, die mir Misstrauen gebietet.

Ist Liebe in solchem Falle wirklich eine Entscheidung? Ist sie nicht vielmehr ein Zwang, dem Gewohnten, dem Vertrauten zu folgen? Eine Entscheidung muss keine freie Entscheidung sein. Die Freiheit zur Liebe meint nicht, dass Liebe notwendig Ausdruck von Freiheit ist. Die Entscheidung zur Liebe ist eine Entscheidung zur Selbstverantwortung, unterscheidet sich gewaltig von solchen Entscheidungen, die nur auf Freiheit von etwas gerichtet sind. Die Entscheidung zur Verantwortung für das eigene Leben setzt ein Bewusstsein für Freiheit und den in ihr liegenden Möglichkeiten zur selbstverantwortlichen Gestaltung des eigenen Lebens voraus. Die Entscheidung zur Liebe kann auch von einem Unfreien getroffen werden. Die Entscheidung für eine Freiheit von etwas nimmt einen Opferstatus an. Entscheidet sich jemand für eine Freiheit von der Liebe, bleibt nichts anderes übrig als die Erkenntnis, dass er sich als Opfer von Liebe begreift.

Wenn die Liebe keinen Spielregeln folgt, wo greifen dann die Gesetze der Liebe?

William Blake's Streitgedicht⁸⁰ um den 'little clod of clay, trodden by a cattle's feet', singing 'Love seeketh not Itself to please' und den 'pebble of the brook', singing 'Love seeketh only Self to please' klingt allzu satirisch, als dass ich diesen Wahrheiten folgen möchte. Schwarz-Weiß hat noch nie zu guten Verhältnissen geführt.

Die Gesetze der Liebe sind keine Umgangsregeln. Sie sind keine Regeln der Höflichkeit. Sie sind keine Spielregeln des gesellschaftlichen Alltags.

Die Gesetze der Liebe verlangen eine Kommunikation im weitesten denkbaren Sinn. Eine solche Kommunikation ist Wahrnehmung. Eine Wahrnehmung in diesem Sinn ist ein kommunikativer Prozess. Ohne einen solchen kommunikativen Prozess bleibt der Gegenstand der Liebe unklar. Ohne einen solchen kommunikativen Prozess gibt es keine Liebe. Nur durch seine Wahrnehmung ist es möglich, das Gegenüber zu erfahren. Nur durch die Erfahrung des Gegenübers ist die wohlwollende Zuwendung im Detail möglich.

Das unterscheidet das Gesetz der Liebe von Spielregeln. Spielregeln gelten für eine Vielzahl von Anwendungsfällen in genau der gleichen Weise. Das Gesetz der Liebe gibt nur eine allgemeine Anweisung, die im Einzelfall konkretisiert werden muss.

Anreden geben davon gleichfalls Zeugnis. In der deutschen Hochsprache unterscheiden wir die Anrede 'Sehr geehrte' von der Anrede 'Liebe'. Beide Formen drücken einen hohen Grad der Verbindlichkeit, aber nur die zweite eine liebende Zuwendung aus. Aus dieser klugen Unterscheidung fällt das neumodische 'Hallo' völlig heraus. Mit ihm entlässt sich der Absender selbst aus jeglicher Verbindlichkeit dem Du gegenüber. Etymologisch erinnert es an den

Signalruf der Fähr- oder Seeleute, die ‚Hol über‘ rufen, einen Befehl, der kaum anders als der Seemannsgruß ‚Ahoi‘ zu verstehen ist. Man fährt aneinander vorbei und muss darauf achten, dass man nicht aufeinander prallt. Man will deshalb vor allem gehört werden. Das war wohl auch der Grund, warum Thomas Edison das ‚hallo‘, dann ‚hullo‘ und schließlich ‚hello‘ zum amerikanischen Gruß bei Abnahme des neuen Telefons erhob. Es ist die Stelle, an der ich schon wieder einen Amerikanismus entdecke? Ist er verwandt mit der E-Mail?

In seinen Regeln entfaltet sich die Ernsthaftigkeit des Spiels wie die Ernsthaftigkeit der Liebe in ihren Gesetzen. Bricht einer die Spielregeln, dann ist er ein Spielverderber, bringt Verderben ins Spiel. Bricht einer die Gesetze der Liebe, dann ist er lieblos, Menschenfeind, Lebensfeind, teuflischer Feind alles Lebendigen. Will einer weder Regel noch Gesetz, frönt er der Willkür, ist Diktator und Despot.

Ein Vertrag

Als Event Managerin machte die Hirtin täglich Verträge. Aus Verzeichnissen und Handbüchern, aus dem Internet und aus Werbebroschüren entnahm sie die Namen ihrer Dienstleister. Mietverträge, Dienst- und Werkverträge, Lizenzverträge. Alles Regelwerk. Nichts dergleichen konnte sie erschüttern. Je genauer der Vertrag, desto weniger Konflikt stand ins Haus. Regelbar war alles, worüber Menschen verfügen können. Zeit und Ort und Menge. Auf das Unverfügbare, die gegenseitige Wertschätzung, darauf musste sie vertrauen.

Im Privatleben der Hirtin gab es auch Verträge. Besonders wichtig war ihr der Vertrag mit ihrer Putzhilfe. Einmal in der Woche kam

diese zu ihr. Sie stand auch zur Verfügung, wenn außerordentliche Aufgaben zu erledigen waren.

Dann gab es noch Verträge, die das Zusammenkommen mit Bekannten und Verwandten betrafen. Die wurden natürlich nicht so genannt. Es waren Verabredungen über Zeit und Ort des Zusammenkommens. Solche Verabredungen hatte die Hirtin in den zurückliegenden Wochen auch mit Maria getroffen.

Darüber hinaus hatte sie mit Maria einen ganz besonderen, einen geradezu erstaunlichen Vertrag geschlossen. In einem vertraulichen Moment hatte die Hirtin um diesen Vertrag gebeten. ‚Lass’ uns, bitte, erst mal nicht definieren, was wir miteinander haben’, hatte sie zu Maria gesagt.

Dieser Satz fiel Maria jetzt immer wieder ein. Was hatte die Hirtin mit ‚definieren’ gemeint? Genau festlegen, abgrenzen, erklären, bestimmen? Was sollte nicht genau festgelegt, abgegrenzt, erklärt, bestimmt werden? Was sie beide miteinander hatten, waren gemeinsame Erlebnisse, erste gemeinsame Erinnerungen, gegenseitige Sympathie. In den Erlebnissen waren Gespräche, Spaziergänge, Mahlzeiten, auch Umarmungen und Liebkosungen enthalten. Diese hatten eine Geschichte, wie es zu ihnen gekommen war. Sie hatten einen Ablauf und sie hatten ein Geschehen danach. Hatte die Hirtin gemeint, Maria solle das alles gar nicht wahrnehmen, nicht in ihrem Gedächtnis bewegen und einzuordnen suchen? Sollte sie sich gewissermaßen als Mensch ausschalten und stumpf und dumpf halten? Oder hatte die Hirtin gemeint, dass Maria das Geschehene in keine Verbindung zu ihren Wünschen, ihren Lebensplänen, ihren Werten bringen sollte?

Maria hatte eingewilligt. Ihre Verwunderung über den Wunsch der Hirtin hatte sie erst einmal zurück gestellt. Es war ein schwacher Moment gewesen. Sie war in keiner Weise auf etwas vorbereitet, das

nur annähernd einer Argumentation würde bedürfen. Ihr war der häufige Spruch einer ihrer wichtigsten Lehrerinnen eingefallen: „Willst Du jemanden wirklich kennen lernen, dann lass’ ihn gewähren und versuche nicht einseitig, deinen Wünschen oder Regeln zur Geltung zu verhelfen. Habt Ihr die gleichen Werte, werdet Ihr Euch schon treffen“. Dass dieser Spruch in vielen Situationen hilfreich ist, aber nicht unbedingt dort, wo Gefühle im Spiel sind und die eigene Seele vor Schaden in der Zukunft zu bewahren ist, hatte sie in verliebter Verblendung verdrängt.

Definitionen konnten ohnehin nur nach und nach gefunden werden, hatte sie sich gesagt, je nach der Art und Weise des Miteinanders. Dass es sich bei der Bitte der Hirtin um eine Bitte handelte, die von Maria letztlich forderte, nicht zu hören, nicht zu sehen, nicht zu reden, nicht über das, was sie gesehen hatte, nicht über das, was sie gehört hatte und nicht über das, wie sie es deutete, lag so völlig neben ihrer Spur, dass sich in ihr nicht einmal der Ansatz einer Ahnung gemeldet hatte, die Hirtin könnte das tatsächlich gemeint haben. Die Hirtin war in ihren Augen eine tatkräftige, kritisch denkende Frau. Durch ihre langjährige Arbeit in feministisch-lesbischen Kontexten war sie überdies im Gegensatz zu ihr, Maria, vielfältig erfahren im Umgang mit anderen Frauen und noch dazu um einige Jahre älter als Maria. Die Bitte wäre, hätte sie als Aufforderung zum Ignorieren ausgelegt werden müssen, ja einer Verurteilung zur Blödsinnigkeit gleich gekommen. Das konnte nicht sein.

Maria nahm irrtümlich an, das gegenseitige Wohlwollen erlaube ihr darauf zu vertrauen, dass die Hirtin sie über wichtige Entwicklungen in der eigenen Person auf dem Laufenden halten werde. Sie vertraute folglich darauf, dass die Hirtin gegen sie nichts in der Hinterhand halten werde. Das war ganz einfach eine Frage der Wertschätzung, die Maria der Hirtin in Bezug auf ihre eigene Person unterstellte. Ohne eine solche Unterstellung hätte Maria in sich überhaupt kein

Motiv dafür gefunden, mit der Hirtin zusammen zu kommen. Darüber eine besondere Verabredung zu treffen, war Maria überflüssig vorgekommen. Es handelt sich bei diesen Dingen ja ohnehin um keine klagbaren Ansprüche. Die geistigen und seelischen Wurzeln, aus denen Wertschätzung gespeist wird, lassen sich auf keinem Klageweg der Welt verändern.

Durch die Bitte der Hirtin war aus Marias Sicht andererseits gewährleistet, dass die Hirtin mit ihr jedenfalls im Gespräch bleiben würde, wenn es um eine Definition ginge, dass eine Definition also nur gemeinsam versucht würde und nicht einseitig von einer zu einem Zeitpunkt vorgeschlagen würde, den die andere für verfrüht hielt. Durch die Bitte der Hirtin waren gegenseitige Ansprüchlichkeiten auch klein gehalten. Denn es musste die Wirklichkeit nicht gleich an einer Definition gemessen werden.

Jetzt hielt sich Maria vor Augen, dass sie die Bedeutung des Satzes unterschätzt hatte. Er war ihr zwar nahe gegangen, aber tatsächlich erst wieder eingefallen, als sie die E-Mail der Hirtin las. Sie hätte mit der Hirtin besser beizeiten das Gespräch über ihre Gedanken suchen sollen. Vor allem hätte sie die Hirtin bitten müssen, ihre Bitte näher zu begründen. Hatte sie sich eine Verbindung mit der Hirtin vielleicht zu sehr gewünscht und leichtfertig eine Reflexion darüber vernachlässigt, mit wem sie sich da verbinden wollte? Immerhin waren sie sich Beide zu jenem Zeitpunkt noch sehr neu und sehr fremd gewesen. Vielleicht hatte sie auch zu sehr auf ihre Intuition und emotionale Stärke vertraut?

Aber eine Absprache ist eine Absprache. Und das allemal im Westerwald, in dem sie getroffen wurde. Das lag Maria in Fleisch und Blut, da sie mit Verwandtschaft im Westerwald aufgewachsen war, just in der Gegend, in der sich die Hirtin vor einigen Jahren nieder gelassen hatte.

Der Westerwald ist ein karges Gelände. Bin ich im Westerwald, fällt es mir immer schwer zu realisieren, dass ich mich in dem mit rund dreitausend Quadratkilometern größten deutschen Mittelgebirge befinde. Mal gibt es große karstig-hügelige Wiesen, mal engen dunklen Wald, der nur gelegentlich von kurvigen Straßen durchzogen wird. Der Geist dieser Landschaft? „Oh Du schöner Westerwald, über Deine Höhen pfeift der Wind so kalt, jedoch der kleinste Sonnenschein, weht tief ins Herz hinein“⁸¹.

Wo die Sonne so selten auftaucht, ist sie besonders wertvoll. Eine eiserne Regel: Ein Handschlag ist ein Handschlag, da gibt's nichts. Da braucht's nichts Schriftliches. Das wäre gegen die Ehre. Hat man einmal etwas zugesagt, hat man es zu halten. Es mag kosten, was es wolle.

Fremde sind im Westerwald schon viele Male aufgestoßen, weil sie diese Regel verletzt haben. Mit Fremden ist nicht gut Kirschen essen, pflegte meine Westerwälder Großmutter zu sagen.

Maria hatte den ersten Schritt getan und als erste die rund einstündige Autofahrt unternommen, die nötig gewesen war, um die Hirtin zu besuchen. Der Weg hatte sie durch ihr unbekanntes Gelände geführt. Zuerst war da zwar die Strecke über die Autobahn gewesen. Hinter der Abfahrt war es jedoch kurvig geworden. Es war auf und ab gegangen. Kleine rauschende Bäche hatten ihr die Unberührtheit der Landschaft gezeigt. Die Ansiedlungen waren immer kleiner geworden. Am Ende hatte sie die Tannen abzählen müssen, um den richtigen Feldweg zum Haus der Hirtin zu finden.

Wie Schneewittchen bei den Sieben Zwergen hatte Maria von den Tellern der Hirtin gegessen und aus ihren Bechern getrunken. Sie hatte an ihrem Tisch und auf ihrem Stuhl gesessen. Sie hatte in ihrem Bett gelegen. Sie hatte mit der Hirtin geredet und die Hirtin mit ihr. Sie waren behutsam miteinander umgegangen.

Maria hatte die Hirtin dann auch zu sich eingeladen, sie bewirtet, sie gebettet, ihr die Stadt gezeigt und ihr von ihren Beziehungen erzählt.

Geduld schien Maria damals vor allem angemessen. Wenn die Zeit zum Denken reif sein würde, dann würden sie beide das Definieren schon gemeinsam unternehmen. Uneingeschränkt hatte Maria darauf vertraut, dass die Hirtin die Zeit, die sie miteinander verbrachten, auf jeden Fall per se als wertvoll betrachten würde. Auf die Idee, dass die Hirtin ihr nur etwas vorspielte, tatsächlich aber nicht einmal das Hier und Jetzt, die ihnen zugedachte gemeinsame Zeit, für kostbar und schutzwürdig halten könnte, sich ständig mit Fluchtgedanken befasste und ihre Flucht insgeheim schon vorbereitete, war sie damals noch nicht gekommen.

Übersetzungen

Die Hirtin zog dem Sonnenlicht seit einigen Jahren künstliches Licht vor, wenn sie ihrer hauptsächlichen Tätigkeit als Übersetzerin nachging. Die Zeit, in der sie schöngeistige Literatur übersetzt hatte, gehörte der Vergangenheit an. Vorbei war die Zeit, in der sie wildromantische Nächte in schönsten Sprachfarben ausgemalt und lebenslange Bindungen von Frauen beschworen hatte. Vorbei war die Zeit, in der sie ihr Sprachvermögen eingesetzt hatte, um menschliche Emotionen oder Eigenschaften von Jahreszeiten, Landschaften und Witterungen zu kennzeichnen. Wie empathisch hatte sie noch vor Jahren übersetzt:

„Es war April. Weicher grüner Flaum lag auf jedem Baum und verbarg die Zweige“ oder „Ich liebe dich, Biff, ... und Moss schaute auf den Menschen, der ihr gegenüber saß“.

Aber auch:

„Da kam dann der Wunsch auf, sich nach vorn zu werfen, hinein in die offene Schlucht, im freien Fall wie der Fluss auf der gegenüberliegenden Seite, hinunter, hinunter in das Nichts am Fuße des Steilhangs. Das Wasser verschwand unter der Erde, und Menschen würden verschwinden, für immer verloren, weil sie so dumm waren, nicht zu wissen, wohin sie ihre Schritte lenkten.“

Die Hirtin musste Geld und sie wollte viel Geld verdienen. Das war nur mit Übersetzungen zu machen, die wirklich gebraucht werden. Verträge, Börsenprospekte und Bedienungsanleitungen, alles, was das moderne Wirtschaftsleben in Gang hält.

Ihre Übersetzungen gerieten in die Nähe der Fließbandarbeit. Das Gespräch zwischen ihr als Übersetzerin und einer Autorin war nicht mehr gefragt. Sie musste nicht mehr in sich hinein horchen, um einen ästhetischen Zugang zum Gegenstand ihrer Übersetzungen zu gewinnen. Sie musste keine Gefühle mehr aufspüren und nachempfinden, um die treffenden Worte setzen zu können.

Das Übersetzen von Meterware hatte sie unmerklich verändert. Ihr Verhältnis zu der Sprache, die andere gebrauchten und die sie selbst gebrauchte, hatte nach und nach seine Tiefe verloren. Ihre innere Beziehung zu einzelnen Worten und zu deren Bedeutung war nicht mehr gefragt. Sie war ihrer jetzigen Arbeit geradezu hinderlich. Was ihre Übersetzungstätigkeit anging, war sie ‚erfolgreich‘ geworden. Aber sie war darin keine Hirtin mehr, sondern viel mehr ein Schaf.

Wie in ihrer Arbeit als Event Managerin ging es nicht mehr um zarte Subjektivität, sondern um verwaltende Kontrolle feststehender und allgemein etablierter Redewendungen. Es ging nicht mehr um ihre innere Beziehung zu einem Gegenüber und dessen sprachlichem Ausdruck. Es ging um Macht. Auch als Übersetzerin hatte sie gelernt zu funktionieren. Um einen hohen Preis.

Übersetzer sind an ‚Jetlags‘ gewöhnt. Diesen Begriff aus dem Munde eines Übersetzers finde ich bestechend. Das Alltagsgeschäft von Übersetzern ist das Übersetzen. Über Kontinente und Meere hinweg. Der Jetlag macht sie wacher gegenüber den Unterschieden verschiedener Welten. Im besten Fall verfügen sie über wahres Erfahrungswissen um die Bedeutung von Zeit, Ort und Entfernung. Und um die damit einhergehenden Beschwerden aus der plötzlichen Verschiebung des Tag-Nacht-Rhythmus‘. Um das Unwohlsein und um die typischerweise daraus folgenden Schlafprobleme. Wie ein Mensch, der tagein tagaus von einer dunklen Höhle in eine lichtdurchflutete Landschaft wechselt oder umgekehrt. Im zweisprachigen Sein hilft es kaum, die eigene Uhr auf die Zeit am Zielort einzustellen, das eigene Leben nach dem Ort der anderen Sprache einzurichten oder sich radikalem Sonnenlicht auszusetzen, um aller Trübung des Blicks auszuweichen.

Vor einigen Jahren habe ich wunderbare Stunden im Kreis von professionellen Übersetzern und Übersetzerinnen verbracht. Sie trafen sich einmal wöchentlich, um gemeinsam ihre Fähigkeiten an ausgewählten Literaturstücken zu üben. Ein stadtbekannter Übersetzer, ein Engländer, aufgewachsen in der Türkei und das Wandern zwischen den Kontinenten von klein auf gewöhnt, führte uns. Er hatte bereits Texte von Jürgen Habermas und Niklas Luhmann übersetzt. Auch schrieb er selbst Bücher.

Fast alle in der Gruppe hatten Anglistik oder Germanistik studiert oder sich wenigstens mit diesen Fachrichtungen beschäftigt.

Peter Hoegs ‚Gespür für Schnee‘ oder ‚Spuren im Schnee‘⁸², wie wir das Buch viel lieber nennen wollten, war uns der Anlass gewesen, über die außerordentliche Verantwortung, die jeder Übersetzer vor allem gegenüber Essayisten und Romanciers trägt, zu diskutieren. Erfasst werden musste nicht nur das Lebensgefühl, das die einzelnen

Autoren transportieren. Jede Redewendung, jeder Begriff musste auf den Prüfstand gestellt werden. Wie leicht konnte eine Übersetzung den Inhalt einer Aussage völlig verdrehen. Besonders dort, wo es um die Beschreibung feinsten Naturphänomene geht. Oder aber auch dort, wo es um Weltanschauungen geht. Welch' ein Unterschied ergäbe sich etwa in der Aussage, wenn John Stuart Mills Essay „Über die Freiheit“⁸³ als Essay über die soziale Gerechtigkeit herausgegeben würde, wenn die Passagen über die Bedeutung der Meinungsfreiheit und ihre Grenzen in eine flammende Rede über Zensur und den Umgang einer Gesellschaft mit freien Meinungsäußerungen verwandelt würde.

„Die Zeit“ hatte damals gerade eine interessante Untersuchung in Auftrag gegeben und dann veröffentlicht. Ein Stück Prosa war an zehn verschiedene Übersetzer in zehn verschiedenen europäischen Ländern zur Übersetzung in ihre eigene Sprache verteilt worden. Die Ergebnisse waren danach von anderen Übersetzern ins Deutsche zurück übertragen worden. Es kamen zehn unterschiedliche Texte heraus. Inhaltlich glichen sie sich nicht einmal mehr annähernd. Wahrscheinlich weiß jeder Schriftsteller solche Erfahrungen zu beklagen. Die Auswahl eines Übersetzers kann gar nicht sorgsam genug erfolgen. Wie oft beherrschen Übersetzerinnen und Übersetzer nicht einmal die Originalsprache. Wie oft wissen sie sich in der Originalsprache nicht einmal in einfachen Zusammenhängen grammatisch und phonetisch korrekt auszudrücken. Und, wie oft legen sie ihrer Arbeit deshalb gar Übersetzungen in andere Sprachen, die ihnen vertrauter sind, zugrunde. Und wie oft erschöpft sich ihr Sprachverständnis auf ein allein aus gängigen Wörterbüchern bezogenes Begriffsverständnis.

Übersetzen begründet notwendigerweise eine Beziehung zwischen Übersetzer und Autor. In dieser Beziehung kommt es nur dann zu einer Interaktion, wenn der Übersetzer den tieferen Sinn des sprachlichen Ausdrucks des Autors oder der Autorin begreift.

Damals, in den 1980er Jahren, war es noch nicht üblich, dass Übersetzer und Übersetzerinnen in die Titelei eines von ihnen bearbeiteten Werkes aufgenommen wurden. Heute beanspruchen manche von ihnen gleichrangige Nennung. Das Grausen befällt mich, wenn ich in einer Anzeige im Internet entdecke, dass der Name eines Übersetzers oder einer Übersetzerin größer aufgeblendet wird als derjenige des Autors oder der Autorin. Auch die Prosaübersetzungen der Hirtin wurden im Internet derart herausgestellt. Anders als selbstverständlich die ertragreichen Übersetzungen von Verträgen oder Prospektmaterial.

Natürlich hat das nur Werbegründe. Natürlich sind das nur Konzessionen an die Gesetze des freien Marktes. Und doch glaube ich, dass etwas Wesentliches im allgemeinen Bewusstsein dadurch verloren geht. Dass das Übersetzungsrecht nur ein Bearbeitungsrecht ist und Übersetzer nur nachschaffend sind, tritt dabei wie bei einem verkehrt herum getragenen Pullover völlig in den Hintergrund. Eine Übersetzerin ist keine Miturheberin. Die Veröffentlichung ihrer Bearbeitung ist von der Zustimmung der Autorin abhängig. Eine Neuschöpfung würde nicht nur den Auftrag verfehlen, sondern womöglich auch in Autorenrechte eingreifen. Der Originaltext soll ja eben nicht nur eine Anregung sein. Derjenige Übersetzer, der meine Anschauung darin besonders geprägt hat, war allerdings einer, der Jürgen Habermas, Niklas Luhmann und manchen Kunstkatalog und Kulturführer ins Englische übersetzt hat. Undenkbar ein Anspruch auf Ebenbürtigkeit von seiner Seite.

Eine Wohnhöhle

Die Menschheit kennt sogar für ihre Wohnverhältnisse Archetypen. Es sind Urmodelle, die mehr oder minder bei allen Menschen die gleichen Assoziationen auslösen. Wie die Höhle im Erdreich oder im

Gestein. Die Höhle hüllt ein. Sie schenkt Geborgenheit und Schutz. Und doch birgt sie auch manche Gefahr.

Der typischen Höhle attestiere ich eine drückende und eher düstere Atmosphäre.

Den seltenen Fall, dass sich eine Höhle in einen großen Raum öffnet, der in grellem Goldgelb erstrahlt, kenne ich nur aus Filmen über die ägyptische Welt der Pharaonen, den Schatz der Inkas oder das Reich des Winnetou. Die besonderen Gefahren auch einer solchen Höhle dürfen nicht unterschätzt werden. Mal ist es die Gier, die Mord und Totschlag provoziert, mal ein unbedachter Griff in die Klaviatur eines verborgen eingebauten Tempelwächters, der den Besucher in irgendeinem Schlund verschwinden lässt. Aber das sind nicht ganz die Gefahren, auf die ich hinlenken möchte.

Häufiger begegnet ist mir in unseren Breiten die Tropfsteinhöhle. Ganz zu schweigen von den vielen künstlichen Grotten besonders in den Gartensälen der Schlösser des 18. Jahrhunderts. Und ganz zu schweigen von den Grottenprojekten der Revolutionsarchitektur. Bekannt sind mir seit Kindheitstagen auch die Mariengrotten nach dem Muster derjenigen von Lourdes.

In den Tropfsteinhöhlen hat sich wohl kaum je ein Mensch auf längere Zeit eingenistet. Dort ist es viel zu kalt. Die muschel-, tuff- und kalksteinverzierten Grotten, die vor zweihundert Jahren in spielerischer Umsetzung der aufkommenden Naturverbundenheit zum feudalen Wandeln einluden, sind ebenso wenig wärmer. Sie dienten ja gerade der Abkühlung und nicht als wärmender Unterschlupf. Ein ganz anderes Kapitel sind ohnehin die Mariengrotten. Bei allen diesen Höhlen handelt es sich eher um solche, die nicht einem Einzelnen, einem Individuum zugeordnet sind.

Die Höhle ist ein Symbol. Ein Symbol des Universums. Ein Zentrum. Gleich einem Herzen verkörpert sie die Weisheit des Fühlens im mütterlichen Schoß. In ihr treffen sich Göttliches und Menschliches. Ein Mensch erfährt in ihr seine Initiation und seine zweite Geburt. Dazu bedarf es nicht einmal des architektonischen Rahmens, den die buddhistischen Felsenklöster Indiens schaffen, um in der alltäglichen Lebensführung den Weg der rechten Einsicht zu bereiten.

Die Höhle war einst ein Ort, der bestimmten Gottheiten und Nymphen geweiht war. Mithras⁸⁴ in Rom und die Oreaden⁸⁵, Okeaniden⁸⁶ und Pleiaden⁸⁷ im alten Griechenland erzählen bis heute davon.

In einer Höhle sollen die zehn Sefirot⁸⁸, die zehn grundlegenden höheren Kräfte, zusammengestellt worden sein.

Natürliche Höhlen werden wohl bis heute von solchen unserer Spezies als Wohnung bevorzugt, die ein schnelles Dach über dem Kopf benötigen. Aus ökologischer Sicht sind solche Hinzuziehenden perfekte Umweltschützer. Ihre Verstecke fügen sich unauffällig in jede Landschaft. Gleichgültig, ob subterran unter der Erde angelegt oder subtraktiv aus Felsen herausgemeißelt. Kein Biotop gerät durch solche Höhlen aus den Fugen. Die Höhle nimmt sich, was bereits da ist. Das Haus dagegen, gleichgültig ob aus Stroh, Holz oder Stein, setzt immer etwas hinzu. Das gilt selbst für ein gut verborgenes Baumhaus.

‘My home is my castle’, dieses Grundrecht, das die Engländer seit dem 17. Jahrhundert kennen, ist mein Leitspruch schon seit vielen Jahren. Zu Hause lebe ich in vertrauten Bezugssystemen und Beziehungen, niemals allein, immer mit anderen, mit Menschen, mit meinen Tieren, mit meinen Pflanzen und allerhand lieb gewonnenen Gegenständen. Andere sollen den gleichen Schutzraum genießen.

Höhle wie Haus schützen aber nicht nur. Sie trennen auch, kapseln ab, engen ein. Mitunter werden sie zum Gefängnis. Isoliertes Alleinsein artet zu Einzelhaft aus, womöglich gar zu Folter. Es schwindet die Fähigkeit zu sozialen Kontakten und dauerhaften emotionalen Bindungen. Schnell schleicht sich dergleichen schon in Phasen der Selbstreflexion oder der Selbstzufriedenheit mit mancher schönen Tätigkeit ein. Peu à peu verliert sich das Motiv, mit anderen Gemeinschaft und Intimität zu suchen.

Einzelhaft als selbst gewählte Einsamkeit? Falco⁸⁹ hat es auf den Punkt gebracht: „Auge um Auge, Zahn um Zahn/Der Einsamkeit freie Bahn/keiner für alle, jeder für sich/keine Gefühle stören dich“ rappt er seit den 1980er Jahren und „Moderne Menschen leben allein/Das neue Leben fängt sie ein/Liebe macht Herztod, Sprechverbot“.

Es ist ein Irrtum zu glauben, Höhlen seien nur für Einzelne eine Haftgefahr. In Höhlenhaft kann ein Einzelner zusammen mit anderen sitzen. Da sieht er dann nicht nur die Schatten seiner selbst. Er sieht auch Schatten von anderen. Vielleicht sieht er auch Schatten von Gegenständen, die an ihm vorbeigetragen werden. Doch, was passiert? Bleibt es allein bei den in der Höhle gewonnenen Eindrücken? Kommen da alle wichtigen Einsichten und Ansichten der Gesetze des Lebens zum Zuge? Ich bezweifle, dass das Licht vom Feuer im eigenen Rücken genügt, um der Wahrheit auf die Spur zu kommen.

Die klassische Höhlenfamilie ist diejenige Gruppe von Menschen, die sich einem Gruppenzwang unterworfen hat. Weder Platos Höhlenmensch noch der reale Gruppenmensch tritt gerne nach draußen, freut sich auf neue Erfahrungen und bestaunt neue Sichten. Im Gegenteil. Der Höhlen- als Gruppenmensch wünscht sich immer wieder an seinen angestammten und vertrauten Platz zurück. Wie die

kleine Porzellanhirtin aus Andersens Märchen. Der Höhlen- als Gruppenmensch mag es nicht, vom Sonnenlicht geblendet zu werden, wenn er die Höhle verlässt. Er hasst die Erfahrung, überraschend nichts zu sehen und ohnmächtig allein Gottes Hand überantwortet zu sein. Die Ungewissheit macht ihm zu schaffen. Würde er mit Gewalt an der Sonne gehalten werden, wäre er nicht einmal schnell davon zu überzeugen, dass jeder Ungewissheit auch wieder eine Gewissheit folgen wird. Er würde nach und nach nur Umrisse erkennen, die ihn an die bekannten Schatten erinnern. Der Zugang zu helleren Objekten braucht seine Zeit. Es ist ein langer Weg zur Erkenntnis, dass selbst die Sonne Schatten wirft. Ist die Erkenntnis da, wird eine Trennung unvermeidlich.

Das neue Sehen trennt von denen, die im Dunkeln geblieben sind. Erzählt ein Sehender im Dunkeln von den Dingen, die er im Sonnenlicht entdeckt hat, wird er zum Fremden. Unverständnis und Feindseligkeit schlagen ihm wie ein Automatismus entgegen. Wie schön war es doch noch, als er ihre Deutungen teilte. Jetzt, wo er auch sie zum Licht und zur Sonne befreien möchte, ist er zum Todeskandidaten geweiht.

Es sind eben nur die Götter, die unaufhaltsam zum Licht streben, egal ob ein Zeus, ein Hermes, Apoll oder Mithras, ein Jesus Christus und wie viele mehr.

Die Hirtin hatte Maria und mich eines Tages gemeinsam in ihr Heim eingeladen. Sie hatte sich ihren Wohnsitz im waldigsten Teil des Westerwaldes gesucht. Demjenigen Teil, in dem der Nebel während des größten Teils des Jahres das Sagen hat und Regen und Schneefall das übrige zur Dunkelheit tun. Bettine von Arnim⁹⁰ hätte sicher bemerkt, dass es einer der Orte ist, an dem die Sonne nur selten ihren Mantel ablegt.

Panopolis hätten die Griechen diesen Platz womöglich genannt. So wie das ägyptische Akhmim, dessen Pane und Satyre die ersten waren, die vom Tod des Osiris erfuhren. Und die dann diejenigen waren, die die Nachricht in die Welt hinein verbreiteten. Bei unserem Besuch ahnten wir noch nicht, dass die Hirtin aus ihrem Panopolis einmal besagte E-Mail an Maria senden würde.

Es war ein alter Jagdsitz, gelegen zwischen hohen Tannen. Ein Holzhaus aus schweren dunkelbraunen Bohlen mit einem tiefer gelegenen Nebengebäude. Wenn die Sonne überhaupt den Nebel durchdrang, dann blieb sie doch auf der Wiese abseits des Hauses hängen. Ihre Strahlen schafften es nur selten, dem verwunschenen Froschtümpel am Haus wenigstens einige Schimmer ihrer Kraft abzugeben oder durch die Fenster des Hauses zu blinzeln. Kaum je brachte sie die Wohnräume zum Leuchten oder die Wände zum Glänzen. Künstliches Licht musste auch im Wohnhaus tagsüber eingeschaltet bleiben, sollten die Räume anderem dienen als dem Dösen oder Schlafen. Die Enge und die geringe Raumhöhe, vielleicht auch die dunklen Farben im Hausinneren brachten jeden Bewohner und jeden Gast über kurz oder lang dazu, die Schultern einzuziehen und die eigene Haltung auf eine Beugung nach vorne einzurichten, um nicht fortwährend mit dem Kopf irgendwo anzustoßen. Die Hirtin selbst hatte sich bereits so an die gebeugte Haltung gewöhnt, dass ihr Rücken sogar außerhalb des Hauses bucklig blieb. Als ob sie ein Leben lang schwere Lasten getragen hätte oder durch den steten Aufenthalt in ihrer Höhle zu einer Embryohaltung wie in Mutters Schoß zurückkehren wollte.

Ganz im Gegensatz zu diesem Eindruck begrüßte sie uns in einem T-Shirt mit der Aufschrift TSNY. Auf Marias Frage nach der Bedeutung der Initialen gab sich die Hirtin unwissend. Ich schwieg. Technical Support New York war denkbar. Insgeheim erinnerte ich mich aber an die Trapeze School New York (TSNY), dieser Einrichtung direkt am Hudson River mit dem brillanten

Werbespruch: ‚Forget fear. Worry about addiction‘. Eine Freundin hatte mir davon erzählt. In sonnendurchfluteten Hallen kann jeder dort ein ganz neues Lebensgefühl kennen lernen. Einzige Voraussetzung: Geld zum Bezahlen des jeweiligen Kurses. Ist das entrichtet, zeigen engagierte Lehrer jedem nach Maßgabe seiner Fähigkeiten geduldig das Erklettern der Strickleiter, das Stehen auf einer schwankenden Plattform, das Hineinfallen in das Netz und dann vor allem das Packen der Trapezschaukel und den freien Flug durch die Luft.

Die Hirtin führte uns herum. Ganz verschiedene Welten taten sich auf.

In den Wiesen rund um das Haus gab es mehr verwunschene Ecken als ich sie anderswo je gesehen hatte. Hier herrschte die Natur, wie sie tagtäglich sich selbst erschuf, mit Gräsern, Tümpeln, Quellen, Wurzel- und Steinverwerfungen, Büschen und tiefhängenden Bäumen. Doch dann stach aus dieser gewachsenen Landschaft das unter dem Hauptgebäude liegende Nebengebäude heraus. Es war vor allem die zur Wiese hin kalkig weiß gestrichene Wand, die auf eine völlig andere Lebenswelt im Inneren vorbereitete. In diesem steinernen Gebäude kam ein Naturbegriff zum Ausdruck, der nicht mehr aus der unmittelbaren Erfahrung der Natur stammt und diese nachahmt, sondern sich entgegen allen romantischen Bewegungen seit dem frühen 19. Jahrhundert der wissenschaftlichen und technischen Beherrschung der Natur verschrieben hat. Wie verstärkte sich in mir dieser Eindruck bei einem Blick durch das große Fenster und erst recht, als die Hirtin uns in das Innere führte. Wir stießen auf ein Büro, in dem uns die emotionale Leere der reinen Funktionalität fast erschlug. Für das Gemüt blieb einzig der Blick aus dem Fenster ins Grüne. Der von Ruster geprägte Gesamteindruck änderte daran nichts. Bei den Möbeln handelte es sich um nüchterne Gebrauchsprodukte. In offenen Regalen stapelten sich Papiere und Ordner. Unmengen von Kartons standen herum. Der Schreibtisch war einfach nur groß. Dieses Büro glich den vielen

Büros, die ich in Handwerksbetrieben und Gerichtsgebäuden gesehen hatte. Ungeliebt, aber in den Augen einer auf Verwaltungstätigkeiten geeichten Gesellschaft offenbar unvermeidlich. Das Leben findet woanders statt, auch wenn der größte Teil des Tages freiwillig ebenda zugebracht wird.

Bei der Hirtin war das nicht anders. Ihr Leben zerfiel in verschiedene Funktionen. Untereinander schienen diese nicht vermittelbar. Die Trennung von Arbeits- und Wohnbereich, die sie sich geschaffen hatte, war auch ästhetisch eine Manifestation der Zersplitterung des Lebenszusammenhanges. Wie anders sah nämlich das Haupthaus aus. Über eine breite Holzterrasse stiegen wir nach oben. Die Wohnräume des Holzhauses saßen wie ein Stupa⁹¹ auf einem eckigen Aufsatz. Hinter einem schmalen Gang öffnete sich ein gemütlicher Wohnraum, eine Kissenlandschaft mit Kamin, von dem aus man in kleinere Funktionsräume, nämlich die Küche und einen kleinen Schlafraum, und in eine Art Nebentrakt gelangte. Der Nebentrakt mit einem für Gäste bestimmten Schlafplatz und einem Bad führte mit einem eigenen Eingang ein völlig selbständiges, wenn nicht separates Dasein. Architecture parlante. Es galt den sprechenden Sinn dieser Architektur zu entdecken.

Wir spielten mit den beiden Hündinnen, um deren Gunst wir schon bei unserer Ankunft mit getrockneten Schweineohren gebuhlt hatten. Wir machten einen Spaziergang. Von einem dunklen Waldweg aus tauchten wir in eine Landschaft von Feldern ein, die sich darauf vorbereitete, die Saat zum Aufkeimen und Wachsen zu bringen.

Wir aßen Nudeln mit Pesto und tranken Rotwein. Wir saßen vor dem Kamin. Wir streichelten die Katzendame. Wir unterhielten uns.

Das höhlenartige Haus zwischen den Tannen wurde zur Bewusstseinschmiede. Wir konnten ganz bei uns sein, unserer gegenseitig gewahr werden, einander erkennen. Vor dem

Kaminfeuer wurden wir anders. Neu. Drei Menschen aus drei verschiedenen Welten.

Wir sprachen über das Feuer. Wir sprachen über Licht und Dunkelheit. Wir sprachen über die Sonne. Dann tauschten wir unsere Beziehungen zur Musik, Kunst und Literatur aus. Es dauerte nicht lange und wir landeten bei Frauenthemen. Auch vor der Politik machten wir nicht halt.

An unserer Seite lagen die beiden Wächterinnen der Hirtin. Weibliche Zerberusse. In ihren schwarzen Mänteln Hüterinnen unserer Unterwelt.

Feuer

Die Hirtin war im Besitz eines auf Jahre bemessenen Stoßes an gespaltenem und getrocknetem Brennholz. Sie hatte einige Stücke und Scheite in ihrem Kamin aufgehäuft, und mit Streichhölzern und einem Fidibus zum Brennen gebracht.

Ich konnte mich nicht satt sehen. Immer schon wollte ich einen eigenen Kamin. Doch eine Stadt, wie Frankfurt, genehmigt die Einrichtung neuer Kamine nicht mehr. Die Zivilisation hat der Umwelt so vielfältige Belastungen gebracht, dass selbst das Verbrennen von Holz durch einen einzelnen Haushalt inmitten von Häuserfluchten zur unkontrollierbaren Gefahr werden kann. Im städtischen Kontext ist das Wissen um Schadfeuer angesichts der vielen ungewollten Brände bald größer als das um Zweckfeuer. Wir wärmen uns eben inzwischen mit Hilfe von Fernwärme oder Gas. Wir frittieren oder kochen unsere Kartoffeln auf einem Herd anstatt sie im Lager- oder Grillfeuer zuzubereiten.

Die Zeit, in der der rebellische Prometheus den Göttern das Feuer stahl, um es den Menschen zu bringen und sie von der Willkür der Götter frei zu machen, ist vergessen. Vielleicht ist auch das Bewusstsein bald verloren, dass Menschen ohne Feuer nicht wirklich sein können.

Es hatte eine gewisse Logik, dass die Hirtin über einen eigenen Kamin verfügte. Frauenbewegt hatte sie sich selbstverständlich mit allen möglichen Frauenkulten beschäftigt. Vesta⁹² war ihr wohl bekannt. Ebenso der kaiserliche und päpstliche Erlass, der „reinigendes Feuer“ für Ketzerinnen vorsah. Ihre Vorbilder, die Beginen⁹³, waren im 14. Jahrhundert Ziel dieses Erlasses gewesen.

Sie wusste viel vom Feuer zu erzählen. Von seiner umwandelnden und seiner reinigenden Kraft. Von seiner Verwandtschaft zur lebenspendenden und befruchtenden Kraft der Sonne. Von der Erneuerung des Lebens, die Feuer möglich macht. Von seiner spirituellen Kraft und Manifestation des Göttlichen oder der Seele. Von seiner inspirierenden und erleuchtenden Macht. Aber auch von der sexuellen Kraft, dem Schutz, der Sichtbarkeit und der Zerstörung, die Feuer bringt, von den Möglichkeiten der Verschmelzung, der Leidenschaft und des Feueropfers. Wohl lassen sich ähnliche Dinge vom Wasser, der Erde und dem Wind erzählen. Aber wir saßen nun mal am Feuer.

Ich erinnerte mich an eine Predigt von Meister Eckhart, die ich mal gelesen hatte. Der Mystiker erläuterte das Verhältnis von Gott und Seele mit dem Bild vom Feuer. Es ging ungefähr so: Das Holz macht sich dem Feuer mehr und mehr gleich, bis sich das Feuer in das Holz gebiert und ihm seine eigene Natur und sein eigenes Sein übermittelt.

Im Herdfeuer sahen wir sowohl Göttliches als auch Dämonisches, das Schöpferische wie das Zerstörerische. Beide Seiten erklärten wir

zu Repräsentanten von Wahrheit und Wissen, zu Verzehrern von Lüge, Ignoranz, Illusion und Tod.

Das Licht und die Wärme, die es spendete, öffneten uns für mögliche Wahrhaftigkeit. Nicht, dass wir uns als Hexen fühlten, die auf dem Scheiterhaufen verbrannt werden mussten, damit ihre sündigen Seelen durch das Feuer gereinigt würden. Aber der Alltag hinterlässt in jedem von uns Abnutzungserscheinungen, was unsere Gefühlbarkeit, Empathie und Echtheit angeht. Das Feuer führte uns neue Energie zu.

Aber, aber, Licht und Finsternis bleiben halt doch Antipoden, wie es in der Bibel und auf dem Portal der Erfurter Predigerkirche steht: Das Licht leuchtet in der Finsternis und die Finsternis hat es nicht erfasst.

Licht und Dunkelheit

Die Ewige ist mein Licht und meine Befreiung, vor wem sollte ich mich fürchten? So heißt es in der Bibel in gerechter Sprache⁹⁴. Gelernt habe ich dagegen: Der Herr ist mein Licht und mein Heil⁹⁵.

Welchem Text soll ich nun folgen?

Da breiten sich scheinbar vollkommen unterschiedliche Weltanschauungen aus. Nicht nur durch die Ewige an der Stelle des Herrn, sondern auch durch die Ersetzung des Heils durch die Befreiung. Nicht jede Frau und nicht jeder Mann sieht Befreiung als Heil. Befreiung fragt nach ‚Wovon‘ und ‚Wozu‘. Heil impliziert ein Wohlsein, das nicht notwendig eine Befreiung ist.

Gleich bleibt das Licht.

Die Ewige verleiht dem Weiblichen ein neues Gewicht. Ist es Zufall, dass die Übersetzerin gerade den psalmistischen Gesang ‚Mein Licht und meine Befreiung‘ mit ‚der‘ Ewigen und nicht ‚dem‘ Ewigen verbunden hat? Oder hat Debora⁹⁶ mitgeredet, die Mutter Israels, die den Anstoß zu Israels Befreiung gegeben hat? Die Bibel in gerechter Sprache wechselt das grammatische Geschlecht von Psalm zu Psalm. Die Ewigkeit, das Ewige und der Ewige unterscheiden sich inhaltlich nicht. Vordergründig betrachtet jedenfalls. Alle drei stehen sie für ein Sein ohne zeitlichen Anfang und ohne zeitliches Ende, für eine Existenz außerhalb des Phänomens Zeit.

Altes wie Neues Testament befassen sich mit Befreiung aus Sklaverei und Gewaltherrschaft. Der Mensch soll frei sein von äußeren Fesseln. Die Botschaft erschöpft sich nicht darin. Denn Sklaverei und Gewaltherrschaft tauchen immer wieder in neuem Gewande auf. Arme, Schwache und solche, die kritisch denken und sich entsprechend äußern, oder solche, die einfach nur anders sind als die Mehrheit, werden verhöhnt, verspottet, verleumdet oder aus sozialen Zusammenhängen ausgeschlossen. Der christliche Glaube will dem entgegensteuern, ist subversiv angelegt, in der Hoffnung auf ein Ende von Diskriminierung und Unterdrückung. ‚Dienet einander mit euren Gaben‘ braucht Ich und Du, braucht die Gemeinschaft und die Beziehung ihrer Angehörigen zu Ich und Du, dem Ganzen und zu Gott. ‚Dienet einander mit euren Gaben‘ baut auf zivilgesellschaftliche Instrumente, zivilen Ungehorsam und ein Widerstandsrecht gegen alle möglichen Gestalten von Gewalt.

‚Die Ewige ist meine Befreiung‘ erinnert, ja bringt das subversive Gedankengut wieder ins Licht. In einer Sprachkultur, die sich einer jahrelangen Verballhornung des Begriffs ‚Heil‘ stellen muss. ‚Der Herr ist mein Heil‘ verführt zu Trägheit und Fatalismus, zu passivem Warten auf eine bessere Welt. Heil verführt zur Annahme, dass der einzelne erst heil geworden sein muss, bevor er sich der Freiheit verschreiben kann. Das biblische Menschenbild, der Mensch in

versöhnter Einheit mit Gott in einer Gesellschaft, in der es „keinen Juden noch Griechen, keinen Sklaven noch Freien, nicht männlich und weiblich gibt, sondern nur eins, wird im Begriff ‚Befreiung‘ sichtbar, wo es nicht allzu lange her ist, dass Menschen unter den Heilsrufen eines Wahnsinnigen nach Wertvollen und Wertlosen eingeteilt worden sind.

Als überzeugte Feministin hatte sich die Hirtin die Bibel in gerechter Sprache natürlich besorgt. Nur gelesen hatte sie darin noch nicht.

Zum Freiheitsbegriff war sie vor einiger Zeit zu der Ansicht gelangt, dass Freiheit für sie bedeute, in dem, was sie tut, allein ihrem Willen zu folgen, nur noch zu tun, was sie selbst will, sich von niemandem mehr sagen zu lassen, was sie zu tun und zu lassen habe. Frei sei sie im Verzicht auf alle Rücksichten.

Dieser Begriff von Freiheit erschreckte mich, schien mir antisozial, schien mir zu sehr eine Freiheit ‚von‘ als eine Freiheit ‚zu‘ zu meinen. Aber ich mochte mich irren. Meine Unterscheidung von Freiheit ‚von‘ etwas und Freiheit ‚zu‘ etwas musste ohnehin weiter differenziert werden. In solcher Kürze blieb sie zu sehr an der Oberfläche. ‚Von‘ und ‚zu‘ sind miteinander verbunden, stehen in einer ständigen Wechselbeziehung zueinander, je nach dem, um welches Bezugssystem es im Einzelnen geht. Denke ich an Gefängnismauern, an Gewalt von außen, aber auch an meine eigenen psychischen und physischen Grenzen, so wünsche ich mir stets Entgrenzung und Erweiterung meiner Handlungsmöglichkeiten. Denke ich an meine Meinung, dann möchte ich Äußerungsfreiheit in meinen Beziehungen zu anderen. Eine Befreiung aus einer Gemeinschaft von anderen, d.h. eine Freiheit ohne andere ist mir keine Befreiung. Die Befreiung des Ichs ist mir nur dann ein Hinaustreten aus der Höhle ins Licht, eine Befreiung, wenn sie im sozialen Beziehungsgefüge geschieht.

Wie die Hirtin ihren Freiheitsbegriff mit ihrer betont konservativen Weltanschauung vereinbarte, blieb mir ein Rätsel. Sie mochte die Verbindung nicht erläutern. Beschränkte sich ihr Konservatismus auf die Verteidigung ihres Eigentums und ihrer beruflichen Selbständigkeit? Welche Inhalte hatte ihr vorgeblicher Wertekonservatismus? Sie engagierte sich für Tiere. Auch um Not leidende Menschen war sie besorgt, gleichgültig ob Mann oder Frau.

Zu wie vielen Erscheinungen dieser Erde hatte sie Beziehungen aufgenommen, zu wie vielen hatte sie sich in Bezug gesetzt? Wie konnte sie allein ihrem Willen folgen, wenn sie zu Erscheinungen dieser Welt, seien es Menschen, Tiere, Pflanzen, Wetter, Ideen etc. in Beziehung oder gar Bindung getreten war?

Der Mensch braucht das Licht, um wirklich sehen zu können. Sehen heißt Wahrnehmen. Wahrnehmen heißt Analysieren, des Ganzen und seiner Teile. Brauchte die Hirtin dazu nicht auch eine Gemeinschaft, der sie ihren Willen womöglich auch manches Mal nachordnete? Oder bestand ihr Lebensgefühl tatsächlich darin, Gott weitgehend gleich oder womöglich gar überlegen zu sein?

Kinder der Sonne

„Die Sonne ist keine Frau“ hieß die Überschrift eines Essays in „Die Zeit“ im Jahr 1994⁹⁷. Der Autor rückte der verlorenen Fähigkeit zur Unterscheidung von natürlichem und grammatischem Geschlecht und den Implikationen für den alltäglichen feministischen Kampf um Gleichberechtigung der Geschlechter satirisch zu Leibe. „Menschinnen“, nicht „Menschen“ entdeckten zu jener Zeit hinter männlichen Formen eine psychologisch wirksame Benachteiligung von Frauen. Luise Pusch⁹⁸ entlarvte das Deutsche sprachkritisch, sprachschöpferisch und sprachpolitisch als Männersprache. Mit viel Polemik und Humor wandte sie die vielfach beklagte Last, stets und

überall beide Geschlechter adressieren und nennen zu müssen, in die schlichte Einsicht, wie lästig es sei, die Männer immer mitzuerwähnen. Es war die Zeit, in der Frauen begannen, nicht mehr nur stolz darauf zu sein, männliche Titel, Amts- und Berufsbezeichnungen erworben zu haben. Jetzt verlangten sie, dass endlich auch in Titeln, Amts- und Berufsbezeichnungen ihr Geschlecht berücksichtigt würde. Als Bereicherung des kollektiven Bewusstseins war das ein Anfang in die Richtung zunehmender Berücksichtigung allen Individuellens. Dass es diese Berufsbezeichnungen allerdings nicht nur auf dem Papier gibt, sondern dass ihre Trägerinnen auch reale Existenzen sind, muss bis heute vielerorts noch erfochten werden. Gegen die zumeist weiblichen Schreibkräfte etwa durchsetzen zu wollen, dass Frau Rechtsanwältin nicht gerne als Herr Rechtsanwalt angeschrieben wird, obgleich die Masse der Korrespondenz unter Herr Rechtsanwalt abzufassen ist, stellt heute eine Aufgabe dar, in der Weiblichkeit wider Weiblichkeit und Aspekte der Arbeitsökonomie wider Persönlichkeitsrechte und Menschenwürde fechten. Jetzt geht es nicht mehr nur um Fragen des Geschlechts, sondern um Fragen von Penseeschlüsseln von Frauen und deren Bereitschaft, aufgrund eines eigenen Selbstbewusstseins ihren alltäglichen Umgang mit Sprache kritisch zu gestalten.

Die Frauenbewegung hat seit ihren Anfängen mit Frauenvereinen und Suffragetten schon so manchen Geisteswandel erlebt. Und manche ältere Frau wundert sich heute über selbstverständliche Forderungen jüngerer Frauen, für die sie überhaupt kein Verständnis aufbringen mag.

Wo kommen wir her und wo gehen wir hin? Ein wichtiges Thema unter Frauen, die sich Frauen zugeneigt fühlen! Kämpfen wir gegen einen Feind oder kämpfen wir um die Umgestaltung einer Gesellschaftsordnung, die auf die Ausgrenzung und Unterdrückung einzelner Gruppen angewiesen ist. Wollen wir eine Gesellschaft

ohne Männer oder wollen wir eine Gesellschaft, die jedem Individuum gleiche Rechte und gleiche Freiheiten zugesteht? Dürfen Frauen in Liebesbeziehungen Energien an den männlichen Feind verlieren? Oder sollten Frauen aus weltanschaulichen Gründen sogar sexuelle Befriedigung nur bei Frauen suchen, um vor männlicher Aggression und Gewalt sicher zu sein? Ist die Überzeugungslesbe, der Beziehungsentscheidungen aufgrund von Liebesgefühlen und emotionaler Anziehung suspekt sind, das Frauenideal der Zukunft oder ist es die Frau, die, wahrhaft Mensch, sich von ihrem Herzen und ihrem Verstand zugleich leiten lässt, auf Individualität setzt und deren Existenzberechtigung in einer Welt von vielfältig Verschiedenen vertritt? Oder sind das überhaupt ungeeignete Kategorien?

Maria stand durch ihren Bekanntenkreis schon seit Jahren in einem Diskussionszusammenhang um den Wunsch junger lesbischer Frauen, im Wege der Spendersamenbehandlung eigene Kinder zu bekommen. Sie nahm Partei für diese jungen Frauen. Aus Sicht der politischen Lesbenbewegung der 1980er und 1990er Jahre stärkte sie damit das heterosexistische Patriarchat. Denn die männliche Kontrolle der Sexualität und der Gebärmöglichkeiten von Frauen zählte die Bewegung zu den beiden grundlegenden Formen patriarchaler HERRschaft. Der ständig mögliche Zugriff auf den Körper von Frauen, auch von lesbischen Frauen, war es in den Augen der Bewegung, der die Heterosexualität gewährleistete, diese Heterosexualität, gegen die sich lesbische Identität mit ihrer politisch gegründeten Entscheidung für Frauenliebe gezielt richtete. FRAUschaft sollte HERRschaft ersetzen. Gesetze des Lebens und der Liebe wurden dabei geleugnet.

In einem bestimmten Sinne traf sich die politische Lesbenbewegung darin mit der Auffassung des Papstes. Schon in den 1990er Jahren hat er klargestellt, dass er die Trennung von Natur und Geist in den modernen Techniken der künstlichen Fortpflanzung ablehne und gar

die Hineingabe von Kindern in gleichgeschlechtliche Lebensgemeinschaften für sittlich unvertretbar halte. Katholische Parlamentarier hätten sich mit aller Macht gegen Gesetzgebungen zu wenden, die so etwas erlauben. Seine Entwertung der gleichgeschlechtlichen Lebensgemeinschaft verdeckt den Blick auf das gut nachvollziehbare Engagement gegen alle möglichen menschlichen Anmaßungen, gegen die Erhebung des Menschen über die Natur im Wege unangemessener Machtansprüche, in denen er sich über Gott erhebt. Seine Auffassung blendet geradezu aus, dass Gesellschaften auch subversiv nach neuen Familienmodellen suchen müssen, wo verzweifelt um die Erhaltung von Individualität gerungen wird. Dass die ökonomischen Bedingungen unseres Alltags – ich denke da besonders an die gnadenlose Ausbeutung der Arbeitskraft gerade junger Menschen und eine falsche Ernährung - natürliche Fortpflanzung immer schwerer werden lässt und die Suche nach alternativen Methoden der Fortpflanzung geradezu erzwingt, bleibt vom Papst wie von denen, die FRAUSchaft fordern, merkwürdig unreflektiert. In der auf ständigen wirtschaftlichen Zuwachs programmierten männlichen Welt erscheint die Spendersamenbehandlung bei Lebenspartnerinnen die subversive Forderung im Interesse einer ökologisch durchdachten und in den Lebensverhältnissen humanen Neuorientierung überhaupt. Dass Frauen im Sinne der UN-Konferenzen von Peking und Nairobi ein Recht auf Anerkennung ihrer selbstverantwortlichen Entscheidungsträgerschaft in Fragen der Fortpflanzung zu haben beanspruchen, ist da nicht mehr nur für unterdrückte Frauen in Entwicklungsländern bedeutsam, sondern auch für verantwortungsvolle Frauen der westlichen Welt. Und, warum sollen berufstätige Frauen nicht auch eine Familie hinter sich wissen dürfen wie sie Männer über Jahrzehnte gestärkt hat?

.

Zu einem bestimmten Zeitpunkt in ihrem Leben hätte Maria selbst gerne Kinder gehabt. Mit dem Mann, mit dem sie viele Jahre zusammengelebt hatte, war das nicht möglich gewesen. Er brachte

die Voraussetzungen nicht mit. Er gehörte zu der breiten Riege der umweltgeschädigten Männer, denen der fortwährende Genuss gedopter Nahrungsmittel, das Inhalieren von Abgasen und der berufliche Stress nicht bekommen waren. Seine langsamen Spermien vermochten schon rein physiologisch nichts auszurichten. Auch war er nicht der Typ, der sich unbedingt verlängern wollte. Über die Zusammenhänge von profitorientiertem Raubbau an der Natur und der damit einhergehenden Zerstörung männlicher Fruchtbarkeit und Fortpflanzungswünsche ausgerechnet hauptsächlich männlicher Entscheidungsträger fing Maria erst später an nachzudenken. Nach ihm hatte sie jedes ernsthafte Interesse an intimen Verbindungen mit Männern verloren. Abgesehen davon, dass ihr kein Mann begegnete, der ihr ästhetisch zusagte, brauchte sie lange, um sich von der Zerstörung ihres Glaubens an den Prinzen ihrer Kindermärchen zu erholen. Dass er sich einer jüngeren Frau zugewandt hatte, hatte sie bislang noch nicht zu amüsieren vermocht.

Maria folgte nicht der überkommenen Auffassung unter Psychologen und Psychiatern, dass jede gleichgeschlechtliche Beziehung eine schiere Verliebtheit in das eigene Ebenbild ist. Für sie war auch die gleichgeschlechtliche Beziehung viel mehr als nur eine mehr oder minder narzisstische Beziehung, die den Sinn des Lebens verfehlt. Auch in der gleichgeschlechtlichen Beziehung sah Maria die Chance, die narzisstische Selbstbezogenheit durch eine Reifung zum Du zu transzendieren. Sie hielt es aus innerer Überzeugung mit einem noch neuen, aber aufgeklärten Ansatz, der in jedem Menschen an erster Stelle erst einmal ein Individuum sieht, das leben will wie andere Individuen auch. Die andere Frau war für sie nicht nur Ebenbild, sondern unbedingt eine Andere, eben ein Du, das ebenso wahrgenommen werden will wie das Andere in einem männlichen Gegenüber.

Maria unterschied sich in ihrer Vita von den vielen Frauen, die sich heute als Late Bloomers bezeichnen, die also ein- oder zweimal

verheiratet waren, ein bis vier Kinder haben, und erst in späten Jahren, manchmal sogar erst im Alter von 70 Jahren entdeckt haben, dass sie auch Frauen begehren können, oder dass sie eigentlich schon immer Frauen begehren und lieben wollten, aber durch gesellschaftliche Zwänge sich davon abgehalten fühlten. Maria wusste schon seit ihrem zwölften Lebensjahr, dass sie Frauen liebte und begehrte. Mit Fug und Recht konnte sie sich als Early Bird bezeichnen. Aber das machte es ihr nicht unmöglich, auch Männer zu begehren und zu lieben. Sie lebte ihre Gefühle ohne den sozialen Hintergrund einer sich progressiv verstehenden Szene. In Liebesdingen war ihr jede Dogmatik suspekt.

Gerade deshalb unterschied sie sich in ihrer Vita auch von der Hirtin. Die vielen Jahre, die sie mit einem Mann zusammen gelebt hatte, erinnerte sie im Wesentlichen als glückliche. Sie war nicht bereit, diese Zeit als Irrtum zurückzunehmen, wie dies manche der Late Bloomers tun. Es fiel ihr leicht, sich mit den jüngeren Frauen zu identifizieren, die ihre Wünsche nach einer Familie immer auf eine Zwei-Mütter-Familie bezogen hatten, in der also eine Frau ihr Du in einer anderen Frau gefunden hatte und sich für ihren individuellen Lebensentwurf auf ihre allgemeinen Menschen- und Freiheitsrechte berief. Sie fühlte sich diesen Frauen verbunden, weil diese ihren Lebensweg nicht aus der Ablehnung von Männern begründeten, sondern die Zwei-Mütter-Familie als die ihnen adäquate eigene Lebensform gewählt hatten und darin einen der klassischen Familie absolut ebenbürtigen Weg sahen. Für sie war es mit Rückblick auf ihre eigene Lebensgeschichte und die Lebensgeschichte vieler Gleichaltriger, die ausschließlich von Müttern, Großmüttern oder Tanten aufgezogen worden waren, durchaus möglich, die zweite Frau als einen vollwertigen Ersatz eines Vaters anzunehmen. Das Verbot der Zwei-Mütter-Familie konnte Maria mit genauso viel Enthusiasmus kritisieren wie diese jungen Frauen, die darin eine Diskriminierung der Mutterschaft gegenüber der Vaterschaft sahen.

Das war eine Sache, die die Hirtin nur mit größtem Erstaunen, ja wohl gar mit einem ziemlichen Befremden zur Kenntnis nahm. Da gab es eine Modernität unter Frauen, die ihrer eigenen Modernität als Sandkastenlesbe völlig widersprach. Mutterschaft war ihr per se suspekt. Ihre Zuwendung zu Frauen war politisch motiviert. Dass sie ohne eigene emotionale Beteiligung eine andere Frau für ihre sexuellen Bedürfnisse womöglich nicht anders instrumentalisierte als dies jahrhundertlang Männer taten, die sich an ihren Dienstmägden vergingen und deren Kindern dann noch nicht einmal Unterhalt zahlen mochten, kam ihr nicht in den Sinn.

Der Vorwurf der Hirtin an die jungen Frauen? Sie kopierten das alte patriarchale System. Sie verteilten die Rollen innerhalb der Familie wie sie innerhalb der patriarchalen Familie verteilt waren. Eine Frau arbeitet. Die andere Frau hütet die Kinder. Und Maria und ich nahmen erstaunt zur Kenntnis, dass es der bewährten Feministin nicht mehr um die Gleichstellung der Frau, sondern um die Beseitigung einer Aufgabenverteilung ging. Als ob diese per se patriarchal sei. Und nicht einfach nur die logische Konsequenz aus der Notwendigkeit, die erforderlichen Mittel zur täglichen Befriedigung der elementaren Lebensbedürfnisse beschaffen zu müssen. Die Argumentation der Hirtin erschien uns nahe zu legen, beinahe jede Einrichtung von Zivilisation und Kultur als patriarchal abzulehnen. Mit der Folge eines dekonstruktivistischen Nihilismus' gegenüber der vorhandenen Zivilisation, aber auch Kultur. Eine Alternative machte sie nicht sichtbar.

Natürlich richtete sich die Kritik der Hirtin auch gegen die Wiedereinführung des männlichen Prinzips durch die Verwendung des männlichen Samens, also gegen Fortpflanzung per se. FRAUSchaft widersteht halt einer biologischen Auslegung der jüdisch-christlichen Quelle ‚Seid fruchtbar und mehret Euch!‘

Der alte Gegensatz von kinderlosen Lesben und heterosexuellen Feministinnen mit Kindern oder ohne, wie sie die Diskussionszirkel der 1970er bis 1990er Jahre prägten, hing nun überraschend wie eine dunkle Wolke im Raum. Der Vorwurf einer biologistischen Einstellung, den manche Funktionslesbe Frauen mit dem Wunsch nach leiblichen Kindern oder Enkeln um die Ohren warf, war für uns an diesem Abend nicht mehr aufzulösen.

Plötzlich war es aus mit der wärmebedingten Offenheit. Ideologie erhob zum Tabu, was die eigene Position ankratzt. Ausgerechnet unter Frauen war es nicht mehr möglich, über den ganz natürlichen und kaum hinweg zu leugnenden Gebärneid und die Trauer über die eigene Kinderlosigkeit zu reden. Die Hirtin war plötzlich wie ausgetauscht. Fast barsch wies sie die Themen zurück. Was nicht sein darf, das nicht sein kann. Als ob sich in der Hirtin hier eine weitere Spaltung von Lebenszusammenhängen auftat. Mit der Ablehnung von Mutterschaft leugnete sie ihre eigene Geschichtlichkeit aus dem Mutterschoß. Ja, sie leugnete letztlich gar die Generierung von Leben als erste geschichtliche Tat. Sie entwertete ihren Vater und sie entwertete ihre Mutter. Ja sie entwertete sich selbst. In ihrer eigenen Weiblichkeit.

Die Hirtin interessierte sich einzig für Formen der Wiederholung patriarchaler Macht- und Herrschaftsstrukturen, die einfache Imitation, Reproduktion und Festigung überholter Gesetze sind. Gesetze der Logik und der Vernunft gerieten aus ideologischer Sicht zu blankem männlichem Zynismus. Für die wahre lesbische Identitätsfindung waren solche aus ihrer Sicht nicht zu gebrauchen. Den individuellen Wünschen eines Frauenpaares an ihre Lebensgestaltung sprach sie ab, aner kennenswert zu sein. Es fehlte diesen Gestaltungswünschen das Element des subversiven Aufstandes gegen gegebene geschlechtshierarchische Strukturen der Erwerbs- und Hausarbeit. Dass die eine oder andere Frau sich gerne

vornehmlich der Hausarbeit widmete, konnte aus ihrer Sicht keinesfalls irgendeinen Wahrheitsgehalt beanspruchen.

Zu den gerade im Hinblick auf die Patriarchatskritik ebenfalls durchaus viel ernster zu nehmenden Aspekten der künstlichen Fortpflanzung gelangten wir in diesem Zusammenhang nicht mehr. Dem Umstand nämlich, dass sich die Ärztekammern quasi als Gesetzgeber aufführen, indem sie ihren Berufsordnungen Richtlinien zur Durchführung der Spermienbehandlung eingefügt haben, die eine Personengruppe, nämlich lesbische Frauen, von der Behandlung ausnehmen und Ärzten bei Zuwiderhandlung standesrechtliche Verfahren androhen, obgleich der Gesetzgeber eine solche Ausnahme nirgends bestimmt hat, auch nicht im Embryonenschutzgesetz. Und auch nicht dem Umstand, dass damit in den weitgehend männlich besetzten Gremien der Ärztekammern Entscheidungen getroffen worden sind, die ein anderes Mal womöglich in anderen Behandlungszusammenhängen gegen alte oder behinderte Menschen gerichtet werden. Wir diskutierten auch nicht mehr die verschiedenen Varianten einer Instrumentalisierung von Männern durch so manche Lebenspartnerin, die mit Kindern aus einer Spermie eine Familie schafft. Oder gar die Rechte der Kinder.

Zwischen unseren Ansichten schienen Ozeane zu liegen. Ob wir diese über die Klärung unserer Menschenbilder würden überqueren können?

Menschenbilder

Oberflächlich betrachtet beantworten Mensch und Menschin die Frage, ob ein Mann ein Mensch ist, und ob auch eine Frau ein Mensch ist, heute bejahend. Bei näherer Betrachtung eröffnen sich jedoch erstaunliche Abweichungen. Die Divergenzen liegen nicht

auf der Ebene, auf der sowohl Frau als auch Mann irgendwann in unserer gemeinsamen Geschichte zum aufrechten Stand gelangt sind. Sie liegen auch heute noch auf der Ebene der Frage, ob beiden Geschlechtern in gleicher Weise Geist und Seele zuzuordnen sind.

Die Menge an Literatur, die seit dem 15. Jahrhundert über das Recht und den Wert der Frau ständig gewachsen ist, fällt auf. Es fällt auf, dass diese Literatur Hochkonjunktur hatte, als Männer endlich erkannten, dass es für sie von sozialer Nützlichkeit sein könnte, Frauen die Mündigkeit und das Wahlrecht zuzuerkennen und sie so dem Rechtsstatus eines Tieres zu entheben.

Sich am Ende des 19. Jahrhunderts bzw. Beginn des 20. Jahrhunderts als Frauenrechtlerin und später als Feministin zu engagieren wurde in dieser Zeit zu einer Sache der Gerechtigkeit. Auch Frauen sollten nach den Gaben, die ihnen die Schöpfung zugeordnet hat, leben können. Als Abgrenzungskriterium zwischen vollwertigem Mensch und nicht vollwertigem Mensch war das Geschlecht der Vergangenheit überantwortet.

Geist und Seele beider Geschlechter werden heute immer noch, wenngleich wohl mehr in Randgruppen, in Frage gestellt. Und das in einer Zeit, in der die Erkenntnis der grundsätzlichen Bisexualität aller Menschen in manchen Gruppen schon die klassische Unterteilung der Menschheit in Mann und Frau als fragwürdig erscheinen lässt. Die feministische Wissenschaftstheorie beschäftigt sich immerhin in einem Schwerpunkt mit der Untersuchung der biologischen Geschlechterbegriffe. Postmoderne Ansätze wollen den Geschlechterbegriff ganz aufgeben, weil mit ihm so viel Schaden angerichtet worden ist. Das entzieht Generationen die Grundlagen ihrer Ideologie.

Irgendwann hatte die Hirtin beschlossen, dass sie Männern keinen Zutritt in ihr Haus mehr gewähren wolle. Vertrauen schenken durfte

sie als Frau nur Frauen. Sie war mit dieser Auffassung keineswegs alleine. Ob sie als Frau mit dieser Auffassung selbst vertrauenswürdig war, hinterfragte sie nicht. Einer Wertediskussion in dieser Richtung hielt sie sich fern.

Auch männlicher Literatur und Philosophie, Musik und Kunst hatte sie ihre Aufmerksamkeit entzogen. Aus dem gleichen Grunde hielt sie nur Hündinnen und hatte eine Katzendame aufgenommen. Dass sich mittlerweile und ganz unvorhergesehen ein herrenloser Kater den Zugang zu ihrem Herzen erschlichen hatte, war ein Regiefehler und konnte nur aufgrund ihrer allgemeinen Tierliebe durchgehen.

Das Bestehende erschien ihr, wie Simone de Beauvoir⁹⁹ das für die Zeit ihrer ersten schriftstellerischen Versuche beschrieben hat, als Werkstoff ihrer Anstrengungen, nicht als ihre Voraussetzung.

Als Gastgeberin zog die Hirtin es im Weiteren dann erst einmal vor zu schweigen. Jedes Psychologisieren war ihr zuwider. Und meine Überlegungen dazu, dass Frauen der Szene oft Vatertöchter seien, die unbewusst nachahmten, was diese ihnen vorgelebt hatten, gleichzeitig ihre Väter aber verurteilten, ließ sie genauso unkommentiert wie meine Überlegungen zu Gewalt auch unter Frauen.

Die Hirtin wollte wie ihre Schwestern im Geiste glauben, dass sie von männlichen Produkten unabhängig sein könne. Nur ungern gab sie zu, dass ihre Konsequenz bei männlichen Handwerkern endet. Sie brauchte ab und an deren Arbeit. Genauso brauchte sie ihre männlichen Auftraggeber, um überhaupt Geld verdienen zu können. Und bei dem Anblick schwer erträglichen menschlichen Elends, wenn nämlich ein Penner auf einer kalten Bank am Straßenrand im Tiefschlaf zu erfrieren drohte, wurde sie gleichfalls schwach. Da pochte plötzlich eine Empathie an ihr Herz, die sich dogmatisch so gar nicht in das übrige Szenario ihrer Sekte einordnen ließ.

Was macht denn überhaupt das Menschsein aus, überlegten wir plötzlich, anknüpfend an unser Gespräch über die menschliche Fortpflanzung und die Mutterschaft. Was macht dieses Wesen aus, das in unserer Welt mal als homo sapiens, mal als homo faber, homo divinus, homo ludens, homo oeconomicus oder homo sociologicus auftritt.

Wir stießen auf unsere subjektiven Deutungen und Bewertungen des jeweils erlebten Geschehens. Wir zählten die Bewusstheit unserer selbst dazu. Und nicht vergessen wollten wir auch die Beziehungen, die wir aufgrund der Wirkung der Außenwelt auf unsere Innenwelt knüpfen.

An einfachen Beispielen konnten wir unsere Gemeinsamkeiten, aber auch Verschiedenheiten festmachen. Die eine von uns betrauerte den Verlust des Vaters, die andere das Auftauchen des Vaters. Die Dritte fühlte, dass ihr Leben mit dem Auftauchen des Vaters reicher geworden war. Eine liebte ihre jüngere Schwester, die andere sah in ihr eine ungeliebte Konkurrentin, die Dritte vermisste ihre Schwester. Dann war da eine unter uns, die sich immer einen Bruder gewünscht hatte, während die andere ihren Bruder hasste und die Dritte ein inniges Verhältnis zu ihrem Bruder hatte.

Menschsein nannten wir die einzigartige Verknüpfung aus Gemeinsamkeiten und Verschiedenheiten. Menschsein nannten wir, sich diesen Verknüpfungen nicht einfach zu unterwerfen, sondern sie in das eigene Leben zu integrieren.

Wichtigkeit gaben wir unserer je eigenen Biographie. Sie stimmte darüber ab, inwieweit wir bereit waren, uns in unserer Geschichtlichkeit vor dem Hintergrund unseres sicheren Todes zu begreifen. Sie hatte Einfluss darauf, welcher Symbolik, welcher Sprache wir uns bedienten und auf welche Symbolik und Sprache

wir wie reagierten. Sie hatte ihren Anteil an unseren je eigenen Absichten, mit denen wir unsere je eigene Welt gestalten. Sie wirkte auf unsere Wünsche und Hoffnungen. Welche emotionalen Entscheidungen wir trafen, treffen und treffen werden, wollten wir von ihr mitbestimmt wissen. Doch als vernunftbegabte Menschen meinten wir, unserer Biographie zu keinem Zeitpunkt ausgeliefert zu sein. Auch das gehörte für uns zum Menschsein. Wege konnten neue Richtungen nehmen, wo ein ‚Ich will‘ einen ersten Schritt ins fremde Neue eröffnete.

Die Hirtin brühte einen neuen Kräutertee auf, als wir auf unsere jeweilige Fähigkeit zu sprechen kamen, unsere Hoffnungen und Ängste zu reflektieren. Es war ein heikles Thema. Es spülte alle möglichen Unsicherheiten an die Oberfläche, angefangen bei unseren Ängsten vor Nähe bis hin zu Ängsten, uns offen über unsere Konkurrenzgefühle, unseren Neid und unsere Eifersucht auszutauschen. Den Gang zum Therapeuten hatten wir alle drei schon einmal unternommen, aber mit unterschiedlicher Intensität. Die Details unserer realen Beziehungen, unserer Beziehungs- und Bezugssysteme, unserer Beziehungserfahrungen waren zu zahlreich, als dass wir an einem Abend in medias res hätten gehen können.

Maria kam auf die Geschichtlichkeit jedes Menschenlebens zurück. Ein heißes Eisen für die Hirtin, wie sich herausstellen sollte. Da mischten sich in ihr privates Denken und Fühlen plötzlich ideologische Sichten. Sie offenbarten eine weitere seltsame Bruchstelle in ihrem Lebensentwurf. Überraschend trat sie der Betrachtung des Menschen als geschichtliches Wesen entgegen. Sie begründete das, ihrer amerikanischen Mentorin folgend, mit dem notwendig biologistischen und eurozentristischen Bezug dieser Betrachtungsweise. Sie lehne jede Form von Biologismus und Eurozentrismus ab. Natürlich gebrauchte und meinte sie diese Schlagworte mit einer negativen Konnotation. Ob sie sich der Implikationen dieser Konnotation wirklich bewusst war? Ob sie die

Betrachtung des Menschen als geschichtliches Wesen wirklich ganz platt mit demjenigen Begriff von Biologismus verbinden wollte, mit dem Gesellschaftsmodelle als menschenverachtend gekennzeichnet werden, die, wie im Nationalsozialismus, das Rassenhygienemodell, Diskriminierungen durch soziale Ungleichheit, Ausbeutung oder Unterdrückung begründen? Ob sie die Betrachtung des Menschen als geschichtliches Wesen tatsächlich mit demjenigen Begriff von Eurozentrismus verknüpfen wollte, der die Beurteilung außereuropäische Kulturkreise auf der Grundlage der in Europa entwickelten Werte und Normen verurteilt?

Das Gespräch am offenen Feuer drohte in feindseligen Emotionen zu zerspringen. Die Hirtin war nicht bereit anzunehmen, dass die Sicht auf die Geschichtlichkeit des Menschen jede mechanistische Betrachtungsweise ausschließt, weil sie neben der biologischen Komponente auch das Geistige jedes menschlichen Lebens, den großen Bereich der Spiritualität allen Lebens erfasst. Und sie geriet in eine eigentümliche Diskrepanz zu ihrer kritischen Haltung gegenüber lebensverneinenden islamistischen Anschauungen, als sie den Eurozentrismus verurteilte. Gefangen im System einer im einzelnen nicht erkennbaren Political Correctness mochte sie für eine universalistische Geltung der Menschenrechte, wie sie vor allem in der westlichen Moderne vorgedacht worden ist, nicht einstehen.

Von einem Moment auf den anderen verließ die Hirtin hier die persönliche Ebene, auf der sie die universale Geltung der Menschenrechte noch bejaht hatte. In der Manier eines Formwandlers schlüpfte sie in eine öffentliche Identität und vertrat Werte, die den Werten ihrer privaten Welt konträr entgegengesetzt waren. Mit dieser Identität konnte sie problemfrei bei jedem LFT¹⁰⁰ auftreten oder einen Artikel im Lesbenring-Info¹⁰¹ schreiben.

Als Privatperson hatte sie herausgefunden, dass es die Einheitsfrau nicht gibt. Privatim waren lesbische Frauen Individuen mit höchst

unterschiedlichen Vorstellungen zur selbstverantwortlichen autonomen Lebensgestaltung. Für diese autonome Lebensgestaltung bedurfte es der Freiheitsrechte, wie die Menschenrechte sie vorsehen. Da hinein mischte sich jedoch das Bedürfnis, am Trauma angeblich aller Frauen des lesbischen Kollektivs, nämlich der lebenslangen Schädigung durch männliche Gewalt, beteiligt zu werden. Auf dieses Trauma hin durchsuchte sie ihre private Lebensgeschichte und deutete sie zu diesem hin aus. Diesem Trauma entsprechend definierte sie ihre öffentliche Identität. Sie räumte ein, wegen ihrer öffentlichen Identität Frauen unter keinen Umständen zu korrigieren, wenn diese die Durchsetzung von Frauenrechten allein weiblichem Engagement zuschrieben und nicht anerkennen wollten, dass immer auch Männer daran mitgewirkt hatten, Frauenrechten Eingang in die Gesetzgebung zu verschaffen. Sie hielt es für inopportun anzuerkennen, dass auch Männer für Freiheitsrechte kämpfen müssen und dass erst freie Männer auch etwas für Frauenrechte hatten tun können.

Wir landeten dann bei der Frage, warum Frauen überhaupt zu einem lesbischen Lebensweg gelangen, sei es als Sandkastenlesbe, Early Bird oder Late Bloomer.

Auch hier stießen Maria und ich wieder auf die öffentliche Identität der Hirtin. Sie ließ ein wahrhaftiges Gespräch kaum zu. Zu ihrer öffentlichen Identität, in der sie sich mit den Late Bloomers verbündete, gehörte, dass sie bestimmte Überlegungen überhaupt nicht zulassen wollte. Das galt zum Beispiel für die Überlegung, dass es sich bei der Hinwendung von Frauen zu Frauen um eine Reaktionsbildung handeln könnte, und zwar eine Reaktionsbildung aufgrund einer enttäuschten heterosexuellen Liebe. Das würde ja voraussetzen, dass eine Frau grundsätzlich zwischen zwei Sexualitäten wählen könne. Eine allgemeine Bisexualität anzunehmen, den Begriff des Geschlechts also schon aus biologischer Sicht grundsätzlich in Frage zu stellen, rührte an ihrer

ideologischen Fundierung, wie sie sie in den 1980er Jahren gewonnen hatte. Dass eine solche Wahlmöglichkeit gerade eine autonome Entscheidung für die Frauenliebe begründen konnte, mochte sie nicht zugestehen. Dass sie in der Entscheidung für die Frauenliebe eine politische Entscheidung sah, mochte sie nicht als Widerspruch zu ihrer eigenen Argumentation annehmen. Die Hinwendung zu Frauen und der Ausschluss von Männern aus ihrem Leben war aber doch eine zentrale Aussage ihres politischen Lesbentums. Unbemerkt begründete sie ihre lesbische Orientierung in der so abgelehnten biologistischen Betrachtungsweise. Als ob es nur eine biologische und eine politische Ebene der Liebe gäbe, war das spirituelle Element einer jeden Liebesbeziehung in ihrer Sicht scheinbar völlig nebensächlich.

Maria staunte damals nicht schlecht darüber. In ihrer Unbedarftheit in Sachen politischen Lesbentums hatte sie überhaupt nicht in Betracht gezogen, dass Frauen ihre Liebesentscheidungen aus politischem Kalkül treffen könnten. Was eine Liebesentscheidung aus politischem Kalkül mit Frauenbefreiung und Frauenemanzipation zu tun haben sollte, leuchtete ihr nicht ein. Das klang ihr mehr nach selbst gewählter Versklavung oder Unmündigkeit. Auf jeden Fall klang es ihr – so bekannte sie mir – nach Negation aller Lebendigkeit.

Das Misstrauen gegen die Mütter

Wie bei so vielen Frauen, die sich Frauen zugeneigt fühlen, hatte die Hirtin eine Mutter, die ihrer Tochter in einer bestimmten Lebensphase besonders nah und verbunden war. Sie bildete mit ihrer Tochter eine Ein-Mutter-Familie. Auch hatte es bei ihr, wie bei so vielen anderen lesbischen Frauen ein Ereignis gegeben, dass sich als Bruch herausstellen sollte. Dieses Ereignis hatte zu einem argen Groll gegenüber der Mutter geführt. Nach und nach war dieser Groll

zu einem tiefsitzenden Misstrauen angewachsen. Die Hirtin konnte ihrer Mutter nur schwer verzeihen, was sie ihr angetan hatte. Ihre Ablehnung stand, wie bei so vielen anderen Frauen, in unmittelbarem Zusammenhang zum Vater und dessen Stellung in der Familie. Einerseits war es der Vater gewesen, der die Liebe der Mutter gegenüber der Tochter verkürzt hatte. Andererseits hatte es der Vater nicht verstanden, dieses Manko an mütterlicher Liebe auszugleichen. Ablehnung wie Misstrauen wirkten sich unvermeidlich auf ihre Beziehung zu sich selbst und ihre sämtlichen privaten Beziehungen zu anderen Frauen aus. Ich empfand einen krassen Widerspruch zwischen ihrem privaten Beziehungsleben und den selbst gesetzten Maßstäben ihrer öffentlichen Identität. Ihren Wahlspruch, Vertrauen nur Frauen zu schenken, konnte sie nicht leben. Das erfuhren aber nur die wenigen Frauen, die sie wenigstens vorübergehend in ihre private Welt einließ.

Maria und ich kannten die bezeichnete Mutterbeziehung und die genannte Rolle des Vaters aus unserem eigenen Leben. Wir setzten uns seit langem mit den Folgen für unsere Kontakt- und Bindungsbereitschaft auseinander. Es ärgerte uns schon seit geraumer Zeit, dass es in manchen Frauenkreisen unmöglich zu sein schien, in einen auf Dauer angelegten freundschaftlichen Kontakt zu gelangen. Da gab es Kommunikationsformen, die sehr an Anorexie und Bulimie erinnerten. Sobald eine gewisse Annäherung erfolgt war, kam es gleichsam ritualisiert zu heftiger Abgrenzung und Zurückweisung. Das Anderssein wurde hier nicht als Bereicherung empfunden, sondern als Bedrohung. Es galt das Alles-oder-Nichts-Prinzip. Liebe und Anerkennung sollte es nur geben, wenn die andere haargenau so war, wie Frau sich das wünscht, also gewissermaßen eine Verdoppelung.

Die meisten Internet-Foren, in denen Bekanntschaften gemacht werden können, schienen uns den einzigen Zweck zu haben, Frauen Frauen finden zu lassen, von denen Frau sich nach erster

enthusiastischer Kontaktaufnahme mit Hilfe eines mittleren Erdbebens abgrenzen kann.

Das Muster schien immer das Gleiche. Die Korrespondenz beginnt aufgeschlossen. Frau tauscht sich über die gegenseitigen Interessen aus, freut sich über die Speise, die die jeweils andere zu bieten hat. Ein Weilchen geht es hin und her. Und dann plötzlich, aus kaum vorhersehbarem Grunde, stehen Herabsetzung und Zurückweisung ins Haus. Eine absurde Anspruchshaltung feiert fröhliche Urständ'. Die eine unterstellt der anderen, dass sie sie schon immer gekannt hätte und sie die gleiche Kultur mitbrächte. Da braucht nichts mehr gefragt oder hinterfragt zu werden. Da braucht nichts mehr als Unterschiedlichkeit verstanden zu werden. Symbiose juchhe! Mal wird die andere getadelt, weil sie nicht früher preisgegeben habe, wen sie alles kenne. Zu diesem Zeitpunkt ist man sich natürlich noch nicht einmal persönlich begegnet und muss sich womöglich bereits einem absurden Verkupplungsversuch stellen. Mal wird die eine getadelt, weil sie Vorlieben hat, die die andere nicht attraktiv findet. Die kleine Vorliebe für Weißweinschorle anstelle von Wein pur bietet dann den Anlass für die fällige Abfuhr.

Doch bei uns Dreien war es bisher anders gewesen. Wir begegneten uns persönlich und waren durchaus bereit Unterschiede auszuhalten.

Nachdem wir unsere Emotionen aus der vorangegangenen Auseinandersetzung um die Geschichtlichkeit des Menschen wieder etwas beruhigt hatten, fingen wir an, am Feuer Elemente aus unseren und anderer Frauen Leben zu sammeln, die den Bruch in der Mutterliebe hervorgerufen haben mochten.

Bei einer war es tatsächlich ein gewalttätiger Vater, vor dem die Mutter die Tochter nicht geschützt hatte. Sie hatte von keinem Elternteil die Liebe erhalten, die sie gerne gehabt hätte.

Bei einer anderen war es ein Vater, der in die schöne kleine Zweisamkeit von Mutter und Tochter eingedrungen war und zu allem Überfluss auch noch die jüngeren Kinder einer anderen Frau mitgebracht hatte. Sich der Ablehnung der Tochter souverän zu stellen, war ihm nicht gegeben. Gleich einem kleinen Jungen hatte er sich, weil nicht geliebt, von ihr zurückgezogen. Seine emotionale Schwäche hatte es ihm verwehrt, der Tochter diejenige Liebe zukommen zu lassen, die den Verlust eines Teils der mütterlichen Liebe kompensiert hätte.

Bei einer Dritten hatte die Mutter ein mögliches Brüderchen abgetrieben, obgleich sich die Tochter ein Geschwister so sehr gewünscht hatte.

Bei einer Vierten hatte die Mutter mit dem Vater so heftig gestritten, dass der Vater in seiner Erregung einen Verkehrsunfall verursacht hatte. Er war tödlich verunglückt und war so aus dem Leben der Tochter ausgeschieden. Für die Trauer der Tochter und deren Wünsche, das Leben des verlorenen Vaters in kleinen Einzelheiten nachzuahmen, hatte die Mutter nur Hohn und Spott übrig.

Bei einer Fünften hatte die Mutter dem Ehemann die Tochter untergeschoben. Er und alle um ihn herum wussten es, nur die Tochter nicht. Die Mutter hatte ihre hungrigen Kinder regelmäßig alleine in der Wohnung zurückgelassen. Sie wollte sich mit den verschiedensten Männern amüsieren und ihren Ehemann brüskieren. Der rechtliche Vater hatte es nicht fertig gebracht, dem Mädchen die gleiche Liebe entgegen zu bringen wie seinem leiblichen Sohn.

Bei einer sechsten war die Mutter noch vor der Geburt der Tochter aus der Heimat des Vaters abgereist, ohne der Tochter plausible Gründe dafür zu nennen. Die Tochter erlitt in den 1960er Jahren noch alle nachteiligen Facetten des Daseins eines nichtehelichen

Kindes. Sie hatte ihrer Mutter nie nachgesehen, dass diese ihr nicht einmal einen Briefkontakt zum Vater ermöglicht hatte.

Alle Ereignisse wurden von den jeweils betroffenen Frauen als so schwerwiegend empfunden, dass keine der Töchter einfach mit dem Schwamm darüber hinweggehen konnte.

Es schien, als seien es Schwächen von Müttern wie Vätern gewesen, die sich auf unser Sehnen und Nichtaushalten, auf unser Verhältnis zum eigenen Körper und auf unser Verhältnis zu anderen Frauen auswirkten. Doch einen Grund, aus ihnen eine Vorliebe für das eine oder andere Geschlecht abzuleiten, konnten wir plausibel aus ihnen nicht ableiten.

Wir kamen auf die Dauer unserer jeweiligen intimen Verbindungen zu sprechen. Es gab wichtige Unterschiede. Während die einen jeweils lange Lebensgemeinschaften hinter sich hatten, fehlte der Hirtin eine solche Erfahrung völlig. Ihre längste Partnerschaft hatte vier Jahre gehalten. Es war eine Fernbeziehung gewesen. Die Gründe mochten wir an diesem Abend nicht mehr erörtern.

Erst später machte ich mir Gedanken über die Bedeutung der Rache in unserem jeweiligen Leben. Alle drei hatten wir schon Phasen gehabt, in denen es uns attraktiv erschienen war, gleichzeitig von mehreren begehrt zu werden. Bei der einen waren es nur Frauen, bei der anderen waren es Männer und Frauen oder phasenweise auch nur Männer. Steckte darin ein Rachewunsch gegenüber dem oder der jeweils anderen? Eine ungute Ahnung bewegte mich in dieser Hinsicht schon seit einiger Zeit. Wie berechtigt diese war, sollte sich erst einige Zeit nach unseren Kamingesprächen herausstellen. Und, wie der Zufall es wollte, sollte ich dazu von anderen Frauen sogar ergänzendes Zeugnis erfahren.

Die Hirtin wurde zu meiner Protagonistin. Die Hirtin hatte sich in der Vergangenheit schon verschiedene Male dazu getrieben gefühlt, Frauen in ihrer Umgebung von heute auf morgen so sehr vor den Kopf zu stoßen, dass diesen realistischweise nichts anderes übrig blieb, als sich aus ihrem Einzugsbereich zu entfernen. Sie hatte bereits viele verschiedene Gefährtinnen gehabt. Und sie war diejenige unter uns, die die umfangreichsten Erfahrungen mit Trennungen hatte. Sie konnte so warmherzig und respektvoll sein, wenn sie wollte. Aber sie war auch imstande, von einem Augenblick zum anderen eiskalt und sehr verletzend zu werden. Als ob die verschiedenen Brüche in ihrem Lebensentwurf plötzlich aufschriean: hier bin ich! Und mit jedem Mal noch eine Steigerung des Ausdrucks fanden.

Die Hirtin war kein Turmfalke, kein Uhu oder Zaunkönig, dem man seine Freiheit lassen muss, damit er nicht eingeht. Sie hatte die Einsamkeit aus anderen Gründen gewählt.

Vaterlosigkeit

Manchmal ist mir, als ob die Berichterstattung über ein spektakuläres Ereignis die öffentliche Meinung ganzer Generationen prägen könne. Bei genauer Betrachtung hat dann nur eine Person auf die Spitze getrieben, was in unterschiedlichen Facetten und in bestimmten gesellschaftlichen Zusammenhängen schon längst angelegt und schon längst kritisch diskutiert worden ist. Nachdem die gerade mal 32-jährige Valerie Solana 1968 durch drei Schüsse versucht hatte, Andy Warhol zu ermorden, wurde ihr S.C.U.M. Manifesto weltberühmt. Die Verwendung des englischen Begriffs für Abschaum als Titel eines satirischen Manifests, in dem die Autorin zur Rettung der Welt die Tötung aller Männer forderte, gilt manchen Männern noch heute als Steilvorlage für ihre Forderung, Frauen in die Hölle zu verbannen. Monokausales oder lineares

Denken war noch immer schnell bei der Hand, wenn es galt, einen Sündenbock für die Übel dieser Welt zu finden.

Im angeblichen Streit um die Rechte der Kinder haben sich die Maskulinisten inzwischen in einem internationalen Netzwerk verbündet. In der Presse täglich präsent waren sie nur in den 1990er Jahren. Die deutsche Väterbewegung mit Väteraufbruch für Kinder, Väterzentrum e.V. und pa PPa. ficht dazu Seite an Seite mit dem belgischen Mouvement Egalité Parents (MEP), dem französischen SOS Papa, den englischen Fathers for Justice (F4J) und dem kanadischen Collectif masculin contre sexism, um nur wenige der Gruppen gegen die Benachteiligung des Mannes im Familienrecht zu nennen. Wie die Pilze sind sie seit den 1990er Jahren aus dem Boden geschossen. Der militante Feminismus ist ihnen Prototyp jeder feministischen Denkungsart. Er gibt ihnen die Rechtfertigung für die Ablehnung grundsätzlich jeder Forderung aus Frauenmunde. Als der Spiegel 1997 frei nach Mitscherlich¹⁰² ein Heft unter dem Titel ‚Die vaterlose Gesellschaft‘ herausgab, durfte ein freier Mitarbeiter über den ‚entsorgten‘ Vater, feministische Muttermacht und Kinder als Trümpfe im Geschlechterkampf polemisieren.

Ich analysiere die Eigenarten und Denkungsweisen diese Väter?

In anwaltlichen Praxen tauchten sie eine Zeit lang besonders häufig als nichteheliche Väter auf. Mal hatte ein Lehrer im Techtelmechtel mit einer Referendarin nebenbei ein Kind gezeugt, obgleich er, da anderweitig verheiratet, niemals vorhatte, die Mutter des Kindes zu ehelichen. Nur auf das Wort seiner Ehefrau hin hatte er die Vaterschaft anerkannt. Mal hatte ein Muttersöhnchen eine kurze Episode mit der Mutter seines Kindes, obgleich er ohnehin niemals mit ihr hatte zusammenleben wollen. Sie gefiel seiner Mutter nicht. Mal war einer verheiratet, interessierte sich aber im Grunde schon lange nicht mehr für die Frau und die Kinder, so dass seine Frau beschlossen hatte, mit den Kindern eigene Wege zu gehen. Das

Interesse aller erwachte erst wieder mit der Aufforderung des Jugendamtes, für den Kindesunterhalt aufzukommen. In einer Art von Etikettenschwindel entdeckten sie die Vaterlosigkeit ihrer Kinder, als die Mütter sie wenigstens in wirtschaftlicher Hinsicht zur Mitverantwortung heranziehen wollten. Dass die Mütter dann in Betracht zogen, dass ein Vater, der ihren Anteil im Kind bekämpft, ihrem Kind womöglich als ferner Vater besser tun könnte, als ein Vater, der das Kind während eines gelegentlichen Sonntagsausfluges nur verwöhnen, aber nicht erziehen wollte, hatte sie in den Augen der bewegten Väter zu feministisch manipulierten Hyänen werden lassen.

Was haben sie erreicht, diese bewegten Väter? Stritten sie für Vaterschaft, oder viel mehr für eine Rückkehr zu männlicher Vormacht? Das Ammenmärchen vom ‚Heer verzweifelter Väter, die als ‚abgeliebter‘ und ‚ausgemusterter‘ ‚Beziehungs-Restmüll‘ allenfalls alimentieren dürfen und ansonsten aus dem Leben ihrer Kinder ausgelöscht würden, widerspricht nicht nur den Statistiken zu der großen Zahl von Männern, die Frau und Kinder von heute auf morgen einfach verlassen haben. Es widerspricht auch der Realität aller forensisch aktiv gewordenen Väter. In der Mehrzahl der Fälle mussten Frauen jahrelang um den Unterhalt für ihre Kinder und womöglich auch sich selbst streiten, weil die Väter gegenüber den Lebensbedürfnissen ihrer Kinder einfach gleichgültig waren. In der Regel der Fälle haben Frauen ihre Kinder nicht den Vätern entzogen, sondern mussten sehen, wo sie eine bezahlbare Bleibe für die Familie fanden, nachdem die Väter ihrer Verantwortung nicht mehr nachkamen oder eine solche vor der Schwängerung überhaupt nicht in Betracht gezogen hatten. Dennoch ist es das gemeinsame Sorgerecht, das auch sie sich auf ihr Banner schreiben dürfen. Und ein Bewusstsein für Beeinträchtigungen des Kindeswohls, wenn der Umgang eines Kindes mit dem Vater unterbleibt.

Auch der Papst hat immer den Vater gefordert. Die Vaterlosigkeit ist einer seiner zentralen Gründe gegen die Spermienbehandlung bei Lebenspartnerinnen und allein stehenden Frauen. Und das hat nicht nur damit zu tun, dass er auch Gott als Vater bezeichnet. Was er allerdings meint, hat wenig mit den bewegten Vätern zu tun. Sie sind ja vorhanden, aber

Doch wie sollen die Väter sein? Der Mann per se ist kein Gewährsmann für gute Sitten und kostbare Werte. Zwei liebevolle Mütter können da gewiss mehr ausrichten als eine Frau und ein liebloser oder abwesender Mann und Vater.

Die Zeiten ändern sich. „Vaterlosigkeit ist modern“ hieß es jüngst¹⁰³ in der Überschrift eines nachdenklichen Artikels in der Neuen Zürcher. Dieter Thomä erinnerte darin an Alexis de Tocqueville¹⁰⁴ und seine Empfehlung, der Vater möge wieder als Vorbild und Ratgeber auftreten.

Wie werden Menschen, die ohne Vater aufwachsen? Das war unser nächstes Thema am lustig vor sich hin flackernden Kaminfeuer. Alle drei hatten wir keine Erfahrung in Sachen wirklicher Vaterlosigkeit. Solche kann ja ohnehin allenfalls im Falle der Spermienbehandlung mit einem unbekanntem Spender bei Frauen in gleichgeschlechtlichen Partnerschaften oder alleinstehenden Frauen angenommen werden. Wir hatten nur Erfahrungen mit der Abwesenheit von Vätern. Die eine hatte die mehrjährige Abwesenheit des Vaters genossen und betrauerte bis heute den Eintritt des Vaters in die kleine Familie aus Mutter und Tochter. Die anderen hatten die Zeit mit dem Vater genossen und betrauert den Verlust des Vaters durch Tod oder Weggang.

Die erste Schlussfolgerung? Der Mensch ist doch ein Gewohnheitstier. Was ihm zu Beginn des eigenen Lebens lieb geworden ist, das bleibt ein Leben lang das Himmelreich.

Offensiv den Vater abzulehnen, muss aber gewiss nicht bedeuten, weiblichen Eigenschaften den Vorrang zu geben.

Maria stellte die These auf, dass Frauen, die besonders männlich auftreten, ihre Väter nachahmen. Ob diese Nachahmung aber voraussetzt, dass sie mit einem Vater aufgewachsen sind, bezweifelte auch sie. Sie musste sich dazu nur an eine Bekannte erinnern, die zunächst ihre Mutter nachgeahmt hatte, indem sie Mutter geworden war, dann den Vater ihrer Tochter verlassen hatte und dann, in einer Art von Realitätsflucht, eine Anbindung an den inzwischen längst verstorbenen Vater gesucht hatte. Sie kleidete sich männlich, gab sich aggressiv und fortgesetzt schlecht gelaunt. Sie erkor eine bestimmte Musik zu ihrem Hobby, getreu den Vorstellungen, die sie sich von ihrem Vater, den sie zu dessen Lebzeiten nie hatte kennen lernen dürfen, machte. Nach den Erzählungen der Mutter war er aus einem fernen Land gekommen. Immerhin hatte er noch eine zweite Familie in dem exotischen Land. In dieser hatte sie wenigstens auf Spurensuche gehen können.

Ich hielt dagegen. Frauen, die besonders männlich sind oder männlich auftreten, könnten von der Natur einfach mehr männliche Hormone, mehr des Androgens Testosteron mitbekommen haben. Das dominante und aggressive Verhalten mancher Frau würde sich doch auch daraus erklären lassen.

Das Testosteron konnte aber unmöglich für die geschlechtliche Orientierung ursächlich sein. Schließlich litten viele heterosexuelle Frauen mit unerfülltem Kinderwunsch an einem polyzystischen Ovarialsyndrom, das gerade mit zu vielen männlichen Hormonen einhergeht.

Jetzt ging das Gespräch zu weit. Hier mussten wir unsere Küchenpsychologie und –medizin zum Abschluss bringen, wollten wir uns nicht völlig in Mutmaßungen verlieren. Zur Klärung dieser komplexen Fragen braucht es mehr Sachverstand, als wir ihn am Kaminfeuer aufzubringen vermochten. Wir plänkelten über unser Beziehungswissen ein bisschen weiter – mit der Hilfe von Zeitungsberichten und Erinnerungen an Vorbilder aus der Welt der Kultur.

Echte Vaterlosigkeit fanden wir, genau genommen, nirgends. Eine hatte gelesen, dass Hölderlin¹⁰⁵ seinen Vater früh verloren hatte. Die andere erinnerte sich an einen Bericht über Rühmkorf¹⁰⁶, der sich, als nichteheliches Kind stigmatisiert, während seiner ersten Lebensjahre allerlei Vorstellungen von dem fremden, dem unbekanntem Vater gemacht hatte, bis ihn sein Großvater adoptiert und dadurch aus der Schusslinie der Leute genommen hatte. Und irgendwann, kam dann zur Sprache, hatte er, Rühmkorf, Variationen auf Hölderlins „Gesang des Deutschen“ gedichtet und mit der Farbe Blau abgerechnet, mit jener Farbe, die nicht nur Maria im Klassenfoto gekleidet hatte, sondern auch van Goghs Hirtin¹⁰⁷, Rauschenbergs Kleines Blau¹⁰⁸, Gershwin's Rhapsody in Blue¹⁰⁹, die Tafeln von Yves Klein¹¹⁰ und den Himmel in allen bildnerischen Darstellungen kleidet.

Solche Zeitungsberichte ließen uns dann noch fragen, was Vaterlosigkeit eigentlich zum besonderen Problem werden lässt? - Die Vaterlosigkeit selbst oder die Stigmatisierung als vaterlos? Die Vaterlosigkeit selbst oder der Verlust einer bereits einmal geliebten Person?

Über einen Vater erregen kann man sich nur, wenn ein Vater da ist. Dem widersprach auch die Hirtin nicht. Aber es interessierte sie nicht ernstlich. Genauso wenig wie das Faktum, dass Vaterlosigkeit

keine Gewähr für eine gewaltfreie Kindererziehung ist, dass auch Mütter Gewalt weiter geben, besonders wenn sie selbst Gewalt erfahren und keine Gelegenheit gehabt hatten, diese kritisch zu reflektieren. Die Hirtin führte solche weibliche Gewalt konsequent linear und mechanistisch auf vorangegangene Gewalterfahrungen mit Männern zurück. Psychologische Zusammenhänge zwischen persönlicher Reife und Gewalt wollte sie als kritisches Gegenargument nicht gelten lassen. Das gefährdete nur die Fundamente ihres politischen Ansatzes.

Ich frage. Verbietet Loyalität gegenüber Frauen eine Thematisierung weiblicher Gewalt? Weil die Thematisierung von Männern als Kampfmittel gegen Frauen eingesetzt werden kann? Können Frauen, die Opfer weiblicher Gewalt geworden sind, mit Loyalität von Frauen rechnen, obgleich eine political correctness Kritik an Frauen verbietet?

Susanne Offermann¹¹¹ hat mich auf Alice Walker¹¹² gebracht. Die Konflikte, die diese amerikanische Schriftstellerin beschrieben hat, widerlegen jede platte Gegnerschaft gegen patriarchale Strukturen. Sie zwingen zur Hinterfragung auch von weiblicher Gewalt. Zwischen der Loyalität mit Frauen und der Loyalität mit Schwarzen gibt es angesichts der Erzählungen von Alice Walker nur noch Wertedifferenzen, keine Geschlechter- oder Rassendifferenz.

Der moderne Feminismus hat das längst begriffen. Es reicht nicht mehr aus, Frauen als einheitliches Subjekt zu begreifen. Zu verschieden sind ihre Interessen und Bedürfnisse je nach ihren Lebenslagen und ihren sozialen Merkmalen. In der Postmoderne müssen Strategien im Kampf gegen Unterdrückung und Ungleichbehandlung, die allein auf der Kategorie ‚Frauen‘ aufbauen, als überholt angesehen werden.

In ihrer öffentlichen Identität unterschrieb auch die Hirtin solche Überlegungen. Nur privat waren sie ihr unerträglich. Obwohl nur wenig mehr als ein halbes Jahrhundert alt, schien sie privatim bereits einem früheren Jahrhundert anzugehören. Eingesponnen in den Kokon der Feindseligkeit gegenüber ihrem Vater und dem erfolgreicherem, angeblich bevorzugten Bruder. Mit diesem Kokon als Quelle ihrer persönlichen Lebensweisheit.

Was sie zu der inzwischen ergangenen historischen Resolution des UN-Sicherheitsrates vom 20.6.2008 gesagt hätte? Vergewaltigung wird darin als Kriegstaktik verurteilt. Nicht nur, weil Frauen von ihr schwer geschädigt werden, sondern auch, weil sexuelle Gewalt eine Kriegswaffe ist, die sich nicht nur gegen Frauen richtet, sondern auch gegen deren Väter, Ehemänner, Freunde und Brüder.

Musik

Ich kann mich bis heute nicht an das Wort Lesbe gewöhnen. Die Bezeichnung kommt mir wie ein alles vernichtender Donnerschlag daher. Les – be. Scheinbar wie das französische plurale ‚les‘ für ‚die‘. Tatsächlich jedoch gebraucht wie in Les Humphries¹¹³. Oder wie der Teil eines Namens. So wie in Leslie, der zu allerhand Spekulationen einlädt. Und ‚be‘, kaum zu unterscheiden von ‚bébé‘ oder ‚bäh‘. Ich bevorzuge die Bezeichnung Lesbierin. Diese Bezeichnung hat eine Melodie. Sie ist weich. Sie ist Musik, erlaubt Ästhetik und Ethik, Sanftmut und Zärtlichkeit.

Zum Leben einer Hirtin gehört Musik. Auch dieses Bild hat mir meine Klassenlehrerin mitgegeben, als sie einen der Hirtenjungen die Flöte spielen ließ.

Dabei ordne ich einer Hirtin einen Hang zur Akustikökologie zu. Ganz offensichtlich sucht eine Hirtin die Stille. Ganz offensichtlich

zieht eine Hirtin allem Großstadtlärm die Laute und Geräusche vor, die Tiere, Pflanzen, Wind und Wetter schaffen, das Zwitschern der Vögel, das Bellen ihrer Hunde, das Blöken der Schafe und das Gebrüll der Kühe, die gemolken werden wollen. Kurzum, es sind die Urgeräusche, die einer Hirtin näher sind als alle möglichen künstlichen Lautkonstruktionen.

Dass es die klassische Musik ist, hierin besonders das Lied, das gerade auf Eindrücken aus der Natur beruht, fügt diese mit allem ihrem Beziehungszauber durchaus harmonisch in die Natur ein.

Ob es die Hirtin schon in unserer gemeinsamen Schulzeit verstimmt hat, dass der Flötenspieler auf dem Klassenfoto gleich dem bocksbeinigen Pan ein Junge war? Ob es ihr schon damals aufgestoßen ist, dass Pan als ein männliches Wesen Namensgeber der Panflöte war? Ich weiß es nicht. Wenn ja, hätten sich in ihr womöglich schon damals erste Ideen und Erfahrungen von männlicher Gewalt mit der angewandten Musik verbunden. Pan war dafür bekannt, dass er erschreckte und „pan“ische Furcht einflößte. Aber war seine Aufgabe auch die Trennung der Geschlechter in ihren Freuden?

Die Hirtin hatte die künstlichen Klänge in ihrem Alltag weitestgehend abgeschafft. Ob das mit ihrer schlechten Beziehung zu dem hochmusikalischen Bruder und dessen künstlerischer Laufbahn zu hatte, konnten wir nur vermuten. Ihrem knatternden CD-Spieler entlockte sie gerade noch die Bach'schen Inventionen. Aus einer hinteren Ecke ihres Schrankes hatte sie diese uns zu Ehren hervorgezaubert. Nicht, dass sie jede gestaltete Folge von Tönen oder Geräuschen ablehnte. Sie konzentrierte sich aber gerne auf die musikalische Vertonung von Texten, die Frauen machen, und die fast ausschließlich Frauen interessieren, weil sie ausschließlich ein Beziehungsgeschehen zwischen Frauen zum Inhalt haben. So begeisterten sie die satirischen Lesbengesänge, wie der ultimative

Anne Will Song einer Carolina Brauckmann¹¹⁴. In dem Bänkelgesang dieser Frau fühlte sie sich erkannt. Darin fand sie Szenen ihres Lebens gespiegelt. Die Brauckmann'schen Lieder, vorgetragen mit dunkel gekühlter Stimme, als Sprechgesang zu Klampfenklängen, waren Herdengesang. In den Psychogrammen der Liedermacherin fühlte sich die Hirtin mit Gleichgesinnten verbunden, auf die richtige Ideologie eingeschworen und abgegrenzt von denen, die aufs Korn genommen wurden.

Maria fehlte die wahre Musik in diesen Liedern. Sie ließ sich Carolina Brauckmann gerne mal gefallen. Das war's dann aber auch. Die Brauckmann'schen Lieder hinterließen in ihr ein Gefühl von Leere, das sie erschreckte. Sie hatte Schwierigkeiten, ihre Unzufriedenheit vor der Hirtin zu verbergen. Es drängte sie zu reden. Und in der Wärme am Herdfeuer fanden ihre Gedanken bei der Hirtin in diesem Falle nicht nur milde, sondern regelrecht interessierte Aufnahme.

Maria verband ihre Musikvorstellungen ganz stark mit ihrer Religion und den daraus folgenden Werten. Deshalb sah sie auch den religiösen Gehalt der satirischen Lesbengesänge. Und sie bemerkte Auffälligkeiten, die mit Wahrnehmungen aus anderen Zusammenhängen zu tun hatten. Sie fragte, ob es nicht typisch für eine weitgehend unmusikalische Gemeinschaft sei, Unterschiede ihrer Individuen unsichtbar zu machen. Und sie fragte weiter, ob eine weitgehend unmusikalische Gemeinschaft womöglich geradezu evoziere, dass ihre Angehörigen nicht zu unterscheiden seien.

Zur Erläuterung nahm sie auf den klassischen Chorgesang Bezug. Er lag ihr besonders am Herzen. Im vorangegangenen Jahr war Maria noch in die Hauptstadt gereist, um eine deutsche Uraufführung im Hamburger Bahnhof¹¹⁵ mitzuerleben. Und zwar von John Taveners ‚The Veil of the Temple‘¹¹⁶. Natürlich war der Hirtin der Name Taverer durch die Trauermusik für Lady Di schon einmal zu Gehör

gekommen. Aber sich die ganze Nacht für diese Vigil rund um das Johannes-Evangelium um die Ohren zu schlagen? Das fand ihr Verständnis nicht. Hätte sie gewusst, dass die musikalische Reise vom Dunkel ins Licht auch eine Eloge auf Maria Magdalena war, sie hätte vielleicht anders reagiert.

Maria leitete zu allgemeinen Überlegungen zum Chorgesang und seiner Beziehung zu Solisten über. Sie sah da eine gewisse Parallele in der Arbeit von Dirigenten und der Arbeit der Hirtin als Event Managerin oder bei der Anleitung ihrer Frauengruppe.

Wie sehr muss sich jede einzelne Chorsängerin, jede einzelne Solistin genauso wie jeder Sänger einfügen. Die Dirigentin oder der Dirigent ist eine Person mit einer Art Hirtenfunktion. Damit ein harmonisches Ganzes daraus wird, müssen sämtliche Einzelne dem Ganzen dienen. Die Hauptarbeit liegt bei der Dirigentin oder dem Dirigenten. Sie oder er muss nicht nur sämtliche Intervalle, also sämtliche Beziehungen der einzelnen Töne zueinander im Vorhinein klanglich visualisieren. Sie oder er muss auch jede einzelne Stimme nach der gewünschten Rolle im Ensemble voraus bedenken und empfinden. Ihr oder sein Konzept über die verschiedenen Beiträge muss stehen, lange bevor die Mitwirkenden tatsächlich zusammenkommen.

Im klassischen Ensemble kommen dabei viele unterschiedliche Charaktere und Bewusstseinsstufen zusammen. Eine Schaf- oder Ziegenherde ist nichts dagegen. Manche lassen sich treiben und mitziehen. Manche hängen sich an andere nur dran. Manche führen die einzelnen Stimmgruppen an. Manche suchen ihre eigenen Vorstellungen gegen diejenigen des Dirigenten oder der Dirigentin voranzutreiben. Auf alle muss ein Dirigent gefasst sein und integrierend einwirken. Letztlich wird jede Stimme gebraucht. Die Dirigentin muss die Meisterleistung vollbringen, einen wilden Haufen zu vereinen. Im Interesse eines Klangbildes, das im Ergebnis

ihrer eigenen ästhetischen Neigung des Augenblicks Genüge tut. Geduld ist angesagt. Überhören derjenigen, die sich beschweren, dass die Interpretation in der vorangegangenen Probe doch einen ganz anderen Gang genommen hatte. Ignorieren derjenigen, die festhalten wollen an dem, was sie kennen. Wie klein und unbedeutend ist jede einzelne Stimme. Und doch kann sie alles verwirren und stören, wenn sie sich nicht an die Vorgaben des Dirigats hält.

Natürlich gilt das nicht, wenn es an einem Dirigat fehlt. Da tut jede, was ihr gut und richtig dünkt. Und es ist in solchem Falle auch gar kein Vorhalt angebracht. Denn Regeln müssen vereinbart oder vorgegeben werden. Sonst gibt es sie nicht.

Nur mit Regeln wird eine jede Aufführung zur Wiedergeburt einer Komposition. Und das, ohne dass zu Beginn erkennbar wäre, wie sie ausfallen wird, wie nah sie an bereits Bekanntes heranreichen oder wie neu sie sein wird, wie sehr sie das wiedergeben wird, was sich der Komponist oder die Komponistin gewünscht hat oder wie fern sie diesem bleiben wird.

Die Hirtin war während dieser Worte sehr still und nachdenklich geworden. Sie schien zu beginnen, sich in die Lage von Dirigenten einzufühlen. Ob sie darüber nachdachte, wie sie ihre Arbeit als Hirtin verbessern könnte? Ob sie über Feinsinnliches nachdachte? Sie sagte es nicht direkt. Doch brachte sie plötzlich ein paar Beispiele zu ihrem Alltag mit ihren Hündinnen und den Frauen in ihrer Gruppe zur Sprache.

Bisher war sie mit ihren Hündinnen im Konfliktfall am besten dadurch fertig geworden, dass sie sie einfach voneinander trennte. Genauso machte sie es mit den Frauen in ihrer Gruppe. Regeln, die von allen einzuhalten waren, hatte sie nie vorgegeben oder zur Diskussion gestellt. Kam es zu Konflikten, dann schloss sie

kurzerhand diejenige, die zum Sündenbock geeignet schien, aus, nötigenfalls ohne Vorwarnung oder Abmahnung. Ob sie dieses Verhaltensrepertoire jetzt für etwas zu klein geraten hielt?

Unsere Gastgeberin hatte auch sehr feinsinnige Seiten. Die Lyrik einer Carolina Brauckmann prägte eher ihre öffentliche Rolle als Funktionsträgerin. Privat bevorzugte sie, wenngleich nicht auf musikalischer, sondern auf sprachlicher Ebene, eine poésie pure, also eine Literaturform, die nach äußerster Musikalität strebt.

Literatur

„Wer, wenn ich schrie, hörte mich denn aus der Engel Ordnungen? Und gesetzt selbst, es nähme einer mich plötzlich ans Herz: ich verginge von seinem stärkeren Dasein. Denn das Schöne ist nichts als des Schrecklichen Anfang, den wir noch grade ertragen, und wir bewundern es so, weil es gelassen verschmätzt, uns zu zerstören. Ein jeder Engel ist schrecklich“. So las ich laut, nachdem ich im Bücherschrank der Hirtin ‚Gesammelte Werke‘ von Rilke entdeckt, einen Band herausgegriffen und die Erste Duineser Elegie aufgeschlagen hatte.

„Das Schöne ist nichts als des Schrecklichen Anfang“. Ich lasse die Worte auf meiner Zunge zergehen. Wie hoffnungsvoll lautet dagegen der entsprechende Vers aus den Büchern Mose¹¹⁷: Siehe, ich sende einen Engel vor dir her, der dich behüte auf dem Wege und dich bringe an den Ort, den ich bestimmt habe.

Behütet irgendwo hin gelangen zu können, ist so schön. Sind wir deshalb geneigt darauf zu bauen, an dem Ort, den Gott bestimmt hat, ginge es genauso weiter? Rilke öffnet mir die Augen für die schrecklichen Realitäten, die ebenfalls zum göttlichen Plan gehören können. Wie war das mit den sieben fetten und den sieben mageren

Jahren, oder den sieben schönen, wohlgenährten und den sieben hässlichen mageren Kühen oder den sieben vom Ostwind ausgedörrten und den sieben prächtigen Ähren aus der Josephserzählung? Die mageren Kühe fielen über die fetten her und fraßen sie. Die sieben kümmerlichen Ähren verschlangen die dicken, vollen Ähren.

„Denn das Schöne ist nichts als des Schrecklichen Anfang, den wir noch gerade ertragen.“ Diesen Satz Rilkes kann ich nicht oft genug wiederholen.

Fürwahr, fürwahr. Aus tiefer Not schrei ich zu Dir, hätte Rilke gerade auch noch weiter dichten können.

Die Hirtin hatte während des Krippenspiels keinen Engel gespielt. Maria auch nicht. Nur mir, der Dritten im Bunde war es bestimmt, gleich neben der Engelsingestalt mit den blonden Haaren an der Spitze der Pyramide, einen weiteren Engel zu geben. Damals machte ich mir noch keine Gedanken über die tiefere Bedeutung dieser Rollenzuweisung. Jetzt aber stellte ich mir vor, ich sei tatsächlich ein Schreckgespenst in Engelsingestalt. Mal gab ich mich abweisend, gleichgültig und nichts ahnend. Mal gab ich mich als Meinungsträgerin, die sich - ohne Rücksicht auf die Verletzlichkeit Andersgläubiger - für ausgewählte Werte engagiert und von ihrer Umgebung unbedingte Aufmerksamkeit und Zuhörerschaft verlangt. Mal gab ich mich stumm, jede Kommunikation verweigernd. Mal gab ich mich ungewöhnlich mitteilend. Ich spürte der Macht der verschiedenen Rollen nach.

Völlig unberührt waren die in blauen Karton gebundenen Bände. Blau ist eine meiner Lieblingsfarben. Ich hätte die Ausgabe an mich reißen mögen und mich mit ihr in einer einsamen Wiese vergraben können. Der Anstand hielt mich zurück. Doch großzügig borgte die Hirtin mir den Band mit Rilkes Essay über das Urgeräusch.

Was tat sie mit Rilke, da sie sich doch eigentlich nur noch auf Frauenliteratur konzentrieren wollte? Was tat sie mit den Zeilen jenes Mannes, der sich doch schon Anfang des Jahrhunderts kritisch mit den Folgen von Technik, Wissenschaft und rationaler Organisation auseinandergesetzt hatte, der erkannt hatte, dass Menschen unter der Herrschaft von Technik, Wissenschaft und Verwaltung ein falsches Ich ausbilden, der zu dem Schluss gekommen war, dass Menschen für ihre Befindlichkeit und für ihre Innenwelt in der Außenwelt kaum mehr allgemeinverbindliche Entsprechungen finden und sich deshalb ihre äußeren Äquivalente poetisch in symbolischen Gestaltungen selbst schaffen müssen. Bereitete sie sich auf eine Zukunft ohne ihren Rechner und die täglichen E-Mails vor? Waren da womöglich Regungen in ihr, die sie jetzt noch nicht zu leben wagte? War sie im Grunde drauf und dran zu erkennen, dass sie sich als Frau der Moderne mit dem Tod verschwistert hatte und alles Individuelle entwertete, dass sie leider lebte, was Rilke so entschieden angegriffen hatte? Wollte sie sich dagegen erheben und hatte ihre Abwehr lediglich auf den Sankt Nimmerleinstag verschoben, weil sie sich zum Aufstand zu schwach fühlte?

Was hatten Rilkes Texte gemein mit Texten wie Ulla Hahns ‚Das verborgene Wort‘, das sie so sehr liebte, oder mit Mirjam Münteferings ‚Unversehrt‘, das sie durch Maria kennen gelernt hatte, oder mit den anspruchsvollen Texten amerikanischer oder englischer Schriftstellerinnen wie Djuna Barnes¹¹⁸, Gertrude Stein¹¹⁹ und Virginia Wolf¹²⁰ oder den seichteren von Caeia March oder Rita Mae Brown, die gleichfalls in ihrem Bücherschrank standen?

Die Frauentexte hatte sie gelesen. Warum hatte sie, die sie sämtliche christlichen Feiertage ablehnte, sich Rilke geschenkt, ausgerechnet zu Weihnachten, zu einem christlichen Feiertage?

Sie behielt es für sich. Aber meine Fragen ließen mich nicht los.

Rilkes Verhältnis zu Frauen konnte es kaum sein. Oder doch?

Rilke kultivierte die Fernbeziehung, auch in seinen Liebesbeziehungen zu Frauen. Er konnte keiner Frau auf diese Weise wirklich gefährlich werden. Ob das allerdings auf ihn zurückzuführen war, oder auf die Frauen, die ihn auf Distanz halten wollten, ist ein ganz anderes Kapitel. Auch die Hirtin bevorzugte Fernbeziehungen. Wie anders sollte sie auch als Einsiedlerin mit der Menschheit außerhalb ihres Wurzelreiches in Kontakt bleiben können. Aber zur Begründung ihrer Beziehung zu Rilke war das sicher etwas wenig.

Da war jedoch eine weitere Gemeinsamkeit, mit der sich die Hirtin viel stärker verbunden fühlen mochte. Rilke hatte sich von Jugend an für Frauenliteratur interessiert. Er hatte sie rezensiert und er hatte sie übersetzt. Er hatte den Schriften der schwedischen Frauenrechtlerin Ellen Key¹²¹ in Deutschland zu Bekanntheit verholfen. Und er hatte Gedichte der englischen Dichterin des viktorianischen Zeitalters Elizabeth Barrett-Browning¹²² übersetzt. Wie diese hatte Rilke englischsprachige Frauenliteratur an ein größeres Publikum vermittelt. Umgekehrt hatte Ellen Key für Rilke in Skandinavien geworben. Diese war also eine Frau, die auch Literatur eines Mannes vermittelte. So etwas lehnte die Hirtin dem Grunde nach eher ab. Jedenfalls in ihrem öffentlichen Auftreten. Durch die Gesamtausgabe in ihrem Bücherregal machte sie mich in ihrem privaten Bereich dagegen auf einen Aspekt von Rilkes Wirken aufmerksam, den ich zuvor noch nie in meinen Blick genommen hatte.

Noch etwas konnte für sie aus Frauensicht an Rilke interessant sein. Rilke war einer der ersten Schriftsteller, die alles künstlerische Schaffen mit dem weiblichen Prinzip des empfangenden und

gebärenden Erlebens in Verbindung brachten. Aber ich bezweifelte, ob dieser Aspekt in ihrem Leben eine bedeutende Rolle erlangt hatte.

Was die Hirtin auf jeden Fall von Rilke trennte – jedenfalls in ihrer öffentlichen Identität –, war Rilkes idealistische Vorstellung vom Menschen. Rilkes Mensch transzendierte die geschlechtliche Trennung. Seine Menschwerdung sollte über die geschlechtliche Trennung hinausgehen. Sein Mensch sollte im weitesten Sinne Mensch werden.

Vielleicht hätte ich der Hirtin zu diesem Aspekt den Briefwechsel der Günderode mit Bettine von Arnim mitbringen sollen. Auch diesen beiden Frauen, die so tiefe und vielfältige Beziehungen zueinander pflegten, war das Menschwerden das Ziel des Lebens überhaupt. Die Kunst gehörte für beide dazu, wenngleich beide sie vornehmlich in Bezug auf literarische Schöpfungen reflektierten. Gerade in der künstlerischen Gestaltung kam für diese die seelische Potenz eines Menschen zum Ausdruck. Der poetische Gehalt entstand durch den in die Empfindung geflossenen Geist. Zum Ausdruck gebracht wird in der Empfindung jedoch nur, was dem Geist Freude bereitet. Damit erkannten die beiden Frauen in der Kunst das Authentische und wussten bereits zu ihrer Zeit um das Zusammengehören von Kunst und Leben.

Die Beziehungen der Günderode und der Bettine mussten die Hirtin interessieren. Womöglich hätte sie auch beeindruckt, was Bettine festhielt, als die Günderode sich auf ihre nahe Selbsttötung vorbereitete. Die Freundin war ihr oft gedankenvoll entrückt erschienen. In schmerzhafter Weise war sie ihr fremdartig geworden. Die Fremdheit hatte Bettine auf den Kreis von Frauen zurückgeführt, in dem sich die Günderode damals bewegte. Bettine hatte zu ihm keinen Zugang. Sie sprach von ihm nur von dem ‚Regenbogenkränzchen‘, in dem die Freundin ihren ‚Mondknoterien‘

nachging, diesen Mondknoterien, durch die die Günderode das Heimkehren vergesse.

Als ich Maria hiervon später einmal erzählte, fühlte sie sich in Bezug auf ihre Bekanntschaft mit der Hirtin merkwürdig angerührt. Wie hatten ihre Gedanken zur Hirtin bloß schon vor fast zweihundert Jahren Gegenstand einer Frauenbeziehung sein können?

Kunst

Den ersten Friedensbund Gottes mit den Menschen und den Tieren erinnert mancher unter uns immer mal wieder an einem bestimmten Zeichen. ‚Wölkt er Wolken über der Erde zusammen und setzt einen Bogen da hinein‘: dann zeigt uns Gott, dass er sich an seine eigene feste Zusage erinnert, dass er das Leben nicht ein zweites Mal vernichten will¹²³. Jedenfalls nicht so, wie er das getan hatte, als schauerlich und grauenvoll die Sündflut um die Erde schwall, um einmal der Sprache Morgensterns¹²⁴ Gedenken zu schenken.

Der Regenbogen ist heute das Zeichen von Menschen, die sich für alle möglichen Gestaltungen von Leben engagieren, damit es leben kann, wie es leben will. Sie setzen den Regenbogen als Zeichen gegen Verfolgung, gegen Zerstörung und gegen Vernichtung. Picasso hat den Anfang gemacht, als er den Regenbogen zum Weltfriedenskongress von Paris im Jahr 1949 in einen Plakatentwurf unter eine weiße Taube mit einem Ölzweig im Schnabel setzte. In guter Erinnerung geblieben ist vielen vor allem seine Friedenstaube mit dem Ölzweig als Zeichen des Neuanfangs nach Tod und Vernichtung. Bandiera della Pace¹²⁵ verwendet den Regenbogen nun in der Gestalt einer Fahne. Greenpeace verwendet ihn als Symbol. In allen möglichen Ausführungen. Die Schwulen- und Lesbenbewegung hat sich Farben des Regenbogens zum internationalen Erkennungszeichen gemacht. Viele andere sind es noch, die den Friedensbund mit ihrer Fahne in Erinnerung rufen.

Judy Garlands ‚Over the rainbow‘, das Lied über einen Ort, an dem alles besser und gerechter ist, hat die Zielrichtung auf den Punkt gebracht. Es geht um Leben, Gesundheit, Sonnenlicht, Natur, Kunst, Harmonie und Geist. Die Schwulen- und Lesbenbewegung hat das Türkis als Farbe der Kunst vor einigen Jahren aus dem Banner genommen. Warum? Ich weiß es nicht. Aber es ist bei manchen womöglich nicht ohne Folgen geblieben.

Die Hirtin hatte uns schon vor unserem Gespräch am Kamin mit Fragen des Feminismus‘ angefreundet. Fleißig hatten wir uns, bislang in dieser Hinsicht ohne großes Engagement, auch zum Thema Kunst kundig gemacht. Über Frauen in der Kunstgeschichte, über feministische Kunst und sogar über den neuesten Strang einer lesbischen Kunst. Gisela Breitling¹²⁶ hatten wir genauso zur Kenntnis genommen wie die Amerikanerinnen um und nach Harmony Hammond¹²⁷.

Die Entwicklung vom Girl zur feinen Dame in der Kunst der 1920er und 1930er Jahre war uns sympathisch. Jeanne Mammen¹²⁸, Tamara de Lempicka¹²⁹ und Florence Henri¹³⁰ waren uns jedenfalls in Ansätzen bekannt geworden.

Mit der Unterstützung der Hirtin hatten wir die Definition feministischer Kunst, die die englische Kunsthistorikerin Lynda Nead¹³¹ geprägt hat, übersetzt. Es war uns aufgefallen, dass Lynda Nead weniger von der schöpferischen Person ausging, als von einer Definition ihres jeweiligen Werkes. Ein feministisches Werk sollte eine besondere Art und Weise haben, in der es sich auf seine Betrachterinnen einstellt, sie fordert und ihnen Positionen präsentiert. Es sollte in einem bestimmten gesellschaftlichen Raum als eigene Formulierung gegenüber herrschenden künstlerischen Gesetzen und Konventionen und gegenüber herrschenden Weiblichkeitsideologien auftreten. Wir hatten uns gefragt, ob nicht jedes Kunstwerk begriffsnotwendig herrschende künstlerische

Gesetze und Konventionen überschreitet, hatten aber auch entdeckt, dass der hohe Anspruch, mit einer eigenen Formulierung gegenüber herrschenden Weiblichkeitsideologien aufzutreten, den Focus gewählter Tabubrüche veränderte. Darin fühlten wir uns umso mehr bestätigt, als das feministische Werk nach Nead die Funktion haben soll, die übliche Art und Weise, wie wir Kunst betrachten und wie wir uns dabei zum Komplizentum mit den Sinngewebungen der dominanten und repressiven Kultur verführen lassen, subversiv zu unterlaufen.

Die aufdringliche, ja manches Mal penetrant schamlose Auseinandersetzung mit dem weiblichen Körper in mancher Frauenkunst der Postmoderne, besonders der amerikanischen, erschreckte uns einigermaßen. Deren Bearbeitung von physischer Gewalt schien alle Fesseln der Scham, der sich männliche Kunst noch unterwirft, zu sprengen. Und dann erschien uns der weibliche Körper vielfach so seltsam isoliert. Auf diesen Bildwerken waren es nicht mehr Männer, die Frauen Marter und Qualen zufügten. Es waren Frauen, die sich selbst in gleichsam sadomasochistischer Manier so portraitierten, als hätten Frauen nichts anderes als Gewaltphantasien.

Ist es ein Wunder, dass Bildwerke per se in manchen bewegten Frauenzirkeln als bedrohlich erlebt werden und vergessen wird, dass jeder einzelne Zirkel wie jede einzelne Frau unvermeidlich selbst ein Bild abgibt?

Maria sprach einen Konflikt innerhalb der Frauengruppe der Hirtin an, der den Zugang bewegter Frauen zu Kunstwerken und deren Verhältnis zur Zensur betraf. Sie war einigermaßen entsetzt über die Form, in der einzelne Frauen sie angegriffen hatten, nachdem sie einen Artikel in der EMMA zu einer Fotografie Simone de Beauvoirs als Rückenakt vor einem Badezimmerspiegel¹³² kritisch aufgegriffen hatte. Die Autorin hatte das Foto von Art Shay¹³³, das

aus Anlass des hundertsten Geburtstages von Simone de Beauvoir zuvor schon in ‚Le Nouvel Observateur célèbre‘ abgedruckt worden war, als ehrenrührigen Angriff gegen eine Ikone der Frauengeschichte entlarven zu können gemeint. Sie hatte damit in das Horn auch französischer Feministinnen geblasen, die schon vorher geglaubt hatten, das Foto als revanchistische Photographie entlarven zu können. Obgleich es doch gar nicht so weit entfernt ist, von der französischen ‚photographie humaniste‘ eines Willy Ronis, der nur drei Jahre vor Art Shay ‚Le nu provençal‘ veröffentlicht hatte, ein motivisch überaus ähnliches Foto mit einer unbekanntem Frau.

Maria hatte die Fotografie der Beauvoir in einen kunsthistorischen Zusammenhang um Tod, Vergänglichkeit, Eitelkeit, Frau und Mädchen, Spiegel und Toilette gebracht. Zur Illustration hatte sie entsprechende Darstellungen unter dem Titel ‚Toilette der Venus‘, ‚Eitelkeit‘, ‚Tod und Mädchen‘, ‚Frau im Spiegel‘ schon bei den alten Griechen und Römern, dann bei den alten Deutschen Meistern Memling, Dürer und Baldung Grien, ferner aus der Zeit der Renaissance mit Tizian und Veronese, im Barock bei Rubens und Velazquez bis zur Wiederbelebung der Thematik im 19. und 20. Jahrhundert auch durch Künstlerinnen wie Eva Gonzalés, Mary Cassatt und besonders Berthe Morisot sowie die Künstler Anders Zorn, Camille Corot, Edgar Degas, Heinrich Zille und Otto Dix angeführt.

Es war die Nennung Zilles, die sich als Faux pas herausgestellt hatte. Zille hätte Zeichnungen geschaffen, die die Qualität kinderschänderischer ‚Wichsvorlagen‘ hätten. Frauen mit Mißbrauchserfahrung könne deren Anblick nicht zugemutet werden. Die ‚Hurengespräche‘, die schon bei ihrem Erscheinen im Jahr 1913 auf der Stelle von der preußisch-kaiserlichen Zensur verboten worden waren, waren auch für einzelne Frauen der Gruppe ein nicht zu dulndendes Malum. Sie zeigten in akribischer Genauigkeit mal

‚Paulines Vergewaltigung‘, mal die Schwängerung eines kleinen Mädchens durch den eigenen Vater, während im Nebenbett die Mutter im Sterben liegt, und dann auch noch eine ganz grausige Situation, nämlich die, in der ein Mädchen unter dem Tisch den Schwanz des Vaters lutschen muss. Das selbsterklärte Ziel einer Berliner Ausstellung vor wenigen Jahren - sie trug den Titel ‚When Love turns to Poison‘ und sollte die Schattenseiten der Sexualität zeigen - hatte bei den genannten Frauen in merkwürdiger Verblendung über die fiktionale Qualität von Kunst dazu geführt, ausgestellte Künstler, die sozialkritisch arbeiteten, kurzerhand zu Tätern zu erklären.

Maria hatte sich fehlendes Mitgefühl, Kälte und Überheblichkeit vorhalten lassen müssen, weil sie gewagt hatte, diese Sicht anzugreifen. Als sie dann auch noch den Mut hatte, Zilles Anerkennung als ernsthafter Künstler durch renommierte Künstlerkollegen wie Max Liebermann, immerhin dem Vorsitzenden der Berliner Sezession, und durch verschiedene Autoritäten aus Kunstlehre und Kunstgeschichte anzuführen, hatte sie ihre Angreiferinnen vollends gegen sich. Auch mit einem allgemein gehaltenen Plädoyer für die Freiheit der Kunst hatte sie nicht punkten können. Noch viel weniger mit dem Einwand, dass Zille es angesichts seines Phantasiepotentials mit Sicherheit nicht nötig hatte, sich ‚Wichsvorlagen‘ zu zeichnen. Dass Zille seine ‚Wichsvorlagen‘ auch noch verkauft hätte, war ein zu starkes Argument. ‚Erst kommt das Fressen, dann die Moral‘ hatte schließlich ein Mann von sich gegeben. ‚Honni soit qui mal y pense‘ halt ebenso.

Hier war political correctness gefragt, keine Freiheit.

Zu Zilles Zeiten war es das weibliche Geschlecht, das wegen seiner angeblichen Zartheit und leichten Verletzlichkeit als Vorwand herhalten musste, sozialkritische Darstellungen von Mißständen der Zensur zu unterwerfen. In der Gegenwart reklamierten nicht Männer,

sondern Frauen ihre verletzten Gefühle als Rechtfertigung für Zensurmaßnahmen. Und das in einer Zeit, in der die Auswüchse nationalsozialistischer und stalinistischer Zensur bereits vielfältig reflektiert worden waren. Maria hatte letztlich nicht mehr gewusst, was sie zu dem Zeug', das von diesen Frauen als ernstzunehmende politische Auffassung vorgebracht worden war, hatte sagen sollen.

Der Opferkult treibt doch manch' eine erstaunliche Blüte in der Meinungsbildung. Ich selbst hatte davon auch schon ein Beispiel erlebt. In einer Runde von Frauen, die einen Verein für lesbische Kunst hatten gründen wollen, verkündete eine unter den zustimmend nickenden Köpfen der anderen doch sage und schreibe, in unserem bundesdeutschen Staat müsse man damit rechnen, dass ein solcher Vereinszweck nicht genehmigt und ein solcher Verein folglich nicht als eintragungsfähig betrachtet würde. Wie leicht war es mir gewesen, durch eine Voranfrage beim Finanzamt unter Vorlage eines formkorrekten Satzungsentwurfs binnen zwei Wochen das Gegenteil durch Brief und Siegel zu beweisen.

Während Maria und ich uns am Kamin über diese Enge etwas mokiert hatten, war die Hirtin stumm geblieben. Maria und ich bekamen damals den Eindruck, dass sie unsere Kritik an freiheitseinschränkenden Ansichten innerhalb der Frauengruppe nur duldete, aber keinesfalls teilte. Aber wir waren nicht sicher.

Natürlich kannte auch die Hirtin den Kreis um die Engländerin Emily Pankhurst¹³⁴. Sie hatte auch von der militanten kanadischen Suffragette Mary Richardson gehört, die diesem Kreis zugerechnet wird. Sie wusste von deren Aufsehen erregender Tat im Jahr 1914 in der Londoner National Gallery, bei der diese die renommierte ‚Rockeby Venus‘ von Velazquez mit kräftigen Messerschnitten schwer beschädigt hatte. Diese und viele andere Bilderstürme englischer Suffragetten jener Zeit gehörten zu dem politischen Klima, welches manches Literaturstück behandelte, das die Hirtin

bereits übersetzt hatte. Unklar war ihr aber, dass diese Bilderstürme sich nur instrumental gegen die Bildinhalte selbst richteten, wenngleich sie diese in ihrer gegenständlichen Körperlichkeit ebenso angriffen wie jede Bilderverbrennung. Sie waren nicht ganz vergleichbar mit den Zensurmaßnahmen der deutschen Staatsgewalt etwa gegen einen Otto Dix oder George Grosz. Die iconoclastischen Attacken der Suffragetten hatten sich vielmehr gegen die Art und Weise der Rezeption durch die Betrachter gewandt. Dieses eingedenk hätte Diskussionsstoff ganz anderer Art geliefert. Ein lenkender Eingriff der Hirtin hätte womöglich verhindert, dass sich eine lautstarke Mehrheit der Frauengruppe auf Maria einschossen konnte, so dass dieser nur noch der Rückzug von diesem Themenkreis geblieben war.

Bilder gehörten weder zur Ausstattung der Wohnhöhle der Hirtin noch zur Möblierung ihres Geistes. Allenfalls ein paar Kalenderblätter mit Lebensweisheiten bereicherten ihre Phantasie. Sie konzentrierte sich darauf, in ihrem Kamin Holz nachzulegen und das Feuer auf diese Weise in Gang zu halten.

Aus der Diskussion um lesbische Kunst, die ich mit einigen anderen Frauen geführt hatte, war mir die Auffassung bekannt, die da lautete, ‚ich kann gut ohne Männerkunst und Männertheorien leben. Dieselben alten Bilder, dieselben alten Symbole, Penisse überall. Dieser Männerblödsinn sagt mir nichts‘.

Die Hirtin hatte solche Sätze aus englischen Romanen übersetzt und sich mit ihnen identifiziert. Wie diese Auffassung praktisch überhaupt gelebt werden kann, wollte sie nicht diskutieren. Sei’s drum, dass wir alle von einem männlichen Samen abstammen. Sei’s drum, dass wir alle in Häusern leben, die von Männern errichtet worden sind. Sei’s drum, dass wir alle Straßen und Wege nutzen, die von Männern angelegt worden sind. Sei’s drum, dass wir uns alle auf einen Wertekanon stützen, der von Männern wie Frauen geschaffen

und verbreitet worden ist. Sei's drum, dass auch unsere Demokratie von Männern und Frauen geschaffen worden ist. Sei's drum, dass sich manchem bei der Auffassung, dass die Bilder, die wir in Galerien und Museen bestaunen und die unsere Empfindungsfähigkeit und Denkmöglichkeiten erweitern, nur Machtdemonstrationen von Männlichkeit sind, der Gerechtigkeitssinn sträubt.

Fragen und Antworten

Wir hatten in jenen Stunden vor dem Kamin viele Fragen aneinander. Mehr Fragen als Antworten. Viele der Fragen entpuppten sich als solche, die wir zu umständlich oder ängstlich stellten. Wir waren von der Sache noch viel zu weit entfernt. In uns selbst und für uns selbst hatten wir noch viel zu wenige Antworten gefunden. Erst wenige Fragen wussten wir hinreichend fein zu differenzieren und genau auf den Punkt zu bringen. Unsere sämtlichen Fragen machten uns deutlich, wie schwer wir es fortwährend mit uns selbst haben, in einen fruchtbaren Meinungsaustausch miteinander zu kommen. Was uns aber wichtig war – die Atmosphäre am Kamin mag alle Drei von uns aufgeschlossen haben –, das war klar. Alle Drei begriffen wir uns auf dem Weg des Findens. Alle Drei wollten wir miteinander im Gespräch bleiben. Alle Drei versicherten wir uns einer Verbindlichkeit, von der wir für die Zukunft manche Fortsetzung erhoffen durften. Nicht umsonst heißt fragen, sich um einen anderen oder um etwas zu kümmern und zu erkundigen.

Fragen per se waren uns eine Gewähr für Zukunft. Mitnichten dienten Fragen uns lediglich dazu, eine Wissenslücke auszufüllen. Damit wären wir bloß an der Oberfläche geblieben. Schließlich ist es Ausdruck unserer Zivilisation, auch Wissen verwerten zu können, das wir nicht selbst erworben haben. Die Fragen, die uns

beschäftigten, hatten ganz unmittelbar mit unserem Leben, mit unserer jeweils eigenen Identität, mit unserer Standfestigkeit als ich-bewusste Individuen zu tun. Sie handelten von Kardinalthemen. Wer will was von wem woraus, war uns als Frageregel zur Ordnung unseres sozialen Umgangs wichtig, deckte aber noch lange nicht ab, was uns beschäftigte. Jede Frage begründete eine Beziehung zu einem Denkgegenstand. Zugleich begründete jede Frage eine neue Beziehung zu uns selbst. Mit jeder Frage wuchs unser Bewusstseinsstand. Nicht umsonst heißt es, ‚wer viel fragt, wird viel inne‘ und ‚frage Dein Herz, es lügt nicht‘. Es waren keine geschlossenen Fragen, die sich mit einem einfachen Ja oder Nein beantworten ließen. Es waren durchweg offene Fragen, deren Beantwortung nach ihrer ganzen Zielrichtung keine Manipulation, keine Suggestion von Antworten erlaubten. Wir begriffen unsere Fragen wie unsere Antworten als Teile eines prozesshaften Geschehens.

Unsere Fragen erlaubten uns, uns selbst zu führen, selbstmächtig in unsere Selbstgestaltung und unseren Selbsta Ausdruck einzugreifen. Wichtig sollte uns die präzise Formulierung von Fragen werden. Schlagworte mussten wir vermeiden. Schlagworte sind mörderisch. Sie polarisieren und manipulieren. Sie grenzen den Kreis möglicher Antworten ein. Sie sind das Gewaltelement in allen Fragestellungen und Antworten. Sie verkürzen, sie vereinfachen Sachverhalte zulasten wichtiger Einzelheiten.

Frage und Antwort, Rede und Antwort gehören zusammen. Wie einer in den Wald hinein ruft, ruft es ihm wieder heraus. Das Echo ist eine Waldstimme. Sein oder Nichtsein, das ist nicht nur die Frage, sondern auch die Antwort.

Die Antwort steht für ein Entsprechen. Die Worte antworten den Sachen. Frei nach Goethe galt es, in den antwortenden Gegenbildern der äußeren Welt wieder zu finden, was die Natur in sie gelegt hat.

Ein Zeichen, ein Glockenton hallt in der Antwort wieder gleich einem Echo. Menschen und Sachen sind mit Klängen verbunden, die einander antworten. Jedem Alter des Menschen antwortet sogar eine gewisse Philosophie.

Wo wir Antworten fanden, fanden wir Struktur. Struktur unserer selbst, Struktur in unserer Kommunikation, Struktur in unseren Werten, Struktur in unseren Vorlieben und Abneigungen, Hoffnungen und Ängsten. Mit dieser Struktur gewannen wir uns neu. Mit dieser Struktur war es uns leichter, uns von neuem der Außenwelt zu stellen und ihr standzuhalten.

Sämtliche unserer Fragen betrafen auch unsere Beziehung zueinander. Es ging dabei nicht nur um die artdienlichen Sinnbeziehungen allen instinkthaften Verhaltens in den für uns wichtigen Lebensbeziehungen¹³⁵. Unter Beziehung zueinander fassten wir alles zusammen, was aufgrund unserer individuellen Beziehungen, unserer Sach- und Erfahrungsbeziehungen zu Ideen, Menschen, Tieren, Pflanzen und Gegenständen einerseits Verbundenheit und andererseits Trennung bedeutete. Unsere Beziehung zueinander sollte auf den je eigenen Beziehungsgefügen beruhen, auf denen unsere je eigene Einsicht in Sach- und Wertverhalte gründete. Darin lag auch ein Stück unserer je eigenen Freiheit.

Die Frage nach Verbundenheit und Trennung machte uns deutlich, wie sehr wir in dieser Hinsicht in ständigem Konflikt zwischen unseren Bedürfnissen nach Verbindung mit einem einzelnen Anderen und unseren Bedürfnissen nach Verbindung mit einer Gemeinschaft stehen. Und wie wichtig darin eine Struktur unserer Beziehungen ist.

Maria grub dazu die Geschichte von Hananias und Saphira¹³⁶ aus. Saphira hatte eine Wahl zwischen der Loyalität ihrem Ehemann

gegenüber und der Loyalität gegenüber der Gemeinschaft. Eine wichtige Prüfung, die letztlich jede von uns immer wieder zu bestehen hatte, und die immer wieder Zerreißproben zu provozieren geeignet ist. Saphira hatte zweierlei haben wollen. Sie wollte es mit ihrem Ehemann nicht verderben. Aber den Schutz der Gemeinschaft wollte sie auch nicht verlieren. Sie hatte eine Doppelexistenz versucht und sie war daran zugrunde gegangen. Indem sie die längst offenbar gewordene Lüge des Ehemannes gedeckt hatte, hatte sie die gesamte Gemeinschaft in ihrer Vertrauenswürdigkeit geschädigt. Und sie hatte sich selbst geschädigt, weil ihr niemand mehr trauen mochte.

Der Weg der Saphira erschien der Hirtin als der einzig gangbare Weg. Ein Leben in der Spaltung, mit zwei Gesichtern. Jeder andere Weg erschien ihr als Denunziation oder Verunglimpfung des Ehemannes.

Die Hirtin konnte sich nicht vorstellen, den Kontakt zu einer Person aufrecht zu erhalten, die sich öffentlich von einem Fehlverhalten distanziert, das sie praktiziert hatte. Und sei es, dass sie selbst dieser Person zuvor ein beachtliches Unrecht zugefügt hatte und diese eine Art von selbsterhaltender Rehabilitation suchte.

Unsere Diskussion um die Auswirkung von Verletzungen in der privaten Sphäre auf die Handlungsfähigkeit des einzelnen in der öffentlichen Sphäre streifte Ansätze feministischer Soziologie. Auch diese wusste die Hirtin einzubringen. Schließlich gehörte das Wissen darum zum Kanon ihres politischen Handelns. Handlungen und Erfahrungen im privaten Bereich waren zu reflektieren. Zu reflektieren waren deren unvermeidlich prägende Auswirkungen auf die Möglichkeiten und Fähigkeiten des einzelnen, am öffentlichen Leben vollauf zu partizipieren. Das ist feministisches Handwerkszeug. Und das wollte auch die Hirtin beherzigen, jedenfalls solange sie ihre öffentliche Identität lebte.

Doch die Umsetzung in ihr eigenes Leben fiel ihr schwer. In den Fängen von Scham und Todesfurcht war sie genauso wenig wie jeder andere durchschnittliche Mensch bereit, in der öffentlichen Offenbarung auch eine Chance zu sehen.

Ich warf ein, dass das Erkennen der Chance natürlich eine differenzierte Betrachtung, folglich auch die Fähigkeit dazu erfordere. Es gehe ja nicht um eine Selbstbeschuldigung in der Manier der staatlich verordneten Selbstbeschuldigung vor kommunistischen Kadern chinesischer Parteigremien. Es gehe auch nicht um staatlich angeordnete Zurschaustellungen eines Übeltäters, wie sie die mittelalterliche Strafpraxis bis in nachfolgende autoritäre Systeme praktiziert hat. Es gehe auch nicht um private Initiativen im Geiste eines Ku Klux Klan, der eigenmächtig für Recht und Ordnung zu sorgen reklamiert. Dagegen gehe es um die Chance, in der kritischen Beleuchtung der eigenen Werthaltung und deren Lebenstauglichkeit sich mit dem Prinzip des Lebens, ja der Liebe zu verbinden. Es gehe darum, der Absonderung durch trennende Lügen eine Absage zu erteilen. Die Chance enthalte die Möglichkeit des Bekenntnisses. Des Bekenntnisses zu den Werten des Lebens. Des Bekenntnisses, dass die Werte des Lebens wichtiger sind als eigene Vorteile. Die Chance sei auch eine Gelegenheit. Freilich eine Gelegenheit, die sehr viel innere Stärke und Distanz zum eigenen Tun voraussetze.

Maria fügte an, dass das öffentliche Zeugnis des eigenen Willens zur Verbundenheit mit dem Anderen aus vielfältigen Gründen eine Überforderung sein könne. Und sie zog in Betracht, dass bei bestimmten Eingriffen in die Sphäre und Angriffen auf die Person des Anderen eine neue Verbundenheit womöglich überhaupt nicht erreichbar sei. Weil das für Verbundenheit so wesentliche Vertrauen unwiderruflich zerstört sei. Letztlich könne ein öffentliches Bekenntnis nur Bedeutung für das Wertgefüge der Gemeinschaft

haben. Das Gequatsche mancher Psychologen und Pfarrer, einer solle dem anderen verzeihen, man solle gewissermaßen wieder gut miteinander sein, gehe an lebensstüchtigem Empfinden vorbei. Wie solle es etwa möglich sein, einem Gewalttäter auf der persönlichen Ebene noch einmal zu vertrauen?

Political Correctness

Der Begriff der political correctness, mal von Rechten, mal von Linken gebraucht, ist mir suspekt. Er sagt nichts. Nichts über das dahinter stehende Wertesystem, nichts über die Personen, die sie zu erfüllen haben. Allenfalls über die Personen, die sie einfordern. Das eingeforderte Wertesystem banalisiert er geradezu. Die Personen, die dieses Wertesystem tragen sollen, werden ihres Personseins, ihrer Entscheidungsträgerschaft für und gegen Werte beraubt. Der Begriff betont das Kollektiv, die Masse von anonymen Einzelnen. In deren Interesse soll die politisch ‚angesagte‘ Meinungsäußerung anzubringen sein.

Ich sehe den Begriff als Instrument in zweierlei Richtungen.

Wird er als Kritik an Erklärungen von Politikern gebraucht, dann verschleiert er die eigentlichen Angriffspunkte. Wo einfach Inhumanität anzuklagen wäre, wird die bloße Berufung auf political correctness sogar zur Bestätigung des angegriffenen Torts. Ich erlaube mir hier einen Ausflug in die englische Sprache. Die allbekannte und in Variationen immer wieder auftretende solchermaßen zum Lapsus mutierende Fehlbewertung in Fragen des Nationalsozialismus' ist dazu mein Beispiel per se.

Im Dienste einer politischen Bewegung ist der Begriff hingegen ein Mittel zur Unterdrückung abweichender oder differenzierender Meinungen, damit zum Kampf gegen die freie Meinungsäußerung.

Er wird verwendet, um ein tatsächlich bestehendes Meinungsspektrum zu verfälschen. Political Correctness fasst zusammen, wer dazu gehört und wer ausgeschlossen bleiben soll. Zwang steht auf der Tagesordnung, nicht Freiheit.

Jeder eigenständige Geist kann ein Lied davon singen. Satiriker und Karikaturisten ganz besonders. Sie sind nachweislich die häufigsten Opfer von political correctness.

Nicht nur die Hexenverfolgung hat Frauen als Subjekte vernichtet. Unter dem Diktat der political correctness gibt es auch unter politisch bewegten Frauen manche Tendenz der ‚Entsubjektivierung‘. Die political correctness verlangt in mancher Gruppe, die noch auf dem Stand der Frauenbewegung der 1970/80er Jahre hängen geblieben ist, die Einheitsmeinung. Auf die selbständige Entwicklung einer Meinung aus Tatsachen und eigenem Empfinden soll Frau verzichten. Im Interesse der Stärke der Bewegung.

In diesem Punkte waren wir Drei uns scheinbar einig. Die Hirtin plädierte nicht nur für die Wahrnehmung der Unterschiedlichkeit auch von Frauen. Sie sprach sich auch gegen ein Meinungsdictat unter dem Diktat einer political correctness aus.

War das nur ein frommer Wunsch, oder folgte sie diesem auch in der Realität? Als Aktivistin aus alten Zeiten mochte sie den ersten Emanzipationsansätzen immerhin noch so verhaftet sein, dass sie gar nicht mehr anders konnte.

Für die ersten Emanzipationsansätze mochte die Selbstwahrnehmung von Frauen als Opfer männlicher Gewalt, Missgunst und Herrschsucht wichtig gewesen sein, so wichtig wie die Wahrnehmung des eigenen Opferseins für jeden Menschen auf dem Weg der Emanzipation von Unterdrückung wichtig ist. Auch ich bin

diesen Weg gegangen. Doch bin ich zu der Erkenntnis gelangt, dass solche Selbstwahrnehmung sich auf Dauer als hinderlich erweist. Wo bleibt der Blick auf die eigenen Anteile, wenn Menschen in dieser Haltung verharren, sich überall nur noch als Opfer wahrnehmen können und eigene Täterschaft verleugnen. Ich meine, dass die Frau, die die eigene Rolle fortwährend als die des schwachen Opfers definiert, nichts anderes tut als die alten Rollenklischees zu zementieren und diejenigen Verhältnisse zu stärken, gegen die sie protestiert.

Manche unserer Mütter haben das schon vorgeführt. Erlebte sexuelle Gewalt werteten sie einerseits dahin, dass Männer immer nur das ‚eine‘ wollten. Ihre Töchter knüppelten sie andererseits in ihrer freien körperlichen Entwicklung mit Argumenten nieder, die direkt der frauenfeindlichen Argumentation der Hexenprozesse entnommen sein konnten. Sogar Mütter dämonisierten da die ‚abnorme‘ und ‚unersättliche‘ weibliche Sexualität und ihre daraus folgende Macht. Und sie gebrauchten diese Dämonisierung als Mittel zur Kontrolle ihrer Töchter. In manchen sozialen Verhältnissen hat sich das bis heute nicht geändert. Gut bekannt sind solche Haltungen von Frauen und Müttern auch im Kontext der Beschneidungsgebräuche gegenüber jungen Mädchen islamisch-afrikanischer und islamisch-vorderasiatischer Gesellschaften.

In der Frauenbewegung der 1970/80er Jahre ging es immer wieder um die Definitionsmacht von Männern. Männer bestimmten, was privat und individuell ist. Männer bestimmten, was von allgemein gesellschaftlicher Relevanz und politischer Bedeutung ist. Die kritisierte Diskriminierung der Frau wurde von Männern damals lapidar zum „Nebenwiderspruch“ erklärt. Mancher von ihnen hängt heute noch an dieser Auffassung. Aber für Frauen ging es nicht um einen Nebenwiderspruch. Neben der Kinderfrage beschäftigte sie ihre eigene Sprachlosigkeit und besonders das Nichtgehörtwerden ihrer ‚weiblichen Rede‘.

Muss ich nun als Frau, um dieses aufzubrechen, in jedem Fall auf der Seite von Frauen stehen, die nach Macht streben? Unterstellt allein diese Frage nicht schon ein bestimmtes Vorurteil? Wie halten es Männer mit der entsprechenden Frage, wenn sie die Frage auf sich beziehen? Oder wie haben Männer dies in der Vergangenheit gehalten? Kann die Frage nach der Parteinahme für Frauen in Zeiten der kritischen Diskussion um die Abgrenzbarkeit von biologischem und sozialem Geschlecht, von sex und gender überhaupt noch gestellt werden? In Zeiten, in denen den Butler'schen Bemühungen um Auflösung von sex in gender Prominenz zugesprochen wird? In Zeiten, in denen es Feministinnen mehr und mehr um die Frage geht, wie bereits in den Konstitutionsprozess der Geschlechter subversiv und störend eingegriffen werden kann, „wie also die Evidenz der Zweigeschlechtlichkeit in Frage gestellt werden kann“, wie D. G. Schulze das formuliert hat? In Zeiten, in denen eine Lesbierin oder Lesbe nicht mehr begriffsnotwendig als Frau definiert wird?

Ist es nicht absurd, dass eine Frau im Falle einer Personalwahl unter Verzicht auf ihre sämtlichen anderen Werte an erster Stelle für eine Frau stimmt, während das biologisch definierte Geschlecht in Auflösung begriffen ist?

Da stießen wir am Kamin plötzlich auf Fragen, bei der die Kernspaltung drohte.

Wir brauchten unsere Antworten nur am laufenden Wahlkampf von Hillary Clinton und Barack Obama auf der einen Seite und am laufenden Regierungsgerangel zwischen Roland Koch und Andrea Ypsilanti zu erproben. Privat favorisierte die Hirtin Roland Koch, in ihrer öffentlichen Rolle als Protektorin ihrer Frauengruppe schalt sie jedoch jede, die nicht für Andrea Ypsilanti oder Hillary Clinton ihr Schwert ins Feuer streckte. Die auf Verständigung zielende Anti-Rassismus-Rede eines Barack Obama ließ sie da genauso

gleichgültig wie die rassistischen Attacken einer Hillary Clinton und besonders ihres lieben Bill. Maria haderte mit ihrer Sympathie für die Hirtin ob dieses weiteren Bruchs zwischen öffentlicher und privater Identität. Konnte sie, Maria, ihr, der Hirtin, irgendetwas glauben? Welche Bedeutung hatte vor diesem Hintergrund, dass sie und Maria sich vorher noch darüber einig gewesen waren, dass Roland Koch die Regierungsgeschäfte in Hessen weiterführen sollte?

Was ist denn überhaupt eine Frau, fragte ich zur Entschärfung der aufkommenden Spannung, um unser Denken in eine neue Richtung zu lenken. Ist eine Frau ein Mensch, der in der Rolle einer Frau lebt, oder definiert sie sich über Vagina, Gebärmutter, Fortpflanzungsfähigkeit und Brüste? Was ist mit den Frauen, denen wegen eines Krebsgeschwürs die Gebärmutter oder die Brüste entfernt worden sind? Verlieren sie ihre Identität als Frau? Ist ein Mann, der aufgrund einer bestimmten hormonellen Konstitution besonders starke Brüste hat, noch ein Mann? Kann ein Mann, der durch medizinische Hilfe physisch verändert worden ist, zur Frau werden? Ist eine Frau, die einen biologischen Mann begehrt, der weibliche Körperinszenierungen praktiziert, überhaupt eine Frau, die sich besonders zu Frauen hingezogen fühlt? Sind die Rechtsanwältin Maria Sabine Augstein oder die australische Professorin Raewyn Connell¹³⁷ durch Geschlechtsumwandlung jeweils zur Frau geworden? Hat Maria Sabine Augstein als Rechtsanwältin Fraueninteressen vertreten als sie sich für das Transsexuellenrecht und das Partnerschaftsrecht engagierte? Oder hat Raewyn Connell sich auf dem Gebiet der Frauenforschung hervorgetan, als sie Männlichkeitskonzepte kritisch untersuchte und dadurch Abstand zu ihrem Herkunftsgeschlecht nahm? Ist der humane menschenrechtliche Ansatz in diesen Engagements nicht wertvoll per se, obgleich er nicht von geborenen Frauen kommt?

Ein männlicher Name bleibt ein Synonym. George Sand wird heute niemand mehr für einen Mann halten. Eine als Mann verkleidete

Frau bleibt eine Frau, egal ob sie eine englische Suffragette ist, die das Pseudonym Biff trägt und zur Tarnung im gesellschaftlichen Leben die Rolle eines Mannes mimt, wie bei Caia March, oder eine Jüdin, die in der untergehenden Welt des russischen Judentums verbotenerweise an einer Yeshiva, einer Religionsschule, studiert und sich Yentl nennt, wie es Bashevis Singer und Barbara Streisand gezeigt haben.

Wer sich auf die soziale Rolle der Frau konzentriert, muss diese Rolle nachfragen. Ganz schnell sind Klischees berührt. Ganz schnell droht auch das Anhaften an überlieferten Bildern und damit die Abhängigkeit von Bildern, die als überholt bekämpft werden, weil sie als inhuman erkannt worden sind. Unter freiheitlichen Aspekten stellt sich manche Frau auf diese Weise gerade ein Bein.

Gibt es nicht Werte, die für die soziale Gemeinschaft wichtiger sind als die Unterscheidung von Frau und Mann? Verharrt die Reduktion des Menschseins auf Geschlechtsunterschieden nicht eindeutig auf einer kindlichen Wahrnehmungsstufe?

Die Hirtin engagierte sich für die geschlechtsspezifische Unterscheidung von Menschen. Doch schien sie darin nicht authentisch.

Es war, als ob sie eine persönliche Schwäche in ihrem privaten Dasein zur Ideologie erhoben hatte. Ihre Schwäche und nicht ihre abgewogene Auffassung war das Zentrum ihres politischen Agierens. Sie wollte eine subversive Position in der Öffentlichkeit, aber suchte sie nicht in ihrem Ideal, sondern in ihrer Erfahrung als Opfer. Als Anführerin – Hirtin – der von ihr zusammengeführten Herde ging sie in der Ängstlichkeit der Herdengemeinschaft von Einzelnen auf.

Wie sollte sie die Herde da führen können? Wenn sie selbst genau wie die Teile der Herde war, wenn sie keinen Abstand hatte?

Maria begann um ihr eigenes Wohl in der Gruppe zu fürchten. Konnte die Hirtin vor diesem Hintergrund überhaupt einen Maßstab für das Wohlbefinden der einzelnen Mitglieder ihrer Herde haben?

Religion

Es ist nicht nur ein amerikanisches Phänomen, dass moderne Menschen im Laufe ihres Lebens die Religionszugehörigkeit wechseln. In einer bestimmten Frauenszene gehört das gewissermaßen zum guten Ton. Jedenfalls dann, wenn Frau nicht ganz auf Religion verzichten zu können proklamiert. Eine alternative Religion muss her, wenn die Eltern ihre Religion nicht oder fundamentalistisch gelebt haben. Oder wenn die noch jungen Ströme homosexueller Gruppenbildung in der katholischen wie evangelischen Kirche nicht beizeiten wahrgenommen wurden.

Selten entdeckt eine Frau mal den Islam als die einzige Religion, die Frauen wahrhaftig schützt.

Selten auch lässt eine das russisch-jüdische Gen ihrer deutsch-protestantischen Vorfahren ermitteln, konvertiert daraufhin zum Judentum, wird durch ihre Erlebnisse in Israel zur Verfechterin der orientalischen Frauenzirkel ihrer muslimischen Nachbarn, treibt, zurück in Deutschland, den Kult um ihr eigenes Opferdasein rassistisch auf die Spitze und wird gleichzeitig zur Werberin für jüdisches Denken, indem sie Wissen über das Judentum unter nichtjüdischen Frauen verbreitet. Beruhigend im Hinblick auf den Erwerb eines Opferstatus': jüdische Internetseiten weisen darauf hin, dass der neumodische Test auf jüdische Abstammung nur auf der väterlichen Seite funktioniert, folglich halachisch unbrauchbar ist.

Weit verbreitet ist ein anderer Weg. Auf der Suche nach einem religiösen Leben, das Frau nicht auf die Unterordnung unter den Mann festlegt, lauscht Frau wöchentlich den Belehrungen eines Rinpoche und rühmt die zukunftsweisende Bedeutung des Buddhismus für den Weltfrieden. Der Buddhismus ist nicht mehr nur eine Bereicherung des christlich geprägten Denkens, sondern der einzige Weg zur Erlösung vom Kreislauf des Leidens. Eine Lehrerin suchen nur wenige auf. Und mir drängt sich die Frage auf, ob die Anziehungskraft womöglich daraus folgt, dass im Buddhismus Diskriminierungen in der Meditation über die Leerheit zum Erlöschen gebracht werden können, oder ob da von vorneherein weniger Diskriminierung gegeben ist.

Ich habe den Dalai Lama über die erste Vorstellung lachen gehört. Auch über die Vorstellung, die Christen der westlichen Welt sollten den Glauben ihrer Kultur um des Buddhismus' willen aufgeben. Und mich beschäftigt die Frage, ob das Christentum mit seinen transzendenten Gehalten heute zu weit vom Weg des Leidens entfernt ist, den manche Opferideologen für ihre Glückseligkeitsvisionen benötigen. Und ob das Rad des Schicksals im Samsara anschaulicher und attraktiver als die dekalogischen Gebote ist. Und das, obgleich der Buddhismus nicht weniger als der Islam und das Christentum seine Geschichte von Macht und Gewalt hat.

Wie soll einer bewegten Frau, die es lieber mit der Religionsfeindlichkeit eines Richard Dawkins hält, im Schnelldurchlauf vermittelt werden, dass Frauen im Christentum nicht als untergeordnet angesehen werden. Wo das Christentum doch auf Gottvater, Sohn und Heiligen Geist baut und in der katholischen Kirche das männliche Priestertum vorherrscht? Ist es ein Anfang, Eva als Motor menschlicher Mündigkeit zu begreifen?

Weshalb sucht die Szenefrau vor allem im Buddhismus Ruhe und Entspannung von den Konflikten, Ansprüchen und Erwartungen im westlichen Alltag, wo doch mit Buddha und den vielen Rinpoches auch nur Männer das Glaubensrepertoire vorgeben? Ist es angesichts der wöchentlichen oder gar täglichen Meditationsrituale gar die an Weihrauch und Myrrhe erinnernde Rückkehr in den Schoß der großen Mutter, die da anzieht? Dabei fällt es schwer, daran zu erinnern, dass der Dalai Lama ungeachtet seiner zweifellosen Klugheit doch immer noch auf einer Goodwill-Tour im Interesse seiner Rückkehr nach Tibet ist. Tibets Exilverfassung schreibt ihm das vor. Und es gerät bei aller Friedensmission allzu leicht in Vergessenheit, dass ein tibetisches Wort für Frau wörtlich „niedrige Geburt“ (kye men) heißt, der männliche Körper als erheblich günstigere Eigenschaft für ein spirituelles Leben angesehen wird als der weibliche Körper und buddhistische Mönche immer mehr Unterstützung bekamen und bis heute bekommen als buddhistische Nonnen. Gar, dass buddhistische Lehrer in der Vergangenheit sogenannte fortgeschrittene Übungen schon oftmals zur Rechtfertigung dafür genommen haben, Frauen als Dakinis bzw. Himmelstänzerinnen oder Himmelsfeen zu rituellem Geschlechtsverkehr mit ihnen zu verführen. Eine kritische Buddhistin wie Sylvia Wetzel hat darauf aufmerksam gemacht und bemerkt, dass verschiedene Traditionen des Buddhismus' erst in den zurückliegenden zwanzig Jahren damit begonnen haben zu erwägen, ob sie die zuvor nur im chinesischen Buddhismus auch Frauen geöffneten Ordinationslinien übernehmen. Und zwar angeregt durch offensichtlich subversiv agierende westliche Frauen. Woher sie ihre Anregungen nahmen? Freilich vom Christentum. Das war schon in den frühen Gemeinden viel weiter. Da hatten Frauen wie Maria Magdalena und Lydia bereits Leitungsfunktionen.

Maria erinnerte an den Satz von Sylvia Wetzel, einer praktizierenden Katholikin, die zugleich eine anerkannte Lehrerin buddhistischer Praktiken ist: „Freiheit hat kein Geschlecht“. Das passte. Maria

begriff ihren christlichen Glauben ersichtlich als Leitfaden auf dem Weg des Erlernens von Freiheit und Liebe. Ihr Glaube war nicht identisch mit der Auffassung jedweder Amtskirche. Hätte sie ihren Glauben mit den Auffassungen mancher Amtskirche verbinden müssen, dann wäre sie im Anschluss an die Hexenprozesse gezwungen gewesen, jeder Frau dringend davon abzuraten, sich diesem christlichen Glauben anheim zu geben.

Selbst der große Reformator Martin Luther verdiente aus ihrer Sicht ein gerüttelt' Maß an kritischem Misstrauen. Dass er trotz seines reformerischen Geistes die Forderung aus Exodus 22, 17 ‚eine Zauberin darf nicht am Leben bleiben‘, zur Grundlage seiner Rechtfertigung der Todesurteile gegen Frauen, die der Hexerei verdächtigt wurden, machte, mochte sie ihm nicht durchgehen lassen. Darin steckte ein frauenfeindlicher Akzent, der ihm angesichts der Befreiung von Frauen aus Klöstern vordergründig nicht zugetraut werden mochte. Die Zauberinnen bzw. Hexen waren ihm letztlich nicht weniger Sündenböcke der phantasierten Verschwörungen gegen das Christentum als es zu gleichen und anderen Zeiten die Juden für andere angebliche Verschwörungen waren.

Wenn die heutige Amtskirche Ehe und Familie eine Leitfunktion zuspricht und alle Formen von Frauengemeinschaften mit Kindern und ohne Kinder im Gegensatz zum frühen Christentum abwertet, dann hat das wohl eher mit unreflektierten Machtstrukturen, die sich in der Kirche parallel zur übrigen Gesellschaft etabliert haben, und mit einem bestimmten Zeitgeist zu tun. Es hat nicht notwendig etwas mit den Kernaussagen der Schrift zu tun.

Das zu erkennen brauchte es schon mal eine Klara Butting¹³⁸, die die Bibel kritisch auch zugunsten lesbischer Frauen und alternativer Lebensformen ausgedeutet und fundamentale Fragen gestellt hat. Wie es nämlich kommt, ist in ihrem Geiste zu fragen, dass die

Theologie den Schriftbeweis schon seit Schleiermacher überall dort ablehnt, wo das Ordnungsgefüge, auf das sich die Bibelstelle bezieht, in der Gegenwart längst überholt ist, doch im Hinblick auf die Homosexualität am Schriftbeweis etwa zu 3. Mose 18, 22; 20, 13 festhält, um Ausgrenzungen vorzunehmen. Und es ist weiter zu fragen, woran es liegt, dass mit Luther zwar jede biblische Stelle an Jesus Christus, der Mitte der Schrift, geprüft werden muss, die paulinische Aussage im 1. Kapitel Vers 26 des Römerbriefes aber dessen ungeachtet zur Ausgrenzung herangezogen wird, obgleich sie auf einem überholten Ordnungsgefüge beruht und keine zentrale Aussage der Bibel ist. Und, woraus es zu begreifen ist, dass die Nachfolge Jesu und die Verbindung von Ich und Du in der Einheit mit Gott stets dort angenommen wird, wo Menschen aus Gewaltverhältnissen aussteigen und neue egalitäre Lebensformen erproben, dieses aber lesbischen Frauen nicht als Nachfolge Christi zugestanden wird. Und, welche Hintergründe die Deutung der Verpflichtung zur Weitergabe des Lebens als Argument für den Vorrang von Ehe und Familie hat, wenn Eva als Urmutter alles Lebendigen in seiner ganzen Fülle bezeichnet wird. Und zwar nicht allein deshalb, weil sie Kinder zur Welt gebracht hat. Sondern auch wegen eines solchen Frauenlebens, wie es bei Debora geführt hat, als sie den Anstoß zu Israels Befreiung gegeben und damit gleich den Propheten Elia und Elischa neue Lebensperspektiven eröffnet hat. Frau fragt vor dieser Gotteserfahrung mit Butting, ob Paulus gerade wegen seiner Ehe- und Kinderlosigkeit zum Zeugen für den Vorrang von Ehe und Familie erkoren worden ist. Und ob dadurch letztlich nicht sogar der Lebensinhalt des Paulus', die Verbreitung von Gottes Weisungen als alternativer Ausdruck des „Seid fruchtbar und mehret euch“ entwertet wird. Und dann geht es weiter. Es ist zu fragen, wie es kommt, dass die ersten christlichen Gemeinden an allen möglichen Stellen im Neuen Testament eine Gegenöffentlichkeit gegen gesellschaftliche Machtstrukturen und für Entscheidungen ihrer Mitglieder zu einer je eigenen individuellen Lebensgestaltung

darstellten, aber da, wo einzelne Mitglieder in der Gegenwart solche Entscheidungen treffen, diese ablehnen.

Die Hirtin kannte die Bibel recht gut, vor allem sämtliche Frauengestalten. Doch sie gehörte zu denen, die aus der Kirche ausgetreten waren. Sie lehnte ein Gemeindeleben als solches ab. Aus leidvoller Erfahrung. Sie war dort nur angegriffen und verletzt worden. Einen sinnlosen Kampf aufzunehmen, danach stand ihr nicht der Sinn. Sie hatte sich mit Schriften von Dorothee Sölle befasst. Der Dalai Lama lag ihr näher als der Papst.

Ich vermisste in den Aussagen des Dalai Lama Erzählungen, wie sie die Bibel an allen möglichen Stellen enthält und uns Vorstellungen für das praktische Leben gibt. Ich erzählte von einer Mitteilung der buddhistischen Lehrerin Sylvia Wetzels, die diese niedergeschrieben hatte, nachdem sie sich zwei Jahre lang als buddhistische Nonne erprobt hatte. Sie hatte sich entschieden, in die Welt ‚mit Beziehungen‘ zurückzukehren. Den Weg des Zölibats und der Askese hatte sie nach dieser Zeit mehr für einen Weg von Männern gehalten. Frauen mit ihrer Nähe zum Leben und ihrer Begabung und Freude an Kommunikation und Beziehungen hätten weniger häufig den Eindruck, dass ein Leben der kontemplativen Einsamkeit ihnen entspreche und ihre spirituelle Entwicklung fördere.

Daran anknüpfend regte ich an, dass wir uns am Kamin mal die verschiedenen Modelle menschlicher „Beziehungen“ vergegenwärtigen sollten. Die Bibel mit ihren Erzählungen mochte uns eine Leitschnur sein.

Wir begannen mit den Anfängen und fanden die ‚Beziehung‘ der beiden ersten Menschen, nämlich Adam und Eva. Sie erschien uns wie die Beziehung von zwei Kindern, die beginnen, die Welt um sich herum zu erkunden und zu erproben. Mit der Vertreibung aus dem Paradies wurden sie erwachsen, gelangten zu einer

geschlechtlichen Beziehung und von dort aus zu Eltern- und Eltern-Kind-Beziehungen. Denn Adam und Eva hatten zwei Söhne. Wie deren spätere Frauen in die Welt kamen, konnten wir dem Dunkel der Schöpfungsgeschichte des Alten Testaments nicht entheben. Dafür entdeckten wir eine geschwisterliche Bruderbeziehung, die im Brudermord aus Eifersucht endete und zu einer weiteren Vertreibung führte. So viel wir auch nachdachten, ein Schwesternmord wollte uns in der biblischen Welt nicht einfallen. Den ernannte ich dann kurzerhand zu einer Erfindung der nichtbiblischen Neuzeit.

Wir stiegen dann in die Zeit ein, die in die Sintflut mündete. Da stießen wir auf verschiedene Gottesbeziehungen. Auch machten wir vielfältige familiäre Beziehungen aus, aber auch Beziehungen zwischen Menschen und Tieren, in denen der Mensch für das Futter der Tiere Sorge zu tragen hat. Zwischen Onkel und Neffe, zwischen Abraham und Lot fanden wir eine Konkurrenzbeziehung, die auf Futterneid beruhte und zur Trennung ihrer Wege führte. Eine Liebesbeziehung sahen wir bei Jakob und der schönen Rahel. Diese Liebesbeziehung konnte ganz offenbar neben der ehelichen Beziehung des Jakob mit der pflichtbewussten Lea bestehen.

Eine kaum beachtete Frauenbeziehung begriffen wir in derjenigen zwischen Rahel und ihrer Dienerin Bilha. Auf Rahels Geheiß hatte diese mit Jakob zu schlafen und auf ihrem Schoß für sie ein Kind zu gebären. Es handelte sich ganz offensichtlich um eine frühe Form der im gegenwärtigen Deutschland verbotenen Ersatzmutterchaft. Die heute hoch geschätzte Beziehung der Mutter zu ihrem Kind war damals der Herrschafts- oder Dienstbeziehung im Rang eindeutig nachgeordnet.

Auch mit der Schwesternbeziehung zwischen Rahel und Lea beschäftigten wir uns. In der Unterschiedlichkeit der beiden Frauen erkannten wir den Grund für Neid und Eifersucht. Erfüllte die ältere die Aufgaben der Fortpflanzung, so oblag der anderen wohl mehr die

Befriedigung aphrodisischer Bedürfnisse. Doch eine Frau vereint am liebsten zugleich beides in einer Person.

Für die erste Mutter-Tochter-Beziehung sorgte Lea mit Dina.

Bei Joseph und seinen Brüdern forschten wir dann noch nach weiteren Aspekten der schon zuvor ausgemachten Bruderbeziehung. Der jüngste unter ihnen, der verwöhnte Ofenhocker der späteren Märchen, die begünstigte und zugleich malträtierte Künstlergestalt des Joseph hatte unsere besondere Sympathie, errang sie doch trotz der Mordabsichten der eifersüchtigen Brüder das große Glück der Weisheit, durch die er letztlich Böses mit Gutem vergelten konnte.

Bei Ruth trafen wir dann noch auf eine besondere Frauengemeinschaft, eine Beziehung von Schwiegertochter und Schwiegermutter. Ihr schrieben wir eine gewisse Modernität zu, da die jüngere Ruth die ältere Noomi nicht im Stich ließ, die ältere Noomi der jüngeren Ruth dann einen Löser vermittelte, der mit ihr ein Kind zeugte, und die ältere Noomi auf diesem Wege noch einmal die Stellung einer Mutter erlangte, und zwar in der Gestalt einer Art von Mitmutterchaft.

Zuletzt trafen wir in Saul und Jonathan noch auf eine Vater-Sohn-Beziehung, die mit einer Freundschaftsbeziehung zwischen zwei jüngeren Männern konkurrierte, nämlich zwischen der von Jonathan und David, in denen der eine Mann den anderen so lieb wie sein eigenes Leben hatte. Aber gerade in diesem Zusammenhang machten wir auch noch in Michal und Jonathan eine Schwester-Bruder-Beziehung aus, da Michal die von Jonathan gewünschte Flucht des David aktiv unterstützt hatte. Das neue Testament eröffnete uns dann die Beziehung zweier werdender Mütter von Propheten, nämlich die von Maria und Elisabeth. In Maria und Martha fanden wir eine weitere Schwesternbeziehung, in der zwei Frauen für ganz unterschiedliche Aspekte des Lebens bzw. des guten Lebens stehen.

Maria und Jesus offenbarten uns dann noch eine Mutter-Sohn-Beziehung und Jesus und Maria Magdalena die Beziehung eines Lehrers und seiner Jüngerin.

Ein Begriff

Die französische Revolution und die Moderne haben das Ancien Regime und ihre Denker verjagt. Wenn der vorrevolutionäre Antoine de Rivarol¹³⁹ uns lehrte, dass in Menschen wie in der Sprache alles Beziehung ist, dann mag das für viele genauso überholt klingen wie die Meinung eines unbekanntem Autors, nach der Beziehungen nur dem schaden, der keine hat.

Ich möchte den Begriff ‚Beziehung‘ im Sinne eines Antoine de Rivarol, des unbekanntem Autors und eines Karl Jaspers verstanden wissen. Ich bin darin altmodisch. Das moderne „Heutzutage“ scheint den Begriff ‚Beziehung‘ in das Lager der Beliebigkeit verbannt zu haben. Mit der alten Mode kann ich da nicht mithalten.

Schon einige Jahrzehnte alt sind nach meiner Erinnerung die ‚Beziehungen‘, die unter dem Oberbegriff Vitamin B zusammengefasst werden und das ‚Sesam öffne Dich‘ für einen Arbeitsplatz, für eine Wohnung oder für günstige Zugriffsmöglichkeiten auf Güter des täglichen Bedarfs darstellen. Zur Eigenart dieser Art von Beziehungen gehört es, dass ihr Kern stets Geheimnis umwoben gehalten wird. Die Vitamin B-Beziehung lässt die im demokratischen Staat gewünschte Transparenz und Gesetzlichkeit der Wege vermissen. Eine irgendwie geartete Öffentlichkeit kann der Vitamin B-Beziehung naturgemäß nur zum Schaden gereichen. Immerhin ist die Vitamin B-Beziehung nicht beliebig.

Doch die Entwicklung hat auch die Vitamin B-Beziehung aus dem öffentlichen Focus geworfen. Vitamin B ist kaum noch der Rede wert. Dagegen verhandelt fast jede Fernsehschau ‚Beziehungen‘, die ersichtlich keine sind. In der Regenbogenpresse wird unter der Rubrik Astrologie dargetan, welches Sternzeichen wie seine Beziehungen meistert. Unter der Überschrift ‚Liebe muss sich rechnen‘ hat die Süddeutsche¹⁴⁰ unlängst gar die moderne Liebesarithmetik, die über das Nähe-Distanz-Verhältnis zwischen Menschen bestimmt, in ein Verhältnis zu dem Begriff ‚Beziehung‘ bringen lassen. Da war dann die Rede von der ‚ersten Beziehung‘, der ‚letzten Beziehung, die drei Jahre her sei‘, von einer ‚festen Beziehung‘, einer ‚Fernbeziehung‘ und von ‚Beziehungsoportunismus‘. Alle Gestaltungen, die dabei zur Beschreibung kamen, fasste die Autorin am Ende zu meinem großen Erstaunen unter dem Begriff ‚Liebesbeziehung‘ zusammen.

„Beziehungen“ im modernen Sinne haben Leute, die sich ohne eine innere seelische Bindung an bestimmte Empfindungen, Werte, Aufgaben oder Ziele äußerlich, das heißt für andere erkennbar, ‚zusammen‘ tun. Im Jargon von Jugendlichen nennt sich das ‚miteinander gehen‘. Eine nähere Definition ist ganz illusorisch. Sie trägt nicht. Es fehlt dieser Art von ‚Beziehung‘ jedes typische Element von bestimmbarer Gegenseitigkeit. Ich betrachte diese Art von Beziehung näher und erkenne in ihr vor allem Demonstrationscharakter. Schaut her, ich bin jemand, der eine ‚Beziehung‘ hat. Schaut her, ich bin jemand, den ein Mann oder eine Frau wenigstens so interessant findet, dass sie mit mir öffentlich Hand in Hand zu gehen bereit ist. Da feiert sich der moderne ‚Ichling‘. Er hat nur seine Wirkung in der Außenwelt im Blick. Die eigene Innenwelt und ihre Kompatibilität mit derjenigen des Anderen gerät in belangloses Hintertreffen. Welche tragende Bedeutung der Andere für das eigene Innenleben hat, spielt keine Rolle.

Wo ist da der Begriff dafür, dass sich einer auf einen anderen bezieht und nicht nur auf sich selbst oder auf solche, die er als sich selbst gleich versteht? Wo ist da der Begriff für die Beziehung zum Anderen, der anders ist als man selbst? Gleichgültig, ob Frau oder Mann. Ohne Selbstverliebtheit. Wo ist da die Beziehung der Lebensführung auf bestimmte Ausgangspunkte, die zwei miteinander verbinden?

Denke ich falsch, wenn ich annehme, dass das Leben des Einzelnen nicht ohne den Anderen¹⁴¹ geht? Liege ich daneben, wenn ich glaube, dass Leben schwerlich ohne eine Gegenseitigkeit der Andersheit gelingen kann? Befürchte ich umsonst, dass die Welt die Erfahrung von Vielfalt verliert, wenn es ihr an einer Wechselbezüglichkeit im sozialen Miteinander von Menschen gebricht?. Ich kann mich nicht einmal in meinem eigenen So-Sein erkennen, wenn ich ohne die Andersheit eines Gegenübers bin. Ohne Reziprozität, ohne Tausch, ohne einen Austausch von Werten, ohne ein ‚Tit for tat‘, ohne ein ‚wie Du mir, so ich Dir‘, bin ich als Mensch in meinem Menschsein geradewegs aufgeschmissen. Ich brauche den Standpunkt des anderen. Ich brauche meine Fähigkeit, dessen Standpunkt einzunehmen, um meinen eigenen Standpunkt zu Wert erwachsen zu lassen. Und schon stehe ich in Beziehung zum anderen, zu dessen Standpunkten und zu meinen eigenen.

Es ist also unausweichlich. Ich rechne Beziehungen dem logischen Gerüst der Welt zu. Und auch der Sprache. Mir ist es unmöglich, der Existenz von Beziehungen auszuweichen. Ich bin kein Roboter. Ich erkenne interne Beziehungen. Und ich erkenne externe Beziehungen. Meine Beziehungen können durch ihr Verhältnis in der Außenwelt objektiv sein. Sie können durch die Art meiner Innenwelt auch subjektiv sein.

Etymologisch sind Beziehungen notwendig dual. Sie verlangen ein Verhältnis von zwei oder mehreren Seinsformen zueinander. Die

Seinsformen können Menschen oder Tiere sein, konkrete Gegenstände oder abstrakte Ideen, Phantasien oder Träume. Eine Beziehung kann sich aus einer sachlichen Zusammengehörigkeit ergeben. Sie kann sich aus einem Bedeutungszusammenhang ergeben. Sie kann darauf gründen, dass zwei Seinsformen aufeinander angewiesen sind. Sie kann objektiv beschreibbar sein oder sich subjektiv in der Erlebnissphäre ereignen. Es kann sich um Kommunikationsbeziehungen zwischen Ich und Du handeln.

Die Dualität zeigt sich mir sprachlich in der Vorsilbe ‚Be‘. Sie folgt auch aus der Hauptsilbe ‚ziehung‘ von ‚ziehen‘. Das ‚be‘ vom althochdeutschen ‚bi‘ nahm schon immer auf ein anderes ‚Be‘ zug. Da macht es keinen Unterschied, ob es meint ‚um etwas herum‘ oder ‚in Be‘ziehung auf etwas‘. Ich finde das im Adverb wie im Verb und im nominalen Zusammenhang. Mal finde ich mich zeitlich ‚be‘vor‘ etwas anderem, mal örtlich oder zeitlich binnen eines Zeit- oder Ortsrahmens. Mal be‘decke, be‘kleide, be‘male, be‘zeichne ich etwas oder be‘hüte, be‘lüge oder be‘grüße jemanden. Ich be‘gründe eine Sache oder be‘zweifel ein Argument. Ich habe einen Be‘darf an Freundschaft, Liebe oder Honigkuchen oder ziehe andere Be‘dürfnisse in Be‘tracht.

Die Kinder auf meinem Klassenfoto stehen bis heute in einer objektiven Beziehung zueinander, zum Raum und zum Bildaufbau. Auch die Lehrerin und der Fotograf werden ihre objektive Beziehung zueinander nie verlieren. An einem bestimmten Tag zu einer bestimmten Stunde waren sie allesamt in einem bestimmten Raum. Bedingt durch eine bestimmte Zugehörigkeit. Die daraus folgenden objektiven Beziehungen sind dokumentarisch festgehalten, ungeachtet dessen, dass sie nach dem Akt beendet, ja aufgelöst wurden. Eben so wie die objektive Beziehung von Möbelstücken in einem Raum, von Pflanzen in einem Garten, von Steinen auf einer Geröllhalde aufgehoben wird, wenn die Einzelteile aus dem Ensemble, aus ihrem Zusammensein, aus ihrer Anordnung

herausgenommen und an einen anderen Ort getragen werden. Ebenso, wie der Tod zwei Menschen örtlich und zeitlich auseinander tut, nicht mehr beieinander sein lässt.

Wird die Beziehung durch ein objektiv feststellbares Auseinandertun zerstört?

Der Begriff ‚Zerstörung‘ ist pejorativ konnotiert. Ein objektives Auseinandersein oder Auseinandertun hingegen nicht. Das objektive Auseinandersein ist nur von eingeschränktem Belang für das subjektive Fortbestehen der Beziehung. Aus den Augen aus dem Sinn ist keine stringent nachweisbare Ursache-Wirkungs-Konstellation.

Auf der menschlichen Ebene liegt das Wesentliche einer Beziehung gerade im persönlich gefärbten, im emotionalen Bereich. Auch dann, wenn es zunächst des Anstoßes durch das objektive Zusammentreffen in der Außenwelt bedurfte. Das Menschsein entsteht immer erst aus dem, was einzelne aus äußeren Einflüssen machen. Zwei sind nicht eins. Wo Dualität ist, findet sich auch Singularität oder Individualität.

Zu dem Klassenfoto habe ich genauso wie zu den Geschehnissen, aus denen heraus das Foto entstanden ist, eine subjektive Beziehung. Sie dauert bis heute an. Genauso habe ich bis heute eine subjektive Beziehung zu jedem einzelnen Beteiligten. Der Sachverhalt hat in mir Werte begründet. Das Verhalten jedes Einzelnen hat in mir einen Wert hinterlassen. Durch Aneignung oder Abgrenzung. Ich habe eine Beziehung zu den Einzelnen und zum Ganzen aufgebaut. Allenfalls habe ich manche Einzelheit vergessen.

Hat meine subjektive Beziehung je ein Ende gefunden? Ich glaube nicht. Auch im Falle der Verleugnung oder des Vergessens wird sie jedenfalls im Unterbewusstsein immer weiter bestehen. Bei

bestimmten äußeren Ereignissen kann sie und wird sie unausweichlich reaktiviert werden.

Wie es zu solcher Reaktivierung immer wieder kommt?

Manches Mal überfällt mich meine Erinnerung an Orten, wo ich gar nicht mit ihr rechne. In unvorhersehbarer Lebhaftigkeit. Bewege ich mich an einem Ort, den ich schon einmal alleine oder mit anderen Menschen besucht habe, so tauchen unwillkürlich Bilder dieser Ereignisse vor meinem inneren Auge auf. Diese Bilder sind sogar geeignet, meine Stimmung zu beeinflussen. Ich mag dann kleine Geschichten daraus machen. Die kleinen Geschichten sind es, die sogar eine traurige Stimmung wieder in eine freudige verwandeln. Denn mein beziehungsreiches Schöpfertum stimmt mich froh.

Das Verhältnis von Übersetzern zum Urtext ist ein objektives und ein subjektives. Das Verhältnis von Autoren zu ihren Wortschöpfungen ist ein objektives und ein subjektives. Das Gesetz schützt auf der Ebene der Persönlichkeitsrechte die subjektive Beziehung von Urhebern zu ihren eigenen Werken gegen Entstellung und Missbrauch. Die subjektive Beziehung ist in der Veröffentlichung zugleich eine objektive.

Meine Beziehung zu meiner Umwelt aus Himmel und Erde, Licht und Schatten, zu anderen Menschen, zu Tieren und Pflanzen, zu meiner Wohnung, zu meinem Eigentum ist objektiv und subjektiv. Auch meine Beziehungen zu meinem Inneren, zu meinen Emotionen, zu meinen Gedanken, zu meinen Phantasien und Träumen, zu meinen Wünschen sind stets objektiv und subjektiv. Aber der Teil aus einfach allem, was mich als Mensch beschäftigt, der Teil, der wahrhaft meine Persönlichkeit, mein Personsein, meine Würde ausmacht, ist und bleibt stets der subjektive Teil. Da liegt meine individuelle Besonderheit, meine Nichtaustauschbarkeit,

meine Unverwechselbarkeit, meine Verträglichkeit oder Unverträglichkeit.

Der Dualität ist nicht zu entinnen. Es sei denn durch absolute Gleichgültigkeit. Jedes Lebewesen und jedes Ding wirkt auf mich und ich wirke auf dieses. Und schon entsteht eine Beziehung.

Meine Beziehungen als die eines Lebewesens werden von meinem Willen als dem eines Einzelnen getragen. Mein Wille drückt sich aus in meinem Gefühl. Mein Wille und mein Gefühl folgen meinen Wünschen. Mein Wille und mein Gefühl geschehen. Ich kann meinen Willen und mein Gefühl allenfalls durch Vorbereitung lenken. Habe ich mich mit einem Thema gründlich befasst und daraus positive Erlebnisse geschöpft, habe ich ein gutes Gefühl, wenn ich dem Thema wieder begegne. Nicht ohne Grund heißt es, des Menschen Wille ist sein Himmelreich.

Ich weiß auch um das seltsame Phänomen der Beziehungslosigkeit. Auf objektiver Ebene ist sie schlechterdings nicht denkbar. Doch auf subjektiver. Einsamkeit und Isolation, Depression, Zustände der Deprivation, haben auch in mir schon Beziehungslosigkeit ausgelöst. Mir sind Bilder so vieler rumänischer Kinder unvergesslich, dieser Kinder, die tagein tagaus in ihren Bettchen liegen oder sitzen mussten, die kaum eine Ansprache und keine Anregung kennen gelernt hatten. Ihre Intelligenz war nie auf den Wachstumsweg gebracht worden. Beziehungen auf subjektiver Ebene hatten sie kaum je begründen können.

Dass Psychologen sich weniger mit dem Begriff der Beziehung als mit dem der Bindung befassen, hat gewiss einen Grund darin, dass das Denken von Psychologen weniger auf ein Erkennen von Beziehungen als von Bedürfnissen gerichtet ist. Die Bindung ist zwar eine Bezeichnung für eine enge emotionale Beziehung vor allem zwischen Menschen. Sie nimmt Bezug auf das Bedürfnis des

Menschen, eine von Gefühlen geprägte Beziehung zu Mitmenschen aufzubauen. Im Alltag des Psychologen geht es aber weniger um Beziehungen als um Bindungsverhalten, also einer Verhaltensweise, die wie ein Lächeln, ein Schreien, ein Krabbeln zur Mutter oder Suchen der Bezugsperson beobachtet werden kann. Da geht es darum, inwieweit die Nähe zu einer Bindungsperson oder ein körperlicher Kontakt Bindungsverhalten beendet. Oder es geht bei Erwachsenen um deren Bindungseinstellung. Es geht darum, ob die Bindungseinstellung distanziert und beziehungsabweisend ist, weil die Bedeutung eigener Erfahrungen mit den Eltern und deren Folgen für die Färbung der jetzigen Affekte geleugnet wird. Es geht darum, ob ein Einzelner der eigenen Stärke größere Verlässlichkeit zugeschrieben wird und deshalb in besonderer Weise nach Unabhängigkeit gestrebt wird. Oder es geht darum, ob eine Bindungseinstellung präokkupert beziehungsweise verstrickt ist, weil der Erwachsene seine Probleme und Schwierigkeiten innerhalb der Beziehung zur eigenen Bezugsperson nicht verarbeiten konnte, sie überbewertet und ständig zwischen Gefühlen wie Wut und Idealisierung hin und her pendelt, so dass er letztlich noch in einer Abhängigkeitsbeziehung zu den eigenen Bindungspersonen steht und sich nach deren Zuwendung und Wiedergutmachung sehnt.

Wenn ich in einem Essay¹⁴² über Asta Nielsen¹⁴³ lese, dass eine Pfarrersfrau ihren bürgerlichen Lebensweg verlässt, um einem Zirkusreiter zu folgen, an den sie nichts bindet – außer erotische Anziehung –, dann erfahre ich hieraus etwas über die Beziehungslosigkeit einer Leidenschaftlichkeit, die auf der Suche ist, die noch kein Wissen darüber hat, woran sie sich beziehungsreich binden kann.

Dass die Psychologie darüber hinaus mit Begriffen wie einer Ableitbarkeitsbeziehung zwischen der Erregung bestimmter Nerven und einer Bewegung und auch einer Kausalitätsbeziehung im

naturwissenschaftlichen Sinne arbeitet¹⁴⁴, kann ich an dieser Stelle vernachlässigen.

Tierliebe und Esoterik

Wer den Herzschlag der Mutter Erde hört, weiß, dass Menschen, Naturreiche und Lichtreiche einst miteinander verbunden waren und bis heute an manchen Orten auch noch sind. So beginnt eine Einführung in die Welt des Unsichtbaren, die mir eine esoterisch interessierte Bekannte in die Hand gedrückt hat. Es ist die Berufung auf das natürliche religiöse Gefühl, in dem sich ein Mensch all-eins weiß mit der Natur.

Irgendwie stand die Hirtin allein schon durch die Lage ihres Hauses in unmittelbarem Kontakt mit den Naturreichen. Alke hüteten ihre Wassertümpel. Alraune, diese kleinen magischen Wurzelweibchen, saßen zu Füßen ihrer Bäume und hüteten die weiblichen Mysterien. Buschweiblein hegten ihre Büsche, Pflanzen und Bäume. Sie musste ständig auf die Wind- und Sturmgeister hören. Bei unserem Gang über das Grundstück vermisste ich Elfen, die die Natur mit ihren schöpferischen Lichtkräften beleben und den Respekt vor der Natur vermitteln. Doch es mag die falsche Zeit gewesen sein. Und ich machte keinen Mehltest, um sie zu entdecken.

Auf dem Anwesen der Hirtin gab es genug andere Wesen. Elementargeister in Hülle und Fülle bewohnten die Erde, den Tümpel, die Luft und die am Tag mitunter sonnendurchtränkte Wiese. Um frische Luft zu schnappen brauchten wir nur wenige Schritte zu tun. Schon gab es Gelegenheit, uns über Wurzelwichte und Dämmerelben zu unterhalten. Zweifellos gab es auch Undinen, kleine, nicht eine so mächtige wie bei de la Motte Fouqué¹⁴⁵. Wir ergötzten uns aber an der Vorstellung, dass zumindest eine kleine Undine gelegentlich im Tümpel erschien. Und in diesem Moment

tauchten wir mitten in die Romantik ein und erzählten um die Wette von Liebesgeschichten zwischen einem Naturgeist, sei es einer Nymphe, einer Elfe oder Undine und einem Menschen, die tragisch endeten, weil die Traumfrau letztlich unerreichbar blieb. Ich erinnerte mich an eine meiner Katzen, der ich den Namen Rusalka gegeben hatte. Sie hatte mich ausgesucht, hatte lebenslang um meine Liebe gebuhlt und war doch nie in die Position gekommen, die sie sich gewünscht hatte. Und nun sprachen wir ausgerechnet darüber, dass ein Naturgeist, der wie ein Wechselbalg unterschiedliche Gestalten annehmen kann, die Liebe eines Menschen sucht, um eine Seele zu erlangen, die er selbst nicht hat!

Die Astrologie und die Wahrsagerei brachten uns - Gewissensbisse waren uns fremd - in eine subversive Nähe zu der Zauberei, wie sie den verfolgten Hexen angedichtet worden ist. So eng wie manche Kirchengläubigen sahen wir das nicht, wenn wir in Leviticus 19, 26 lasen, ihr sollt nicht Wahrsagerei noch Zauberei treiben. Die Bibel misst da ja auch im Alten Testament mit zweierlei Maß. Saul hat sich Rat bei der Hexe von Endor¹⁴⁶ geholt. So, wie sich die englische Regierung bis heute von Astrologen wahrsagen lässt. Und die Weisen aus dem Morgenland, die dem Jesuskind huldigten, waren mit sämtlichen magischen Praktiken ihrer Zeit bestens vertraut. So, wie die Kabbalisten und später noch so viele Mönche in manchem katholischen Kloster. Der männlichen Welt drohte ja nur Gefahr, wenn Frauen über das gleiche Weisheitswissen verfügten.

Alle drei interessierten wir uns für die Deutung der Sternensände. Wir legten gerne Tarot und beschäftigten uns mit der darin enthaltenen Symbolik.

Alle drei liebten wir Tiere. Wenn es um Tiere ging, war die Hirtin die Empathie selbst. Das schöne Potential mochte sie aber nur selten in gleicher Weise Menschen zugute kommen lassen.

Wenn wir drei am Kamin allzu unterschiedlicher Meinung waren, wendeten wir unseren Blick nicht nur der Esoterik, sondern stets auch den Tieren zu. Über das Verhalten der Tiere konnten wir uns jederzeit konfliktfrei austauschen. An ihnen zu beobachten, was es auch unter Menschen gibt, war unverfänglich.

Aber schon darüber zu sprechen, dass Menschen, die Katzen als Haustiere bevorzugen, anders geartet sind und sein müssen, als Menschen, die Hunde als Haustiere bevorzugen, war nicht so einfach. Jede von uns möchte doch am liebsten kein Befehlshaber sein, wie dies für die Haltung von Hunden erforderlich ist. Jede von uns möchte doch viel lieber ein freiheitsliebendes friedliches und zärtliches Wesen haben, wie Katzen es von ihren Haltern fordern.

Leichter fiel es da schon über Herdentiere zu plaudern. Herdentiere wie Schafe. Und dennoch kam es angesichts der so weit reichenden Symbolik des Schafes auch da leicht zu Verstimmungen.

Schafe tun schließlich stets, was der Leithammel oder die Hunde vorgeben. Der Totalitarismus ist quasi in jeder Herde eingebaut. Die sagemumwobene, längst widerlegte selbstmörderische Dummheit der Lemminge macht angeblich ihre charakterliche Eigenart aus. Auch wenn mancher Hütewettbewerb immer wieder die Schwierigkeiten mit Ausreißern zum Vorschein bringt. Die moderne Verhaltensforschung hat sich erst vor kurzem endlich auch des Schafes angenommen. Kaum erforscht gilt es immer noch als geheimnisvolles Wesen.

Es ist der Gemütszustand der wolligen Wiederkäuer, der neuerdings interessiert.

Angeregt durch einen Zeitungsartikel habe ich in meinem Bekanntenkreis herum gefragt, ob irgendjemand weiß, wann eigentlich ein Schaf blökt. Keine Antwort. Keine Idee. Obwohl doch

für jeden erkennbar ist, dass vor allem Mutterschaf und Lamm in steter Kommunikation stehen. Wie kann ein Tier nur jahrhundertlang so wenig Aufmerksamkeit hervorgerufen haben? Und das, obgleich jahrtausendlang Priester an ihnen ihre Macht über Leben und Tod demonstrierten und obgleich es, selbst unschuldig, in Gestalt des Opferlammes jahrtausendlang getötet wurde, um Schuld zu sühnen, Ahnen zu nähren oder Götter günstig zu stimmen. Bis Jesajas Wunsch¹⁴⁷ Gehör findet, diejenigen, die Menschenopfer bringen und Schafe und Hunde opfern, ins Unglück zu stürzen und alles über sie zu bringen, wovor sie zittern, braucht es scheinbar immer noch einige Zeit.

Ob die Schafe, die im Tunnel bei Fulda einen Zug zum Entgleisen gebracht haben, hiergegen zur Rebellion aufgestanden sind? Endlich wird ihnen öffentliche Aufmerksamkeit zuteil. Es wird doch Zeit, dass sich der Mensch auch einmal um die idealen Haltungsbedingungen für Schafe kümmert und klärt, wann ein Schaf glücklich ist und wann es sich unwohl fühlt.

Das Jahr 2008 hat ja erstaunliche Ergebnisse hervorgebracht. Für ein Stück Weißbrot geht ein Schaf meilenweit, hieß es kürzlich in der Neuen Züricher Zeitung. Ein glückliches Tier atmet ruhiger. Es hat einen ruhigeren Herzschlag. Es lässt die Ohren entspannt hängen. Ein enttäuschtes Tier dagegen bewegt die Ohren aufgeregt. Aber da stand auch: Ein Schaf ist nicht gerne allein! Es gedeiht nicht gut, wenn man es allein hält. Einzeln an die frische Luft geschickt zu werden, ist ein Gräuel für ein Gruppentier. Weitere Ergebnisse bleiben abzuwarten. Nach Fulda scheint's, verstehen Schafe die Gesten selbst von Hirten besser als mancher Hirte die Gesten von Schafen.

Wie ein Kinderspiel zu handhaben war dagegen die Vogelwelt. Die Hirtin hatte den geflügelten Geschöpfen vor ihrer Haustür ein großes Brett mit einem Futterhäuschen eingerichtet. Jeden Tag streute sie

Körner aus. Und die kleinen Mätzchen taten, was ihnen aufgegeben ward. Sie mussten dazu nicht ausdrücklich gebeten werden. Sie flogen an, sie flogen ab. Mal in grünem, mal in grauem, mal in blaugelbem Fräckchen. Aus dem Fenster hinausschauend konnten wir sie beobachten. Da gab es nicht viel zu reden. Sie sprachen für sich. Nicht ohne Grund sind sie in der Welt der Märchen die Träger der Seelen, die sich um keinen Preis gefangen halten lassen mögen.

Eine Ewigkeit

Ich kehre zu meinem Ausgang zurück, zu Marias Anliegen, zu der E-Mail, zu der sie meine Meinung hören wollte.

Die E-Mail. Sie begann scheinbar ganz harmlos. Die Betonung liegt auf scheinbar. Tatsächlich war der Introitus, der Prozessionspsalm, der das Innenleben von Maria in Wallung bringen sollte, bereits von verheerender Wirkung. Es war die lähmende Giftspritze, die eine Schlange ihrem Opfer versetzt, bevor sie dazu übergeht, den bereiteten Braten zu verschlingen.

„Nach langer Zeit, es kommt mir schon wie eine Ewigkeit vor, nun mal wieder eine Mail aus dem Baumhaus“. So setzte die Hirtin nach der Anrede fort.

Ein objektiver Sachbezug auf die Länge der vergangenen Zeit. Subjektiv als Ewigkeit bewertet. Welch' ein Paradoxon!

Ich frage nach der Bedeutung von Zeit und der Bedeutung von Ewigkeit.

Zeit und Ewigkeit schließen sich sachlich aus. Zeit fühlt sich in mir anders an als Ewigkeit. Ewigkeit ist außer der Zeit, ist zeitlos, berührt den Bereich der Unwirklichkeit. Ewigkeit ist ohne Anfang

und Ende. Die Ewigkeit ist die Daseinsform Gottes, des Ewigen, der Ewigen. Die Zeit ist die Daseinsform der Geschöpfe, die Begrenzung ihres endlichen Seins. In der Ewigkeit gibt es keine Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Alle Zeitqualitäten sind ausgelöscht. Die Ewigkeit ist vollkommen. Sie ist nicht einmal unendlich. Darin läge eine Zeitqualität. Auch die lange Zeit ist kein Stück der Ewigkeit. Es gibt darüber hinaus keinen Übergang aus der zeitlichen Daseinsform zur ewigen Daseinsform. Allenfalls ein Nebeneinander.

Ich entdecke in unserer Kultur eine unüberwindliche Differenz zwischen der Ewigkeit Gottes und menschlicher Leiblichkeit. Das jüdische Bilderverbot knüpft daran an, übt die Differenz immer wieder ein. Meister Eckhart wusste noch, dass Gott keine Zeit hat und nur die Schöpfung zeitlich ist. Der Vorwurf der Häresie, der ihn an seinem Lebensende durch das Papsttum mit seinen Kardinälen traf, griff diesen Lehrsatz nie an. Es war nicht das Christentum, das ein Vergessen der Differenz zwischen Ewigkeit und Zeit im Volksmund herbeiführte.

Was fällt mir zum Volksmund in dieser Hinsicht ein?

Da wird die Ewigkeit trotz aller Sophisterei umgangssprachlich eingesetzt. Als Synonym für eine endlos lange Zeit, eine Zeit, in der Zeit und Ort in Vergessenheit geraten sind. Und, als eine gewollte Übertreibung. Mit einem pejorativen Element. Das dauert ja ewig, mag mancher anlässlich der Langsamkeit eines Handwerkers schon gestöhnt haben. Eine gewisse Verwandtschaft sehe ich da zur ewigen Anleihe der Rechtssprache. Auf sie sind bloß Zinsen zu zahlen. Die Tilgung ist auf sehr lange Zeit zurück- oder gar freigestellt.

Ich unterstelle, dass jede, die stöhnt, weiß, dass es sich bei der Ewigkeit im Zeitlichen um eine Verballhornung handelt, eine Wendung, die nicht recht ernst zu nehmen ist. Die Ewigkeit in der Verballhornung ist der nicht gewünschte Verlust von Zeit.

Das aber, was eine Ewigkeit her ist, ist im Denken und Fühlen nicht mehr präsent, gehört einer unwiderruflichen Vergangenheit an, ist außer der gefühlten Zeit, ist zwischen zwei Menschen unter Umständen eine Ungeheuerlichkeit.

Das ewige Licht erinnert mich an die immerwährende Gegenwart Jesu Christi. Dieses Licht ist gleich einem Knoten im Taschentuch. Es ist nötig, weil die Gegenwart Christi keine physische, keine zeitliche ist, ansonsten nicht mehr fühlbar ist. Die Gegenwart muss durch ein Konstrukt visualisiert werden.

Die Ewigkeit außer der Zeit ist ohne Musik. Musik arbeitet mit der Zeit. Darauf hat mich erst kürzlich noch eine Freundin aufmerksam gemacht. Wie sollte Musik außer der Zeit sein können? Sie braucht Zählzeiten, einen Anfang und ein Ende. Darüber hinweg hilft auch nicht, dass der ewige Gott zugleich Ursprung aller Zeit ist. Es bleibt die Trennung durch das Anderssein von Ewigkeit und Zeit.

Ich will den umgangssprachlichen Gebrauch, den ich der Hirtin attestieren mag, in emotionalen Facetten betrachten.

Da attestierte die Hirtin nun einem anderen Menschen, einer Menschin, Maria, beziehungsweise dem zurückliegenden Beziehungsgeschehen, dass diese/s aus jeglicher, aus ihrer rechten Wahrnehmung gefallen ist, dass diesem/r die Merkmale durchschnittlicher Diesseitigkeit fehlen. Die Ewigkeit ist eben unausweichlich außer der Zeit, außer jeder Zeitrechnung, außerhalb jeden Zeitmaßes, unwirklich, ohne Gegenwart, ohne Vergangenheit und ohne Zukunft.

Im Kontext des ‚mal wieder‘ gewinnt der Hinweis der Hirtin auf die Ewigkeit die Bedeutung des Wiederhervorholens aus der Kiste der Vergessenheit.

Welch' eine Verhöhnung, da die Schreiberin wusste, dass es gerade erst drei Wochen her waren, dass Maria auf ihrem Sofa Stunden damit verbracht hatte, ihre, der Hirtin Kinder- und Jugendfotos anzuschauen. Welch' ein Spott, da die Hirtin die Sehnsucht der Angeschriebenen unschwer hatte erahnen können.

Für diesen Eingangssatz hatte die Hirtin also drei Wochen gebraucht, bis er ihr gefiel?

Wie der Umgang mit Sprache doch zur Erkenntnis zwingt, wie viel Achtung eine Rednerin oder Schreiberin der Zuhörerin oder Leserin entgegen bringt! Wie leicht allein schon der Klang von manchem Sprachgebrauch von einer Empfängerin als harte Missachtung ihres Personseins empfunden werden kann oder gar muss!

Ich konnte es mitempfinden, was in Maria vorgegangen mag, als sie die ersten Zeilen las. Die Hirtin hatte sie mit ihrer Rede von der Ewigkeit zu einer Nebensächlichkeit, einer beiläufigen Erscheinung in ihrem Leben erklärt. Außer der Zeit war sie innerhalb von drei Wochen zu einer Person geworden, die keiner persönlichen Anrede mehr wert war.

Das Gebaren mochte ja angehen, soweit alte Schulkameradinnen betroffen sind, die über Jahrzehnte nur losen Kontakt gepflegt hatten. Es mochte auch unter alten Freunden angehen, die sich auf andere Weise ihrer Wichtigkeit zu versichern wissen.

In ihrem Kontakt zur Hirtin, der bis zu deren einseitigem Rückzug von täglicher Erinnerung aneinander geprägt war, konnte Maria den Satz aber kaum anders als eine schmerzliche Beleidigung, ja Demütigung zu empfinden. Die Hirtin hätte genauso gut fragen können: War da was?

Im Kanon der Todesarten musste Maria den Satz der Hirtin wie einen Anfang der Ausführung ihrer bevorstehenden Ermordung fühlen. Und tatsächlich tat sie das auch. Gleich dem Schaf, das dem Metzger überantwortet werden soll. Gleich dem Schaf, das sieht, wie es zur Schlachtbank geführt wird. Gleich dem Schaf, das erlebt, wie es an einem Bein in die Luft gezogen wird. Es brauchte ihr nichts erklärt zu werden. Das Tier weiß genau, was ihm widerfahren wird. In die Eingeweide getroffen, waidwund geschossen beginnt es zu laufen. So es kann. Kopflös. Mit rasenden Neuronen. Im Gehirn. Ratio bricht sich schwer nur wieder ihre Bahn.

Doch was dann? Ich lese weiter. In der E-Mal. Und versetze mich in das weitere Geschehen. Die genauen Worte schwinden vor meinen Augen. Ein Bild taucht auf. Ich texte um.

Es schreit die Jägerin. Wider Erwarten: Halt! Hilf mir! Es geht mir schlecht.

Empathie ist nun gefragt? Doch in welcher Richtung?

Das waidwunde Tier, es erinnert sich. Es wendet seinen Kopf, blickt zur Jägerin zurück. Doch, ach, die Jägerin hat darauf nur gewartet. Leichter ist es ihr so. Den nächsten Pfeil abzusetzen.

Das zitternde Wild zeigt seine Flanke, die schwache. Die Jägerin spricht, ich habe über uns beide nachgedacht. Das Tier schwankt. Das war so schlimm? Ich – Du – Du – Ich – Wir. Das geschwächte Tier hört: Du oder Ich. Ich oder Du. Es weiß Bescheid. Sein Los ist besiegelt. Es ist ausgemacht. Und schon trifft der nächste Schuss. Das ist dein Ende, versteht das Tier.

Die Jägerin lässt nicht locker. Sie hat noch mehr auf Lager. Du liebes Tier, was bist Du schön, nur leider kann es mit uns nicht geh'n.

Das angeschlagene Wild lechzt nach Linderung seines Schmerzes. Was nimmt die Jägerin doch alles auf sich. Sie will bloß ihr Ich. Retten. Hin und her gerissen zwischen Ich und/oder Du, fällt das Wild herein. Kurz. Auf die Schmeichelei.

Doch sein Trieb der Selbsterhaltung ist noch nicht erloschen. Es streckt sich. Es mobilisiert alle Energie, die noch in ihm steckt. So einfach mach' ich es dir nicht. Willst Du schon Ich oder Du, dann will ich, dein Du, die Stärkere sein.

Hiernach benötige ich selbst eine kleine Besinnungspause.

Schatten der Nacht oder das Ende vor dem Anfang

Unter Täuschung eines Gegenübers Vertrauen zu erzeugen, zähle ich nach mancher kritischer Erkenntnis und Selbsterkenntnis zum Kanon besonders hinterlistiger Umgangsformen. Eine solche Täuschung sehe ich auch dort, wo ein anderer nur zum Schein in Fragen ganz persönlicher Angelegenheiten wie der persönlichen Befindlichkeit und des persönlichen Wohlergehens einbezogen wird. Gezielt und erfolgreich eingesetzt, setzt das den Gestalter in einen Vorteil.

Die weiße Fahne, das rote Kreuz oder der blau-weiße Schild als Falle. Das geht zu weit.

Nach den Regeln des humanitären Völkerrechts ist solche Perfidie als Mittel der Kriegsführung verboten, wo sie nur dem Ziel dient, einen Gegner zu töten, zu verwunden oder gefangen zu nehmen. Im bewaffneten Konflikt handelt es sich bei einer solchen Strategie um ein klassisches Kriegsverbrechen. Die Strategie hat das Ziel, das Vertrauen des Gegners in die Hilfsbedürftigkeit des anderen zu missbrauchen. Das Vertrauen darauf, nicht angegriffen zu werden,

wo nach den Regeln des humanitären Völkerrechts eine Verpflichtung besteht, Schutz zu gewähren.

Ich denke an Berichte, nach denen ein Arzt in einem Krisengebiet zu einer angeblich hilfsbedürftigen Person gerufen wurde, dann aber ergriffen und entführt wurde. Ich erinnere mich an etliche Autounfälle, die gestellt waren, einzig dazu inszeniert, zu Hilfe eilende Passanten auszurauben. Die archaischen Methoden des Raubrittertums haben alle Zeiten überlebt.

Im Alltag nenne ich die Regeln des humanitären Völkerrechts Nächstenliebe. Die zu schenken ist oft auch das traurigste Geschöpf bereit.

Die Hirtin ließ ihrem Introitus einen Bericht über ihr immer noch andauerndes schlechtes Befinden folgen. Ein Hinterhalt? Eine Perfidie? Ich verstand. Maria musste angesichts der verletzenden Einleitung hin und her gerissen sein. Sie war es auch.

Der Bericht forderte Anteilnahme. Anteilnahme, die nie beansprucht werden kann. Die selbstverständliche Anteilnahme naher Verbindungen. Diejenige Anteilnahme, die oft nur die Illusion aufbaut, der andere sehe im Gegenüber eine Respektsperson, eine Person von Wichtigkeit für das eigene Leben, eine Person, deren Beistand er braucht.

Der kleinste Sonnenschein, der tief weht in jedes Herz hinein? Um die eigene Ausbeutung erfährt das so vereinnahmte Gegenüber regelmäßig erst später.

Aus der Vielfalt der Todesarten, die der Hirtin vertraut sind, hatte sie eine besonders quälerische Methode gewählt, eine Methode, bei der das Opfer kein Bekenntnis hört, bei der es hingehalten wird, bei der

es angehalten wird, die Gründe für seinen anstehenden Tod zu phantasieren.

Paradoxa

Ein Paradoxon ist eine spezielle Form einer Meinung, sagt mir mein Wörterbuch. Im Paradoxon ist ein unerwarteter Widerspruch scheinbar oder tatsächlich unauflösbar.

Paradoxa können hoch vergnüglich sein. Wie war das mit den Logeleien von¹⁴⁸ oder für Zweistein? In meiner Jugend habe ich mit größtem Genuss um ihre Auflösung geknobelt. Kann ein Kreter je überzeugend behaupten, alle Kreter seien Lügner? Ist eine auf sich selbst bezogene, eine selbstbezügliche Aussage in ihrer Negation wahr oder falsch? Ist der Satz ‚Dieser Satz ist falsch‘ falsch oder wahr? Ist er wahr, wenn er falsch ist, oder ist er falsch, wenn er wahr ist?

Und wie steht es um das Phänomen der Ewigkeit? Ich kann sie nicht denken. Kein Mensch kann sie denken. Menschen können nicht außer Raum und Zeit denken.

Was meint das Kreuz? Was meint der Schleier? Sind die Begriffe nicht beide leere Signifikanten, solange ein Mensch nicht um ihre spezifische Bedeutung in einem bestimmten Kontext weiß? Kann ein Mensch das Kreuz oder den Schleier denken?

Unauflösbare Paradoxa beschäftigen mich, seit ich meine Mutter kennen gelernt habe. Das Sandhaufenparadoxon genauso wie alle paradoxen Kommunikationsstrukturen.

Ein Sandhaufenparadoxon erklärt sich einigermaßen leicht für den, der keine Antwort auf die Frage hat, was ein Sandhaufen ist. Sind ein Sandhaufen 50, 100, 200 oder 3 Millionen Sandkörner?

Ich kann es nicht sagen.

Kann ein Sandkorn für sich alleine einen Sandhaufen bilden? Und was ist, wenn dem einen Sandkorn ein zweites Sandkorn hinzugefügt wird?

Ich kann es nicht sagen.

Und dennoch erscheint es mir wie vielleicht so ungefähr jedem anderen als paradox, ein einzelnes Sandkorn oder zwei Sandkörner bereits als einen Sandhaufen zu bezeichnen.

Schon einen Haufen kann ich nicht definieren. Die Schwierigkeit der Definition hält mich gebunden. Der Zweifel bindet mich. Wir können uns womöglich darauf einigen, dass ein Haufen stets eine ‚Menge‘ von Dingen ist. Diese Dinge liegen nebeneinander und/oder übereinander. Doch hierdurch sind wir so schlau wie je zuvor. Es gibt nämlich keine gültige Definition der ‚Menge‘. Jedenfalls hat mein Suchen in dieser Richtung zu keinem Ergebnis geführt. Mag sein, dass die eine oder der andere unter uns bei einer ‚Menge‘ an eine große Zahl oder eine Fülle von Dingen denkt. Aber was ist eine große Zahl? Wann liegt Fülle vor?

Selbst die Mathematik hilft da nicht weiter. Der Cantor'sche Mengenbegriff, mit dem mich mancher Lehrer trietzte, bestimmt die Menge sehr naiv. Sie ist nicht mehr als eine Zusammenfassung bestimmter unterscheidbarer Objekte aus unserer Anschauung oder aus unserem Denken. Zu einem Ganzen natürlich. Nun. Damit würde ein einzelnes Sandkorn keine Menge ausmachen. Anders ist das bei zwei Sandkörnern! Aber halt! Meine Lehrer sprachen doch auch von

leeren Mengen. Die definierten sie nicht als ein ‚Nichts‘. Die leere Menge war ihnen lediglich ein Behältnis, das nichts enthält.

Ist ein Sandhaufen also ein Behältnis, das nichts enthält? Dann gäbe es womöglich leere Sandhaufen, also Sandhaufen, die überhaupt kein einziges Sandkorn benötigen. Ich befürchte, da muss wieder mein mathematisch begabter und geschulter Neffe herhalten.

Aber er muss mich enttäuschen. Nach 6 Semestern des Studiums der Mathematik versteht er sich noch immer nur auf Intuition und wagt es sogar, mich auf die unbefriedigende angebliche Existenz eines natürlichen Verständnisses der ‚Menge‘ zu verweisen.

Ein Sandhaufen ist also nur nach meinem natürlichen Verständnis zu erkennen?

Es ist mir einfach, das Sandhaufenparadoxon zu ertragen. Es zieht mich mehr zur Analyse paradoxer Kommunikationsstrukturen. Was geschieht da eigentlich, wenn ein Mensch einem anderen erklärt, ich habe Dich gern, ihn aber gleichzeitig zurückweist, ihm kalt und emotionslos antwortet, schweigt, wo Rede gefragt ist, schlägt, wo eine Umarmung Not tut.

Ist ein solcher Mensch vertrauenswürdig? Lässt ein solcher Mensch Raum für die Entfaltung des anderen Seins? Oder zwingt ein solcher Mensch das Gegenüber zur Rationalisierung, zur gewaltsamen Unterdrückung der Außenreize? Oder gar zur Herrschaft, zur Machtausübung und Unterdrückung aller zur Liebe geneigten Menschlichkeit?

Selbstbehauptung

Sie habe ständig über sie beide nachgedacht, las ich jetzt weiter in den Zeilen der Hirtin an Maria, „über sie, über sich und wieder über beide“, und, sie sei zu dem Schluss gekommen, ihre gerade erst begonnene Beziehung beenden zu wollen.

Welche Beziehung meinte die Hirtin? Keine Zeile dazu. Hatte Maria nicht davon erzählt, dass die Hirtin keine Definition dessen hatte haben wollen, was sie miteinander hatten? Darüber, dass die Hirtin und sie eine „Beziehung“ miteinander begonnen hätten, hatte sie mir jedenfalls nicht erzählt.

Ich fragte Maria. Sie hatte keine Ahnung. Noch nie zuvor hatte ein Mensch gewagt, das, was Maria mit ihm oder ihr verband, ganz allgemein und ohne Nennung der Bezugspunkte mit dem Oberbegriff „Beziehung“ zu beschreiben. Selbstverständlich hatte Maria selbst immer angenommen, dass sie durch ihre Beziehungen mit einem oder überhaupt mit anderen Menschen verbunden war, verbunden ist oder verbunden sein wird. Doch dabei handelte es sich nie um ‚eine‘ Beziehung, sondern um ein Konglomerat von Beziehungen. Maria hatte Freunde und Freundinnen. Sie hatte Bekannte. Sie hatte Lehrer und Lehrerinnen und Schüler und Schülerinnen. Sie hatte Kollegen und Kolleginnen. Sie hatte Lebensgefährten und Lebensgefährtinnen. Sie hatte Geliebte und Liebste. Auch war da schon einmal die eine oder andere Affäre gewesen. Aber „eine“ Beziehung oder eine gerade erst begonnene Beziehung? Zu allen Menschen, die in ihrem Leben aufgetaucht waren und in ihrem Leben weiter existierten, hatte Maria verschiedene Beziehungen, mit verschiedenen Elementen, mit verschiedenen Zielen. Mal teilte sie Erlebnisse mit ihnen, mal ihre Liebe für eine bestimmte Musik, eine bestimmte Kunstrichtung oder einen bestimmten Glauben. Mal hatte eine bestimmte Person durch eine hervorgehobene oder eine nebensächliche Bemerkung

nachhaltigen Eindruck auf sie und weit reichende Wirkung in ihrem Leben entfaltet.

„Eine gerade erst begonnene Beziehung“. Das war wie ein Event, das die Hirtin mal gerade für sich inszeniert hatte. Mit der Realität des Lebens hatte dieses Event herzlich wenig zu tun. Ich sah, dass da eine leere Menge wie ein bedrohliches Ungeheuer über Maria saß.

Ich las weiter.

Die Hirtin verlor kein Wort dazu, wie, in welcher Form und mit welchen Inhalten sie über sie beide nachgedacht hatte. Die Menge war und blieb leer. Und doch handelte es sich bei der gerade erst begonnenen Beziehung offenbar um ein ‚Etwas‘ mit Wirkung.

Eine gerade erst begonnene Beziehung!

War das die Definition, die die beiden auf den ausdrücklichen Wunsch der Hirtin hin hatten unterlassen sollen? Gab die Hirtin hiermit bekannt, dass fortan selbst ihren eigenen Wünschen nicht mehr zu trauen war? Dass Absprachen mit ihr keinerlei Wert mehr haben würden?

Dem Satz folgten Ausführungen, die die Mitteilung des Beziehungsendes in den Augen Marias zu blankem Spott, Hohn und Zynismus gegenüber jeglicher Lebendigkeit und gegenüber jedem Realitätssinn werden lassen mussten. Alles, was die beiden miteinander erlebt, gesprochen, angesehen, angehört und getan hatten, schien die Hirtin in die völlige Bedeutungslosigkeit abzuschieben.

„Überhaupt eine Beziehung zu haben, ist mir zu eng, zu nah, zu viel, ich fühle mich unfrei und kann und will das einfach nicht mehr. Ich finde es einerseits schön und andererseits engt es mich ein, es

verpflichtet mich und stresst mich, es ruft Atemnot und Fluchtimpulse hervor.“

Was das nicht ein Schlag?

Mit wenigen Worten brachte die Hirtin alle Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, die mit Maria war und hätte sein können, zu Fall. Das war Flucht pur! Das war das Gegenprogramm zu dem Thema, mit dem Maria sich seit geraumer Zeit beschäftigt hatte, dass nämlich Freiheit entgegen der Vorstellung der Hirtin gerade daran gebunden ist, jede nur mögliche Beziehung zur Welt zu suchen¹⁴⁹.

Was konnte die Hirtin mit dem Begriff der Beziehung meinen?

Ich fasste meine Erinnerungen an die Erzählungen von Maria zusammen. Die beiden hatten sich, wenn es hoch kam, zweimal im Monat rund um eine Nacht zu Spaziergängen, Gesprächen und gemeinsamem Kochen getroffen. Dazwischen gab es gelegentliche Telefonate und ab und an ein paar Grüße per Mail. Verbrachte nicht jede von uns mit etlichen Menschen in seinem privaten und beruflichen Umfeld weit mehr gemeinsame Zeit im Monat?

Sie müssen mich fragen und nicht sich, wenn Sie mich verstehen wollen, soll Johann Georg Hamann¹⁵⁰ einmal zu Immanuel Kant gesagt haben. In Maria freilich hatten bereits nach der ersten Lektüre dieses Satzes Enttäuschung und Zorn so viel Eigenleben zu entfalten begonnen, dass es ihr völlig unmöglich war, diese Weisheit zu erinnern und ihre Emotionen zu zügeln.

Ich konnte sie gut verstehen. Die Worte der Hirtin waren die Aufkündigung von allem, was bisher zwischen der Hirtin und Maria, aber auch zwischen mir und der Hirtin entstanden war, und worauf wir in irgendeiner Weise eine Zukunft hätten aufbauen können.

Nun gut, manche bevorzugt vielleicht das Leben als Nonne oder gar Eremitin. Aber da steht dann ja allenfalls die Häufigkeit des Kontaktes und nicht eine entstandene Beziehung zur Debatte. Auch Nonnen und Eremitinnen haben zu Eltern, Geschwistern, Freunden und Bekannten Beziehungen, auch wenn sie sich oft wochen- oder monatelang in die Einöde zurückziehen. Bergsteiger leben sogar von dem Wissen um die, zu denen sie um ihrer gemeinsamen Beziehungen willen zurückkehren wollen.

Wer war Maria für die Hirtin in den zurückliegenden Wochen gewesen? War Maria im Duktus eines Lévinas¹⁵¹ überhaupt eine Andere gewesen? Oder war sie bloß eine austauschbare Massenware, womöglich eine leere Menge gewesen, bei der die Hirtin keinen Kontakt zu einem Gegenüber hatte aufnehmen müssen? Oder war die Hirtin eine Autistin, die keinen Kontakt aufnehmen konnte?

Es war das ‚Überhaupt‘, das Maria entsetzen musste und entsetzte. Was hatten die beiden miteinander gehabt? Keine Vergangenheit, keine Gegenwart, keine Zukunft? Hatten sie einander nicht zugehört? Hatten sie einander nicht gefühlt? War das, was sie miteinander gehabt hatten, nichts gewesen? War da keinerlei Form des Aufeinanderbezogenseins gewesen? War Maria für die Hirtin weniger als ein Objekt, zu dem jeder Mensch, der es berührt, bereits eine Beziehung entwickelt? War da keinerlei nachhaltige personale Wirkung gewesen?

Mit wem hatten ich und Maria da bloß unsere Zeit verbracht? Mit einem Eisblock ohne jegliche Empathie, ohne jegliche Gefühlbarkeit? Unser Eindruck war ein so anderer gewesen. Am Kamin war die Hirtin, selbst sehr verletzlich, trotz einer gewissen Kühle und Trockenheit und ihrer gelegentlich aufscheinenden kämpferischen Einstellungen durchaus behutsam und umsichtig gegenüber ihren Gästen aufgetreten.

Ich fühlte Marias Scham darüber, dass sie ihre Gefühle auf eine Frau gerichtet hatte, die so wenig wertschätzend mit ihr umging.

Warum hatte die Hirtin über Maria und sich und sich und Maria nachdenken müssen, wenn ihr ‚überhaupt‘ eine Beziehung zu haben zu eng, zu nah, zu viel war und ist? Belegte nicht der Umstand, dass die Hirtin Maria ihre bahnbrechende Mitteilung per E-Mail hatte zukommen lassen, derartig viel Angst oder Furcht, dass ihr früheres Postulat, die moderne Frau kommuniziere nur noch elektronisch, vorgeschoben erschien, zumal angesichts ihrer gelegentlich auch schon erfahrenen Ruppigkeit und Härte? Oder lag da ein völlig verkehrtes Verständnis von Einfühlung vor, in dem die Hirtin glaubte, Maria durch einen Keulenschlag per E-Mail umsichtiger mit ihrer Entscheidung konfrontieren zu können als in einem persönlichen Gespräch mit schrittweiser und erläuternder Annäherung an die aus ihrer Sicht unvermeidlich herbeizuführende Gestaltung ihres eigenen Lebens? War es ihr unmöglich, die Einsichts- und Vernunftfähigkeit der anderen zu achten?

Angst kenne ich als das Gegenteil der Liebe zu einem anderen. Sie meldet sich, frei flottierend und unspezifisch in ihrer Bezogenheit, in Situationen, die ich als bedrohlich empfinde oder die Unlust in mir hervorrufen. Nicht immer hilft mir die große Weisheit von Christentum und Buddhismus. Ich bemühe mich darum das Leben und seine Umstände mit Respekt, Anerkennung und Staunen wertzuschätzen, Dankbarkeit zu leben und daraus Liebe unumgänglich entstehen zu lassen und doch hat Angst mitunter noch Raum in mir. Doch habe ich die Erfahrung, dass sie im Laufe meines Lebens geringer geworden ist. Mit der Furcht ist es da schon anders.

Furcht ist immer objektbezogen, deshalb oft begründet. Maria hätte für eine Furcht der Hirtin eine Ursache gesetzt haben müssen. Dafür gab es jedoch keine Anhaltspunkte.

Die Hirtin äußerte in Ihrer E-Mail jedenfalls nichts zu solchen Ursachen für das ‚überhaupt‘ ihrer gewünschten Beziehungslosigkeit.

Stattdessen fuhr sie in ihrer Mail fort: „ das, was mir zu viel und zu nah ist, liegt keineswegs an Dir, du hast mich nicht eingeengt und zu nichts verpflichtet. Ich bin Dir nicht gram. Die bloße Tatsache aber, in einer als solcher definierten Beziehung zu sein, lässt mich nun Abstand nehmen. Es gab da einen Schlüsselmoment am Ende der Geburtstagsfeier, die wir gemeinsam besucht haben. Da fragte eine Frau, ob wir zusammen wären, und wir haben beide ja gesagt. Das will ich einfach nicht mehr.“

So war das also. Eine Dame, die beiden nicht näher bekannt war, hatte den entscheidenden Punkt gesetzt. Die Hirtin hatte definiert. Maria hatte kein Mitspracherecht. Wie Maria diesen Moment am Ende der Geburtstagsfeier gedeutet hatte, war der Hirtin keinen Pfifferling geschweige denn eine Frage wert. Sie ließ keine Idee erkennen, sich mit Maria über das, was sie tatsächlich miteinander wollten, in ein Einvernehmen zu bringen. Die Hirtin war konsequent. Maria hatte schließlich mit ihrer Entscheidung nichts zu tun.

Ich fühlte mich an die Vielzahl römischer Kaiser und deren Furcht vor Aufmerksamkeit, Spott oder Verachtung wegen einer unziemlichen Auffälligkeit erinnert. War für die Hirtin eine Entehrung, ein Gesichtsverlust oder ein Verlust von Geltung und Ansehen damit verknüpft, dass in privatem Kreis der Eindruck eines ‚Zusammenseins‘ mit Maria entstanden war? Hatte in ihr dieses Gefühl eine Furcht ausgelöst, die ihre allgemeine Todesfurcht noch bei weitem übertraf? Und erneut spürte ich Marias Scham.

Der Tenor war klar. Die Hirtin hätte auch kurz und bündig sagen können, was nach diesen Sätzen auf der Hand lag. Es gab für sie keinen Grund, um den Verlust der kostbaren Sympathie besorgt zu

sein. Maria fehlte die zu einer offenen Aussprache notwendige Attraktivität. Sie war nur eines unter den vielen Events, die die Hirtin tagein tagaus organisierte und mit denen sie sich in der Außenwelt schmückte.

Unsere gemeinsamen Stunden am Kamin dürften kaum eine andere Qualität gehabt haben.

War da Mitleid angebracht? War die Hirtin krank? Oder war sie lediglich eine Egoistin?

„Das will ich einfach nicht mehr“, war der entscheidende Satz, der zum Umdenken aufforderte.

Ich hatte doch bisher tatsächlich geglaubt, es sei ein positiver Ausweis für einen Menschen, wenn er einen anderen an seiner Seite vorweisen kann, wenn er einen hat, der für ihn zu bürgen, für ihn einzustehen mag und bereit ist, für ihn da zu sein, womöglich auch noch in guten wie in schlechten Tagen. Doch so billig fügt sich kein Leben, in dem es auch heißt: Alles, was wir säen oder nicht säen, ernten wir. Ich habe in dieser Hinsicht schon manches Mal bedauert, dass es mir unmöglich ist vorherzusehen, wann, und wie die Ernte gedacht ist. Der Kreislauf, in dem nichts ohne eine Antwort zu bleiben scheint, lässt die Antwort regelmäßig aus einer anderen Richtung kommen als erwartet. Die Antwort erweist sich als eine Chance zu einem neuen Weg.

So war es auch für Maria. Die Scham, die sie ob der Behandlung durch die Hirtin erlebte, war vor allem eine Scham über eigenes Verhalten in ihrer Vergangenheit, über ein Verhalten, das ihr bis zu dieser Mail wie ein Wackerstein im Magen gelegen hatte. Nur, das war eine Sache, die mit der die Hirtin absolut nichts zu tun hatte. Maria war es bei allem ihrem inneren Aufruhr, als ob die Hirtin ihr

eine Art von Gerechtigkeit schenke und sie für alle Zukunft entlaste.
Zu den Folgen später.

Die Paradoxa, die die Hirtin Maria in der E-Mail auftischte, erschöpften sich nicht im Ausruf ‚Das will ich nicht mehr‘.

Nicht nur, dass Maria zwar Objekt der Entscheidung der Hirtin gewesen war, aber angeblich nichts mit dieser Entscheidung zu tun gehabt hatte. Verantwortlich zu machen war ja wer auch immer, vielleicht die Hirtin selbst. Nicht nur, dass Maria Gegenstand der ‚Beziehung‘ war, die die Hirtin beendet wissen wollte, aber angeblich nichts getan hatte, was der Hirtin zu eng und zu nah war und vor dem sie fliehen musste. Nicht nur, dass Maria nichts mit dem Beziehungsbegriff der Hirtin zu tun hatte, sich aber damit konfrontiert sah, dass die Hirtin mit ihr Enge, zu viel Nähe, Unfreiheit und zu viel Verpflichtung verband.

Am Ende kleidete sich die Hirtin auch noch in die Märchengestalt des bösen Wolfes, der das Rotkäppchen säuselnd umgarnt. Sie sprach, ich dichte um: Rotkäppchen, oh Rotkäppchen, sieh’ nur die schönen Blumen, die ringsum stehen! Ich glaube, Du hörst gar nicht, wie die Vöglein so lieblich singen?

„Ich mag dich“, waren jetzt die Worte der Hirtin. „Ich würde mich sehr freuen, einen freundschaftlichen Kontakt zu Dir zu halten. Sofern du dich wieder ‚entlieben‘ könntest. Und überhaupt weiterhin mit mir zu tun haben magst.“

Damit brachte sie Maria zum Verstummen. Das war der Gipfel. Erst als unattraktiv gescholten zu werden, und dann doch wieder gut genug für eine Freundschaft zu sein. Was sollte das werden?

Jede Form der Verpflichtung war der Hirtin zu viel. Sie lehnte jede Kommunikation mit Maria über die Definition ihres Verhältnisses

und die Bedeutung von Äußerungen Dritter ab. Wochenlang hatte sie Maria nicht an den Gründen der Kontaktsperre teilhaben lassen. Maria darauf vorzubereiten, dass sie eine gerade erst begonnene Beziehung beenden wolle, war der Hirtin gar nicht in den Sinn gekommen. Den Zeitpunkt ihrer E-Mail nicht willkürlich zu wählen, sondern erst nach Rückfrage bei Maria zu deren Wohlergehen, hatte sie nicht in Erwägung gezogen. Maria irgendeine Wichtigkeit im Leben der Hirtin erkennen zu lassen, lag nicht in ihrem Interesse. Wozu sollte die Hirtin mit ihr noch einen freundschaftlichen Kontakt wollen können? Und wozu sollte der für Maria in irgendeiner Weise interessant und gut sein können?

Die Hirtin hatte mit Maria niemals Modalitäten über die Häufigkeit des Zusammentreffens, über die Art und Weise der fernmündlichen Kommunikation oder über den Umfang ihrer gegenseitigen Verpflichtungen aushandeln wollen. Hatte darin nicht schon die Mitteilung gelegen, ich mag Dich nicht, geh mir aus der Sonne, Du nimmst mir zu viel Zeit oder wir haben zu unterschiedliche Auffassungen vom Leben, das wird nichts mit uns Beiden? Die Sympathieerklärung war kaum zu glauben. Nur im ersten Moment der Konfrontation mit dem Verlust konnte die Mitteilung „ich mag Dich“ Maria weich und versöhnlich stimmen. Zu trauen war dieser Erklärung nicht. Maria hatte sich der Tatsache zu stellen, dass ihrem Wunsch nach vertrauter Zweisamkeit mit der Hirtin keine Erfüllung zgedacht war.

Maria setzte mich hiernach über ihre Reaktionen auf die E-Mail ins Bild.

Maria hatte am ganzen Körper zu zittern begonnen, als sie die E-Mail der Hirtin das erste Mal gelesen hatte. Das Zittern sollte sie von da an eine geraume Zeit begleiten. Sie erlebte sich in einer Form, die sie vorher noch nie an sich wahrgenommen hatte. Ihre Gedanken rasten. Sie suchte die Kontrolle, schrieb eine Antwort-Mail, schrieb

über Hoffnungen und Ängste während der Kontaktsperre, über die schönen Seiten des Miteinanders und ihre Phantasien zur Zukunft. Die Hirtin reagierte trocken, abgrenzend, beleidigt ob Marias Ehrlichkeit und forderte dazu auf, einige Tage vergehen zu lassen, damit alles deutlicher werde. Maria reagierte mit Empathie, teilte Selbstbeschwichtigung mit und gute Absichten. Aber aller gute Vorsatz, alle Empathie, alle Vernunft halfen ihr nicht. In ihrem Inneren suchte sich etwas seinen Weg, das von außen den Anstrich einer Mission hatte.

Die Nacht brachte es endlich hervor. Da musste nichts mehr deutlicher werden. Es war ‚aus‘ wie es nicht ‚ausser‘ sein konnte. Jetzt ging es um ihre Selbstbehauptung. Und die forderte ihren Tribut. Unauflösbare Paradoxa hatten ihr schon zu oft das Leben zur Hölle gemacht. Sie war auf dem Weg der Ordnung und sie wollte sich von diesem Weg nicht mehr abbringen lassen. Eine Revolte war angesagt, eine, die die nachhaltige Wirkung hervorbringen würde, die die Hirtin ihr vorher offenbar nicht hatte abgewinnen können. So wie sie es schon manches Mal in ihrem Leben praktiziert hatte, wenn sie in eine ausweglose Lage zwischen Botschaften der Sympathie und Antipathie gebracht worden war.

Der Aufforderung zum Selbstmord würde sie nicht folgen. ‚Entlieben‘ würde sie sich nicht. Nicht entlieben, nicht entleiben, nicht entlîben! Diese Art von Rede erinnerte sie zu sehr an die Art von Rede, die das Verbrennen toter Babies ‚entsorgen‘ nennt, in der sich Menschen eines Ballastes ‚entledigen‘, in der ‚entwertet‘, ‚entwertet‘ und noch einmal ‚entwertet‘ wird. Es erinnerte sie an die logistische Kälte der Zeiten, in denen Menschliches als ‚entartet‘ beschimpft wurde und in denen die Sorgen von Tätern die öffentliche Meinung bestimmten. Glaubte die Hirtin tatsächlich, sie, Maria, sei ein Automat, der auf Knopfdruck Gefühle ein- und ausschalten kann?

Die Gruppe

Dass das Mutterrecht der alten Griechen Rachegöttinnen und Göttinnen des gerechten Zorns, der Gerechtigkeit und der Strafe hervorgebracht hat, muss einen tieferen Sinn gehabt haben. Auch dass diese Göttinnen eine tiefe Verehrung genossen. Mitnichten war die Rache in jener Zeit so verrufen, wie sie es heute ist. Mit der Rache war ein Schutz der sittlichen Ordnung verbunden. Die Erinnyen zu erleiden, war eine Sache. Nach der Überlieferung konnten sie einen Muttermörder wie Orest in die Raserei treiben. Rache zu fordern, war eine andere.

Das Christentum hat sich da womöglich eines wichtigen Korrektivs begeben, wo es nur noch Vergebung und das Gebot der Nächsten- und Feindesliebe predigt. Selbst Luther verfügte noch über eine größere Spannbreite an Handlungsalternativen. Der Schelt- und Strafrede, die geschehenem Bösem gilt, setzte er noch eins hinzu. Nicht dass er das biblische Verbot des Fluches aufheben wollte. Aber er kannte auch noch eine Art von Gegenfluch. Als Werk des Heiligen Geistes sollte er Hindernisse, die einem Segen Gottes entgegenstehen, aufheben. Der Gegenfluch zeigte sich in der Rede der Ohnmacht zugunsten gerechterer Verhältnisse. Ich knüpfe hieran an. Ich erkenne in der Tatsache, dass ein Mensch seinen hilflosen Protest ausdrückt, vor allem die Mitteilung, dass dieser seinen Alltag auf eine menschenmögliche Welt hin neu gestalten möchte. Ich sehe in Luthers Ansatz sogar eine Verbindung zu den feministischen Ansätzen zivilgesellschaftlicher Mittel des Protestes gegen Zustände der Ungerechtigkeit. Im Protest liegt meine menschenwürdigere Zukunft. Doch, wie hat die Soziologin Ute Gerhard¹⁵² ausgeführt: es müssen nicht nur viele gesellschaftliche Faktoren, sondern auch viele unterschiedliche Erfahrungen zusammen kommen, damit Menschen sich gegen Gewohnheiten, Autoritäten und Ungerechtigkeit für das Ziel einer Veränderung erheben. Letztlich sind Unrechtserfahrungen

der entscheidende Motor für Protest. Zum Umbruch kommt es erst im Falle bestimmter Gelegenheitsstrukturen.

Ich kann das gar nicht oft genug erinnern. Maria fühlte sich von der Hirtin beschädigt, bis auf die Knochen. Schon die wochenlange Verweigerung der Kommunikation hatte sie mürbe gemacht. Mit dieser E-Mail hatte die Hirtin ihr derartig viele Dissonanzen und Disharmonien übermittelt, dass Maria die Klassenkameradin, der sie in späteren Jahren noch einmal näher kommen durfte, nicht mehr wieder erkannte. Sie fühlte sich getäuscht, in die Irre geführt, betrogen.

Maria reagierte nicht nur auf die Störung im Verhältnis von Ich und Du. Sie reagierte auch auf eine Bloßstellung. Unter den Augen der Frauen in der Gruppe hatte die Hirtin noch vor drei Wochen besitzergreifend ihren Arm über Marias Beine gelegt. Sie hatte sich darin über sie hinweggesetzt. Maria mochte Demonstrationen von Intimität in der Öffentlichkeit nicht. Sie hatte der Hirtin das auch mitgeteilt. Nur mit vorsichtiger Eleganz hatte sie sich damals dem Arm der Hirtin entziehen können. Und jetzt sollte sich der Arm der Hirtin nochmals gegen sie wenden? Der Arm war es doch gewesen, der die Grundlage für den Schlüsselmoment geschaffen hatte, den die Hirtin in der E-Mail zur Begründung ihrer Flucht heranzog..

In der Nacht, die der E-Mail folgte, ergriff Maria das Bedürfnis, sich in nachdrücklicher Weise Gehör zu verschaffen. Die Grenzen der Hirtin sollten nicht ihre Grenzen sein. War es ihre persönliche Sachbeziehung, oder war es ihre Erfahrungsbeziehung zum Begriff ‚Beziehung‘, die sie drängte, das, was geschehen war, nicht für sich zu behalten? Ihr Bedürfnis nach lauter Aussprache stand für mehr als die Verzweiflung darüber, sich schon wieder mit einem Menschen verbunden zu haben, der nichts für ein schönes Seelenleben übrig hatte. Ich erkannte in ihrer Erzählung einen neuen Mut. Es war der Mut, der aus der Erkenntnis kommt, in der anderen auf ihresgleichen

gestoßen zu sein. Maria musste sich dieser Gleichen widersetzen. Die Gleiche spiegelte eine ihr allzu vertraute Haltung. Nur geglaubt hatte sie, diese Haltung auf nimmer Wiedersehen hinter sich gelassen zu haben. Glaube und Wirklichkeit fielen weit auseinander. Verzweiflung und Wut über ihre eigene Ignoranz packten sie. Wie ausgelöscht war alle ihre bisherige Furcht vor Selbstbehauptung. Sie rief zum Aufstand gegen den erlittenen Seelenmord.

Wie war das in der feministischen Menschenrechtsdiskussion doch gleich? Die Verletzung von Menschenrechten in der privaten Sphäre bedeutet immer auch eine Verletzung in der öffentlichen Sphäre. Die Handlungen und Erfahrungen im ‚privaten‘ Bereich schränken die Möglichkeiten und Fähigkeiten, vollauf im öffentlichen Bereich zu partizipieren, entweder ein oder erweitern sie.

Ich fragte, in welcher Weise fühlst Du Dich in Deinem Menschenrecht verletzt. Sie antwortete, in der Leugnung meines Personseins, meines in der Welt-Seins, meines Teil-des-Weltgeschehens-Seins, meines Eingebundenseins in Bezugssysteme, in Beziehungsstrukturen, auch zwischen mir und der Hirtin. Damit in der Verneinung meiner Würde, in der Weigerung der Hirtin, mich in meiner Wesenhaftigkeit wahrzunehmen. Dem wollte sie ein Zeichen entgegen setzen. Um handlungsfähig zu bleiben, nicht unterzugehen, sich nicht selbst zu verlieren.

Eine psychologisch geschulte Freundin hätte das, was nun kommen sollte, vielleicht Depressionsabwehr genannt. Ich hielt meine Augen und Ohren offen. Maria beteiligte mich an allem, was weiter geschehen sollte.

Sie zog also zum Kampf gegen den Nebel verliebter Verblendung. Um ihrer geistigen Freiheit willen. Nicht im Vier-Augen-Verhältnis, in dem die Kommunikation nicht gewünscht war. Maria wählte die Gruppe der Hirtin. Ihre Demütigung sollte wenigstens in einer

kleinen Öffentlichkeit beleuchtet werden. Sie sollte transzendiert werden.

Den Teil in ihr, der diesen Schritt auslassen wollte und mit größter Milde verständnisvoll zur Hirtin strebte, hieß sie verstummen. Sie wurde zu ihrem eigenen Vater, hob sich über Livius¹⁵³ und Lessing¹⁵⁴ hinaus. Sie brauchte keinen Verginius, der seine Tochter durch den Tod vor der Schändung eines Appius Claudius' rächte. Sie musste auch keinen Galotti inbrünstig bitten. Sie handelte selbst.

Dabei war Maria klar, dass ihre Empörung ihr Verhältnis zur Hirtin nur dann auf neue Füße würde stellen können, wenn diese wider Erwarten tatsächlich an einer Freundschaft interessiert war und dazu selbst Schritte auf sie zutun würde.

Eine Art moralischen Sollens, ein innerer, unausweichlicher Befehl gab ihr auf, der Hirtin zu zeigen: so etwas darfst du nie wieder tun, nicht mit mir und nicht mit anderen. Maria fand sich in einer persönlichen Wahrhaftigkeit wieder, die ihr vorher noch nie bewusst geworden war. Diese Wahrhaftigkeit machte sie neu, gab ihr eine neue Identität. Maria war sich plötzlich sicher, dass es ihr gelingen würde, die offensichtlichen Unterschiede, die sich durch die E-Mail zwischen ihr und der Hirtin aufgetan hatten, in sich zu integrieren. Sie erfreute sich an ihrer Verletzlichkeit. Und sie genoss ihr Engagement für ihre eigene Würde. Sie fühlte sich als Mensch, der sich selbst ernst nimmt.

Nachdem eine kurze Korrespondenz mit der Hirtin nicht hatte erkennen lassen, dass diese sich in irgendeiner Weise vertan hatte oder auch nur im Ansatz bereit war, auf die Gründe ihres Sinneswandels einzugehen, brachte Maria den ihr wichtigsten Satz der E-Mail in die Frauengruppe der Hirtin ein.

Sie schrieb an alle Gruppenmitglieder und fragte um Rat.

Sie erzählte davon, wie sie von einer von ihr als klug und liebenswert eingeschätzten Mensch in im Alter von 49+ viele Zeilen Geschriebenes erhalten hatte. Sie teilte der Gruppe mit, dass darunter Zeilen waren, die sie nicht nur traurig, sondern geradezu aufgebracht hätten. Sie bat die Gruppe um Beteiligung in ihrem Bemühen um eine Begriffsklärung nach Maßstäben, die Allgemeingültigkeit beanspruchen dürften. Vielleicht hätte die eine oder andere so etwas auch schon einmal erlebt und verstehe besser als sie, damit umzugehen.

Und also zitierte sie:

„Überhaupt eine Beziehung zu haben, ist mir zu eng, zu nah, zu viel, ich fühle mich unfrei und kann und will das einfach nicht mehr. Ich finde es einerseits schön und andererseits engt es mich ein, es verpflichtet mich und stresst mich, es ruft Atemnot und Fluchtimpulse hervor.“

Und sie brachte auch etwas zu ihrem Begriff der Beziehung vor, jedenfalls so viel, wie ihr auf die Schnelle einfiel. Sie schrieb:

„Bei einer Beziehung beziehe ich mich auf einen Menschen, ein Tier, einen Gegenstand, einen Aggregatzustand, eine Farbe, einen Ton, einen Laut.

Ich erlebe mich im Verhältnis zu diesem Menschen, zu diesem Tier, zu diesem Gegenstand, zu diesem Aggregatzustand, zu dieser Farbe, zu diesem Ton, zu diesem Laut.

Ja, ich er-„lebe“ mich.

Es ist geradezu unvermeidlich, solange ich ein fühlendes Wesen bin, dass ich mich in Relation er-„lebe“, mich folglich zu dem anderen

Menschen, zu dem Tier, zu dem Gegenstand, zu dem Aggregatzustand, zur Farbe, zum Ton oder Laut verhalte, in einer „Beziehung“ stehe, es sei denn, ich habe meine Sinne abgestumpft und merke nichts mehr.“

Und sie fuhr fort:

„Jetzt lese ich – ich übertrage die Zeilen -, dass die Beziehung zur Luft einengt, verpflichtet, stresst, Atemnot hervorruft und Fluchtimpulse. Die Luft zum Atmen zwingt zum Weglaufen. Wohin?“

Und dann fügte sie an:

„Oder wir haben uns an dem Anblick eines Menschen erfreut oder an einem ein- oder mehrmaligen Zusammensein mit einem anderen Menschen. Dann plötzlich ist uns diese Freude zu eng, zu nah, zu viel. Ja, gar die Erinnerung ist es ja, die die Beziehung ausmacht, denn wir haben Bilder aller Arten von dem anderen Menschen in uns aufgenommen. Diese Bilder sollen Atemnot hervorrufen und Fluchtimpulse hervorrufen. Wohin soll diese Flucht gehen?“

Und auch bei allem anderen gehört es doch zu unserem Leben, dass wir uns in Beziehung setzen und in ein Verhältnis stellen. Natürlich gibt es besondere Beziehungen wie soziale Beziehungen.

Sollte gemeint sein, dass jede soziale Beziehung für diese Mensch“in“ zu eng, zu nah, zu viel ist, Frau sich unfrei fühlt, solches nicht mehr kann und will?“

Hieran anknüpfend setzte sie hinzu:

„Ich habe bisher immer gedacht, dass soziale Beziehungen elementare Voraussetzung für Menschen sind, die in dieser

Gesellschaft leben wollen, weil ohne Beziehung nicht einmal der Weg zum Kaufladen zu finden ist, weil ohne Beziehung kein Arbeitsauftrag kommt, weil ohne Beziehung kein herzliches Wort zu hören bzw. wahrzunehmen ist. Das würde bedeuten, dass auch jeder freundschaftliche Kontakt ausgeschlossen wäre. Das würde bedeuten, dass ... nicht auszudenken.

Vor einigen Jahren habe ich mich mit Jugendlichen darüber unterhalten, was sie eigentlich meinen, wenn sie sagen, sie wünschten sich eine Beziehung. Sie wussten es nicht. Sie waren noch nicht an den Punkt der Erkenntnis gelangt, dass sie schon längst in einem umfangreichen Beziehungssystem leben und dass sie weiterhin darin leben werden und ihm, es sei denn durch den Tod, nicht einmal ausweichen können.“

Dann endete sie mit Fragen:

„Und jetzt? Wie würdet Ihr darauf reagieren? Ich bin zu dumm, um angemessen damit umgehen zu können.“

Als Maria am nächsten Morgen ihre E-Mails durchsah, konnte sie ein Gefühl des Triumphes nicht verhehlen. So viele hatten Rückmeldung gegeben. Gleichzeitig tat es ihr um die Hirtin leid, die jetzt in derjenigen Ohnmacht war, in die sie sie, Maria, zuvor versetzt hatte.

Eine Frauengruppe bringt einiges an Weisheit, aber auch manche Boshaftigkeit zusammen. Natürlich reagierte manche der Frauen im Sinne der schon zum Allgemeinplatz gewordenen Verwirrung des Begriffs ‚Beziehung‘ und deutete den Satz so, dass die Hirtin keine enge Beziehung im Sinne von Partnerschaft mehr wolle.

Nur passte diese Deutung schon allein deshalb nicht, weil Maria mit der Hirtin noch zu keinem Zeitpunkt eine Partnerschaft gehabt hatte,

eine solche von ihnen gemeinsam auch überhaupt nicht geplant worden war, eine solche folglich von dieser auch nicht beendet worden sein konnte.

Mancher anderen Frau fiel knapp und bündig nur ‚Egoismus pur‘ ein, keines weiteren Gedankens wert, zumal die Schreiberin voraussichtlich einfach nur tief durchatmen werde, um sich ohne lange nachzudenken anderen Dingen zuzuwenden. Oder ‚leider ein Spiegel eines Zeitgeistes‘.

Dann gab es auch sehr empathische, überaus vernünftige Empfehlungen, erst einmal nachzufragen, was die Schreiberin unter dem Begriff Beziehung verstehe, was es sei, das sie so einenge, da ja immer gelebte Erfahrungen mitwirken. Maria sollte nachfragen, ob Alternativen für die Schreiberin vorstellbar seien.

Dieser schönen Empfehlung stand nur entgegen, dass die Hirtin ja bereits ein Ende gesetzt und damit auch einer Kommunikation darüber bereits eine Absage erteilt hatte, und dass sie dieses Ende nicht auf ein spezifisches Verhalten von Maria hatte zurückführen wollen, sondern mit einer Ansicht in der Außenwelt, die sie nicht mehr hatte ertragen wollen.

Auffällig war immerhin, wie viele Frauen in ihrem Leben schon Erfahrungen mit wortwörtlich dem gleichen Satz gesammelt hatten. An diesem Satz war also überhaupt nichts eigenartig Besonderes, nichts Individuelles. Er durfte getrost als ein Massenphänomen betrachtet werden. Als ein Klischee, vielfach verwandt, ohne dessen Bedeutung in Frage zu stellen.

Eine Musikerin fand eine wunderbare Unterscheidung zwischen Beziehung und Liebe. Eine bestehende Liebe grenzte sie ausdrücklich von einer bloßen ‚Beziehung‘ ab.

Diejenige, die gemeint war, von der sich Maria ein Zeichen erhofft hatte, blieb stumm. Umsonst hatte Maria ein Bekenntnis zur angeblich gewünschten Freundschaft erwartet, Worte erhofft, die ausdrückten, ich will dir antworten, ich will mich verantworten.

Die Hirtin reagierte beleidigt. Maria hätte sich mit ihr auseinandersetzen sollen, anstatt einen ihrer Sätze aus dem Zusammenhang zu reißen und öffentlich zu machen. Sie sah weder, dass sie einem Vier-Augen-Kontakt durch ihre Wortsetzungen die Basis entzogen hatte, noch dass Maria wie jeder andere Mensch jederzeit das Recht hat, in unpersönlicher Form zu schildern, was sie erlebt hat. Der schwere Vertrauensbruch, den Maria ihr jetzt zugefügt hätte, verstockte sie. Ihre Sicht ließ sie nicht einmal auf die Idee kommen, auf irgendeinen Aspekt der Sicht Marias einzugehen.

Welches Vertrauen hatte Maria aber gebrochen?

Jetzt schien sich zu rächen, dass rund um die Wohnhöhle der Hirtin keine Elfe aus dem Feenreich ihren regelmäßigen Aufenthalt genommen hatte. Ein wenig Beistand von einem Wesen, dessen Aufgabe es ist, Menschen glücklich zu machen, tat not.

Konstruktiv mit Kritik und Absagen umzugehen, ist nicht jedermanns Sache. Es fällt schwer. Die Kritisierte verfällt wie die Zurückgewiesene leicht in einen frei flottierenden Autismus. Da ist dann alles Angriff. Dem Angriff, der Widerstand ausgelöst hat, muss ob des Widerstandes ein weiterer Angriff folgen. Den positiven Ursprung jeder Kritik, die Hoffnung darauf, dass das Gegenüber sich ändert oder ändern will und dem Kritiker dadurch auf eine neue Weise Wertschätzung zukommen lässt, nimmt die autistische Geisteshaltung nicht wahr.

Die Hirtin sah fürderhin kein Gutes mehr an Maria. Was auch immer Maria äußerte, die Hirtin deutete es als weiteren bösen Angriff. Mit

so etwas wollte sie nichts zu tun haben. Marias Bemühen, die Hirtin noch einmal über versöhnliche Töne zu erreichen, war zum Scheitern verurteilt.

Babylon

An den Flüssen von Babylon saßen wir und weinten, Doch die Feinde, die uns aus der Heimat verschleppt hatten, verlangten von uns auch noch Jubellieder.

Diese Worte sind in meiner Erinnerung sofort mit einer Melodie unterlegt. Jahrelang sorgte die Stimme von Maizie Williams mit Frank Farians Boney M. für Unvergesslichkeit dieser Klage der Gefangenen in Babylon¹⁵⁵. Wie einen Ohrwurm habe ich die englische Version ‚By the Rivers of Babylon‘ im Ohr.

Babylon und Babel. Sind sie miteinander verwandt? Gibt es da eine Verbindung zwischen dem Schicksal der Gefangenen und der Geschichte vom Turmbau und der ihm nachfolgenden Sprachverwirrung?

Von einer Freundin habe ich mir erklären lassen, dass Babel nur eine Verballhornung von Babylon, dem Tor der Götter, sei. Es bedeute nichts anderes als Geplapper oder Gebrabbel.

In Babylon, dem Symbol für Fragen von Macht und Ohnmacht, von Achtung und Missachtung, von Anmaßung und Untergang, sprachen die Menschen angeblich noch alle dieselbe Sprache. Sie gebrauchten noch dieselben Worte. Das war, bevor sie einen Turm bauen wollten, der bis an den Himmel reicht, und bevor sie mit diesem Turm berühmt werden wollten.

Dann aber kam der Herr vom Himmel herab¹⁵⁶, weil er fragte, wohin dieses Streben nach oben noch führen werde. Er wollte keine Götter neben sich. Doch die Menschen waren auf gutem Wege dahin. Da beschloss er, die Sprachen zu verwirren.

Welch' eine Idee des Schöpfers. Wenn einer den anderen nicht mehr versteht, dann sollte es ihnen schwerer sein auszuführen, was ihnen auch immer in den Sinn käme? Hatte er den Menschen aber nicht von Anfang an auch selbständige Phantasien eingeflößt? Hatte es sich nicht schon mehrfach gezeigt, dass seine Geschöpfe Auswege fanden, wenn ihnen ein Weg verbaut war? Nach Babel kam's, dass den Menschen einfiel, auf die Sprache der anderen oder gar auf überlieferte Begriffsinhalte überhaupt nicht mehr zu achten. Da unterstellte man einfach, dass der andere den eigenen Begriff teilt. Das Pfingstgeschehen hat tatsächlich nur wenigen ein neues Reden und Verstehen über alle Sprachgrenzen hinweg möglich gemacht.

Jede Kontaktbörse im Internet fragt den Suchenden danach, was er sucht. Gewählt werden kann dann manchmal zwischen ‚Freundschaft‘ und ‚Beziehung‘ oder zwischen ‚Beziehung‘ und ‚Erotik‘. Schlagworte, leere Signifikanten, Ordnungsbegriffe, unter denen sich jeder etwas anderes oder womöglich gar nichts vorstellt. Sie sollen dazu beitragen, Menschen einander näher zu bringen. ‚Eine ‚Beziehung‘ zu haben, nicht zu haben oder nicht haben zu können‘ ist das große Thema der Gegenwart! Was mit dem Begriff ‚Beziehung‘ gemeint ist, verschwindet im Unsichtbaren, Ungreifbaren, Unausdrückbaren. Die ‚Beziehung‘ scheint von außen gesetzt, hat damit zu tun zu haben, dass zwei Personen in einer für Dritte erkennbaren Weise ‚zusammen‘ sind. In welcher Weise zwei Personen miteinander verbunden sind, in welchen Bereichen sie Interessen und Erleben teilen, in welchen Bereichen sie sich nicht verstehen, ist aus dem Begriff selbst nicht zu erkennen. Das Geheimnis bleibt ungelüftet, auf Vermutungen beschränkt, die mit dem Austausch körperlichen Kontaktes, womöglich von

Sexualorganen zu tun hat, wie Kant es beschrieben hätte. Das Sein mit seiner Vielfalt von Eigenschaften und Verknüpfungen, das Miteinandersein wird in spürbarer Weise verkürzt. Das, was das Leben eines jeden Menschen prägt, nämlich ein Geflecht von Beziehungen, wird auf die Zahl Eins reduziert. Ich vermisse darin das Wesentliche von Beziehung, dass Beziehung immer dort ist, wo sich jemand auf jemanden oder etwas bezieht, egal ob die beiden im physischen Sinne zusammen sind oder nicht.

Die Hirtin verehrte Simone de Beauvoir sehr. Nur welchen Beziehungsbegriff verwendete diese? Kannte sie auch die ‚eine‘ Beziehung? Ich habe eine solche bei ihr nicht gefunden. Dagegen schilderte sie in ihrem autobiographischen Band ‚In den besten Jahren‘: „Wir (sie und Sartre) durchwanderten Paris und setzten unsere Gespräche fort über uns selbst, unsere Beziehungen, unser Leben und unsere künftigen Bücher.“¹⁵⁷

Der Zustand, in den die Mail der Hirtin Maria versetzt hatte, hatte in ihr das Bedürfnis entstehen lassen, dem Geschehenen durch Analyse zu Leibe rücken. Definitionen wurden zu ihrer Überlebensstrategie. Gegen das Unsichtbare, das Ungreifbare, das Unausdrückbare, das Maria wie in einen bösen Schlund in die Tiefen des Hades zu ziehen drohte. Vor diesem Hintergrund hatten wir verabredet, unsere Beziehung zu dem Begriff ‚Beziehung‘ zu vertiefen. Wir hatten uns daher aufgemacht, die verschiedensten Bezugssysteme in Betracht zu ziehen.

Ich werde unser vorläufiges Ergebnis schildern.

Wir hatten den Begriff der Beziehung zunächst als einen relationalen, als einen Begriff, der ein Verhältnis von Verschiedenem zueinander umschreibt, angenommen. Schnell waren wir sodann darauf gekommen, dass zwei Menschen in einer oder mehreren Beziehungen zueinander stehen können. Und, dass ein

Mensch aufgrund einer oder mehrerer Beziehungen in einem Verhältnis zu einem Thema stehen kann. Oder, dass ein Mensch und ein Tier in einer oder mehreren Beziehungen zueinander stehen können usf.

Wir hatten unser Vokabular durchstöbert. Und da hatten wir eine ungeheure Menge von Beziehungsbeschreibungen gefunden, die viel mehr aussagen als allein der Begriff ‚Beziehung‘. Da gab es Rollenbeziehungen wie Arbeitsbeziehungen, Geschäftsbeziehungen, Anwalts-Mandanten-Beziehungen, Berater-Klienten-Beziehungen und Arzt-Patienten-Beziehungen. Dann entdeckten wir Familienbeziehungen wie Generationenbeziehungen, Eltern-Kind-Beziehungen, Geschwisterbeziehungen, verwandtschaftliche Beziehungen, Frau-/Mann-, Frau-/Frau- und Mann-/Mann-Beziehungen, Paarbeziehungen und partnerschaftliche Beziehungen, nicht zu vergessen die Stillbeziehung zwischen Mutter und Kind und die Ehe als psychologische Beziehung¹⁵⁸. Als allgemeinere Formen fanden wir intime und geschlechtliche Beziehungen, Liebesbeziehungen, Zweierbeziehungen und Ich-Du-Beziehungen. Das führte uns notwendig zu Freundschaftsbeziehungen bzw. freundschaftlichen Beziehungen. Wir sprachen von den darin immer liegenden individuellen Beziehungen, den bewussten Beziehungen. Von besonderer Art erschienen uns künstlerische Beziehungen, also Beziehungen zwischen Modell und Künstler oder Künstler und Werk. Sie hatten das besondere Element der Authentizität, wie es sonst nur der Beziehung zwischen Mensch und Gott, der Gottesbeziehung eines Menschen eigen ist. Das künstlerische Verhalten ähnelt ja dem Segen, dieser Gabe des Schöpfers, der eine ‚innige‘ Beziehung zwischen Schöpfer und Geschöpf stiftet und dabei gleichzeitig die Geschöpfe untereinander aufgrund ihrer gemeinsamen Segensbedürftigkeit verbindet. Und dann hatten wir uns Gedanken über die psychologischen Aspekte von Machtbeziehungen, Hassbeziehungen, Sympathiebeziehungen, Seelenbeziehungen und Informations- und Kommunikations-

beziehungen gemacht. Wir waren auf wirtschaftliche Beziehungen, diplomatische Beziehungen, internationale und nationale Beziehungen, Beziehungen zwischen Ländern, Städten und Gemeinden, Beziehungen zwischen Wirtschaft und Außenpolitik, zwischen Kultur und Wissenschaft, auf grenzüberschreitende Beziehungen und interkulturelle Beziehungen gestoßen. Wir waren bei der Beziehung des Denkens zur Anschauung und ganz allgemein bei der Wechselbeziehung zwischen zwei Personen gelandet. Wir hatten uns mit Georg Simmels¹⁵⁹ Essay ‚Über eine Beziehung der Selektionstheorie zur Erkenntnistheorie‘ und seine Herleitung der unausweichlichen Beziehung menschlichen Erkennens von Wahrheit zur praktischen Notwendigkeit der Lebenserhaltung und Lebensfürsorge aufgehalten. Durch denselben stießen wir auch auf das Geld als Träger der unpersönlichen Beziehungen zwischen Personen und dadurch der individuellen Freiheit¹⁶⁰.

Eine ziemliche Weile hatten wir uns über die Beziehungsenergien ausgetauscht, mit denen besonders wichtige Personen, Tiere oder Gegenstände aufgeladen sind. Wir glaubten, dass in solchen Beziehungsenergien für jedes menschliche Leben unabdingbare Liebes- und Lebenskräfte schlummern. Wohl hatten wir gesehen, wie abhängig tiefe Beziehungen von der Größe der Liebesfähigkeit eines Menschen sind. Aber auch, dass tiefe Beziehungen immer auf einem Geheimnis beruhen. Und dass solche Geheimnisse auf heimatlichen Gefühlen gründen, gewissermaßen der Beziehungsraum sind, in dem wahres Menschsein stattfindet.

Nicht vergessen hatten wir die Beziehungssucht. Wir hatten mit dem Gedanken gespielt, dass die verschiedensten Beziehungen nebeneinander bestehen können, oft allerdings von den Betroffenen nicht hinreichend auseinander gehalten werden, so dass es zu unnötigen Verwicklungen kommt.

Die Wechselbeziehung zwischen zwei Personen hatte uns festgehalten. Wir hatten uns dazu darauf geeinigt, darunter eine Interaktion zu verstehen, die durch Symbole entsteht, durch non-vokale und vokale verbale Gesten, durch welche Menschen zeigen, ob sie die Bedeutung, das heißt den subjektiv gemeinten Sinn der Handlung eines anderen entschlüsseln können, um mit ihr überhaupt in Interaktion treten zu können. Eine Interaktion, durch welche Menschen sichtbar machen, welche Bedeutung die vokalen und nichtvokalen Gesten, die sie zum Ausdruck bringen, in ihren sozialen Wechsel- und Austauschbeziehungen haben. Ferner eine Interaktion, durch welche Menschen erkennen lassen, aufgrund welcher Bedeutungen sie so handeln wie sie handeln. Weshalb sie einmal beleidigt reagieren und das andere Mal erfreut.

Darüber konnten wir nicht umhin aus der aktuellen Diskussion zur Anerkennungstheorie¹⁶¹ zur Kenntnis zu nehmen, dass jede moralische Entwicklung von Menschen eine interpersonale Entwicklung voraussetzt, in deren Zentrum Anerkennungsbeziehungen stehen.

Maria hatte ein Programm für eine Tagung zum Thema Identität und Psyche herausgezogen, die die Hirtin demnächst veranstalten wollte. Wir stießen auf den Tagesordnungspunkt: ‚Einzigartig – lesbisch? Gibt es das – und was ist das berühmte Besondere, das lesbische Beziehungen von allen anderen Verbindungen unterscheidet und einzigartig macht?‘ Wir hatten überlegt, ob dieses Einzigartige womöglich durch Sätze wie den der Hirtin ‚Überhaupt eine Beziehung zu haben, ist mir zu eng, zu nah, zu viel‘ gekennzeichnet werde, dieses dann aber verworfen. Das konnte sie ja wohl nicht ernstlich gemeint haben.

Endlich waren wir zur Selbstbezogenheit und Selbstbezüglichkeit gelangt, einer ganz besonderen Form der Beziehung. Die schon konstatierte Dualität hat schließlich eine besondere Richtung, wenn

sich eine Person, ein anderes Wesen oder eine Aussage auf sich selbst bezieht. Mit dem Selbst liegt die Betonung plötzlich auf dem einzelnen, auf der eigenen Person, während die Bezogenheit und die Bezüglichkeit bei der Zwei bleiben.

Die meisten Wörterbücher der deutschen Sprache kennen die Selbstbezogenheit und die Selbstbezüglichkeit nicht. Nur der Duden, der dem Volk doch ständig aufs Maul schaut, weiß mit der narzisstischen Gerichtetheit, dem Bezogensein auf die eigene Person, der Ichbezogenheit zu erläutern, was gemeint sein kann. Uns war es so vorgekommen, als hätten wir diese Wort-Schöpfungen eher dem satirisch-humorvollen Geist mancher Psychologen zu verdanken als einer sprachwissenschaftlichen Ableitung. Aber immerhin kennzeichnet die paradoxe Unmöglichkeit der Selbstbezogenheit und Selbstbezüglichkeit bei Psychologen das Krankhafte.

Maria und ich hatten schon als Mitschülerinnen eine Beziehung, die nicht mehr auszulöschen war. Wir hatten jeweils Beziehungen zu den Orten, an denen wir die Schulzeit gemeinsam verbracht hatten. Wir hatten Beziehungen zu den Personen, die unseren Schulalltag geprägt hatten. Wir hatten ein Lebensgefühl, das sich aus den Beziehungen speiste, die alle der gleichen Generation zu den Zeitereignissen aufgebaut haben. Auf der Berliner Straße hatten wir uns noch viele Jahre nach unserem letzten Zusammensein wieder erkannt. Daneben war ich in eine Geschäftsbeziehung zu ihr getreten, als ich ihr eine Holografie abgekauft hatte. Die Zeit hatte es gefügt, dass wir eine freundschaftliche Beziehung zueinander entwickelt hatten. Alles, was wir miteinander hatten, machte unsere Identität, unsere Geschichte aus, auch wenn wir zu Zeiten mal gerade nichts miteinander zu tun hatten.

Wir waren uns einig darüber geworden, dass sich eine Beziehung in Wirklichkeit gar nicht beenden lässt. Eine einmal begonnene Beziehung zu beenden, könne keine andere Bedeutung haben, als

einen Teil des eigenen Gedächtnisses auszulöschen, sich selbst also einen Todesstoß zu versetzen. Die Forderung an ein Gegenüber, genauso zu verfahren, musste notwendig bedeuten, dem anderen einen Todesstoß gegen die eigene Lebendigkeit abzuverlangen. Wir hatten darin einen Abschied in die Beliebigkeit allen Seins, in Alzheimer oder eine andere Gedächtnisstörung erkannt, wo der dauerhafte Bestand an Beziehungen geleugnet, ausgeblendet oder vergessen wird. Die Betonung der eigenen Allmacht, eine Beziehung beenden zu können, hatte uns als maßlose Selbstüberschätzung angemutet, als eine Illusion, die vergessen machen will, dass Leben und jedwede Emotionalität auch und vor allem geschieht und nur gelegentlich gestaltet wird.

Natürlich hatten wir die Frage des Inhalts einer Beziehung, der emotionalen Bindung an einen Erfahrungsgegenstand, von der Form, der äußeren Gestalt, der Praxis einer Beziehung getrennt. Wie eine Beziehung praktisch gelebt wird, ist immerhin stets menschlicher Veränderung, also jederzeitiger Neugestaltung zugänglich. Das war jedenfalls die Beziehungserfahrung, die Maria und ich angesichts der vielen Jahre teilten, in denen wir uns nicht gesehen und nur sehr sporadisch mal aneinander gedacht hatten.

Das alles mag ganz anders sein, wo eine andere in der gemeinten Beziehung gar nicht vorkommt, wo die Beziehung nur dazu dient, den Eigenwert in der Anschauung der Umwelt zu erhöhen. Ein ‚Zusammensein‘ wird dann womöglich ein öffentliches Kriterium, ein Kriterium der Selbstdarstellung in der Außenwelt. Wir hatten beschlossen, dass ein solches ‚Zusammensein‘ kein Bekenntnis dazu sein könne, dass zwei Menschen sich aus innerem Werte kennen, erkennen und Freund nennen, Beziehungen miteinander teilen oder eine ‚Beziehung‘ zueinander haben

Ein Modell

Der Mensch hat Grundbedürfnisse. In der Maslow'schen Pyramide taucht irgendwo auch das Bedürfnis nach Beachtung und Gehörtwerden auf. Es liegt auf einer relativ niedrigen Stufe. Der Mensch will fühlen, dass er gemeint ist, dass er in seinem Anliegen ernst genommen wird. Fühlt er das, erlebt er sich als wertvoll. Respekt nennt er das, was ihm in solchem Falle entgegengebracht wird. Es stärkt sein Selbstwertgefühl.

Gehört zu werden setzt Bereitschaft zum Hören voraus. Schmä Israel. Was meint das Gegenüber, was kann es gemeint haben? Wovon spricht das Gegenüber? In welchem Kontext stehen die Worte des Gegenübers? Es sind Fragen, die das Hören in Gang setzen. Es sind Fragen, die innere Bewegung auslösen.

Antworten stärken. Gleichgültig, ob sie von innen oder von außen kommen. Schweigen und Stummheit schwächen.

Fühlte sich die Hirtin gehört, als Maria ihre Fragen stellte? Fühlte Maria sich mit ihren Fragen gehört?

Mit ihrer Frage an die Frauengruppe hatte Maria sich mit einer ihrer kostbarsten Seiten offenbart. Sie hatte den anderen Frauen ihre Lebendigkeit geschenkt. Sie hatte ihnen ihr Denken vorgestellt. Sie hatte mit ihnen ihre Werte geteilt. Sie hatte ihnen auch ihre Traurigkeit und Aufregung gezeigt. Sie hatte den anderen Frauen Gesprächsstoff gegeben.

Maria hatte aber auch etwas getan, das aus ihrer Sicht die Chance zu einem Neuanfang mit der Hirtin bot. Maria hatte sich vor der Gruppe bloß gestellt. Die Hirtin hätte mit einer neuen, anders gearteten Verbindlichkeit antworten können. Sie hatte die Möglichkeit, sich mit Marias Frage zu verbinden und so ihr ernsthaftes Interesse an einem freundschaftlichen Kontakt klarzustellen. Hatte sie mit ihrer

E-Mail symbolisch den Arm, mit dem sie von Maria vor kurzem noch öffentlich Besitz ergriffen hatte, zurückgezogen, so konnte sie Maria nun in der Gruppe symbolisch und unmissverständlich ein Zeichen ihrer grundsätzlichen Wertschätzung zurückgeben und sie dadurch rehabilitieren.

Da Maria die Hirtin nicht als Autorin der vorgestellten Zeilen genannt hatte, musste sich diese nicht einmal zu ihrer Autorschaft bekennen. Maria hatte aus aktuellem eigenem Erlebenszusammenhang lediglich etwas thematisiert, das die Hirtin nicht einmal persönlich nehmen musste. Sie durfte ihre eigenen Zeilen als Phänomen der Gegenwart erkennen, das ganz allgemeingültiger intellektueller Erörterung zugeführt werden kann.

Marias Schritt barg eine nicht zu unterschätzende Gefahr. Die Hirtin könnte den Sinngehalt ihres Verhaltens nicht verstehen bzw. missverstehen. Sie konnte sich, sollten Herrschsucht und Unnachgiebigkeit zu ihren prägenden Charaktereigenschaften gehören, in einer Weise verletzt fühlen, die sie Maria nie nachsehen würde. Die Hirtin konnte Maria den Zugang zur Frauengruppe versperren und damit der bereits erfolgten Demütigung noch eine weitere hinzufügen.

War die Hirtin nicht in der Lage, von sich selbst abzusehen, würde sie sich bloß gestellt fühlen, selbst wenn ihr Name aus Marias Beitrag nicht erkennbar war. Es würde keine Rolle spielen, ob für irgendjemanden erkennbar war, dass Maria ausgerechnet sie zitiert hatte. Es sei denn, sie selbst, die Hirtin hätte die anderen darauf gestoßen.

Die antwortenden Frauen hatten Maria ihre Wertschätzung gezeigt. Doch die Hirtin strafte Maria mit Verachtung. Marias Beitrag zur Gruppe als Geschenk zu erkennen war ihre Sache ebenso wenig wie die Achtung jeder Minute an Aufmerksamkeit, die Maria ihr zuvor

geschenkt hatte. Es war nicht daran zu denken, dass die Hirtin einen Paradigmenwechsel vollziehen und bekunden würde, einen neuen, nun andersartigen, einen freundschaftlichen Kontakt wirklich zu wollen.

Ein solches Denken war ihr fremd. Sie hatte sich selbst noch nie schier als Prototyp oder Modell einer Zeiterscheinung wahrgenommen. Ja sie zog nicht einmal in Betracht, dass ihre Individualität, ihre Einzigartigkeit sich womöglich gerade nicht in einem einzelnen Satz ihrer E-Mail, sondern allein in deren besonderer Verknüpfung mit ihren übrigen Lebensimpulsen mitteilte.

Worin unterscheiden sich denn Menschen, wenn sie ihrer Umgebung mitteilen, ‚ich habe Hunger‘ oder ‚ich habe Durst‘? Worin unterscheiden sich Menschen, wenn sie einem anderen mitteilen, ‚geh‘ mir aus der Sonne‘? Oder worin unterscheiden sich Menschen, wenn sie einem anderen mitteilen, ich sehne mich nach Dir? Sind es die einzelnen Worte? Oder sind es nicht vielmehr der Zeitpunkt, der Ort und die Modulation der Äußerung?

Die Hirtin beanspruchte Einzigartigkeit auch da, wo Menschen unausweichlich gleich sind.

Ihr Begriff von Beziehung war ihr scheinbar keiner kritischen Reflexion wert. Da war die Hirtin konsequent. Wenn sie sich einmal auf eine Meinung festgelegt hatte, dann war daran nicht zu rütteln. Jetzt musste Maria sich vielmehr vorhalten lassen, dass sie selbst doch den ersten Schritt von einer Freundschaft zu einer ‚Beziehung‘ getan hätte, als sie ihr, der Hirtin, gestanden hätte, sie hätte sich in sie verliebt! Was hatte ihre Beziehung mit ‚einer‘ Beziehung zu tun? Die Hirtin schien ihre Aufforderung an Maria, sich, bitte schön, zu ‚entlieben‘, tatsächlich ernst gemeint zu haben. Sie schien es tatsächlich abzulehnen, das allein die Sache von Maria sein zu

lassen, ob diese verliebt war oder nicht. Welch' ein Durcheinander von Begriffen und Werten!

Maria hatte zu erinnern, dass eine gemeinschaftliche Reflexion und Diskussion beide durch eine tiefere Beziehung zum Begriff ‚Beziehung‘ bereichert hätte, der Hirtin zu nah, zu viel und zu eng war. Maria hatte sich in den Augen der Hirtin nicht anders denn als ein ungezogenes Kind gegenüber seiner ohnehin überlasteten Mutter verhalten. Das ungezogene Kind hatte die so wohl überlegten Worte schändlich missbraucht. Bemerkte die Hirtin dahinter ihre Fremdenfeindlichkeit bzw. Abwehr gegenüber allem Unbekannten? Nahm die Hirtin dahinter ihre Angst vor Entlarvung ihrer Schwächen wahr?

Ich erkannte in Marias Erzählungen über das Verhalten der Hirtin ein Muster, das mir aus glücklicherweise vergangenen Zeiten der Krise bekannt war. Der Tunnelblick hatte die Hirtin starr gemacht, ihre Vernunft getrübt. Und welchen Begriff von Freundschaft hatte sie darin? Freundschaft war darin offenbar keine Form einer Beziehung. Und, dass ein Geständnis, sich verliebt zu haben, per se nicht geeignet ist, eine wechselseitige Beziehung zu begründen, sondern eine solche zumindest eine irgendwie geartete emotionale Rezeption durch die Hörerin voraussetzt, versperrte sich ihrer Einsicht ersichtlich gleichfalls.

Die Hirtin war ein ‚Gutmensch‘. Und Gutmenschen kennen keine Zweifel an ihrem eigenen Vorgehen. Gutmenschen sind Siegertypen und Führer. Gutmenschen verlangen Unterwerfung. Eigene Gedanken mögen sie anderen Menschen gar nicht gerne zugestehen. Besonders dann nicht, wenn diese sich auf ihr Verhalten beziehen und deutenden Charakter haben. Führer sind Gebende per se. Dass andere ihnen auch etwas geben, kommt in ihrem Denken gar nicht erst vor.

Völlig aus dem Zusammenhang gerissen hätte Maria „ihren“ Satz. An „ihrem“ Satz in völlig unangemessener Weise herumzuinterpretieren, hätte Maria anderen Frauen erlaubt. Was das sollte? Wenn sie sich mit ihr auseinandersetzen wollte, dann möge sie das, bitte, mit ihr und nicht über Dritte tun!

Die deutsche Sprache hat so ihre Tücken. Sich mit einem Menschen oder einem Thema „aus“einanzusetzen meint ja nicht, sich „mit“ einem Menschen über ein Thema zusammenzusetzen. Das predigte Pfarrer Gaebelein an der Frankfurter Katharinenkirche seinen Schäfchen schon vor Jahren. Auch damit wagte Maria die Hirtin nun noch zu ‚nerven‘. Es fehlte nur noch, dass die Hirtin Maria im guten Neudeutsch des Maschinenzeitalters damit konfrontierte, dass sie beide wohl unterschiedlich ‚ticken‘.

Was wollte die Hirtin? Auseinandersetzung oder Verbindung? Wie sollte diese stattfinden? Ein Besuch war nicht erwünscht, ein Telefonat erst in drei bis vier Tagen. Maria hatte Formen des Umgangs mit der Situation zu finden, die die Hirtin ihr noch nicht untersagt hatte, ihr auch nicht untersagen konnte.

Nur den Austausch mit den anderen Frauen hatte ihr die Hirtin bis dato noch nicht verboten.

Mit Marias Sprachverständnis war nicht gut Kirschen essen. Das war der Hirtin eindeutig zu ‚dumm‘. Auf ein solches Niveau wollte sie sich unter keinen Umständen herablassen. ‚Sie, nicht‘. Für abstruse Theorien, Diffamierungen und Moralpredigten war sie sich zu schade.

Pottstausend! Das war ein Grund, um mit Maria endgültig abzuschließen! Welches Verbrechen hatte Maria bloß begangen?

Maria, Maria!

Sie sollte alle möglichen abwegigen Erklärungen und Mutmaßungen in die Aussagen der Hirtin gelegt haben. Und, sie hatte den wichtigsten Wunsch der Hirtin missachtet. NUR FÜR DICH BESTIMMT hatte die Hirtin ihrer E-Mail heimlich unterlegt. Den Seelenmord hatte sie unter vier Augen begehen wollen. Andere hatten dabei nichts zu suchen.

Und was hatte sich Maria gewünscht?

Maria hatte sich eine Bindung gewünscht, die die Hirtin aus ihrem endlosen Narzissmus hätte herausführen müssen. Sie hatte sich nicht gewünscht, dass die Hirtin sich in der tiefsten Ecke ihres geistigen Uterus, in der Eizelle ihres Narzissmus nun vollends einnistete und nur noch von sich selbst lebte.

Die Emotionen der Hirtin gelangten über die geringfügige Korrespondenz, die sie noch mit Maria führte, an einen Siedepunkt. Die Zufuhr weiteren Zunders mochte sie nicht dulden. Sie sei nun allerdings froh, dass sie ihre Überlegungen der letzten Wochen nicht in allen Einzelheiten mit Maria besprochen hätte. Sie hätte diese sonst womöglich auch noch in der Mailing-Liste der Gruppe wieder gefunden.

Arme Maria! Ähnliches Zeug hatte sie doch schon bei ihrer Mutter erlebt. Da waren eigene Gedanken auch nicht erlaubt gewesen. Sie selbst hatte sich von solchem Kram in den letzten Jahren nur mühsam und mehr oder minder erfolgreich befreit. Und nun war ‚Ihro hoch wohl geborene Tollität‘, wie sie mittlerweile alle Diktatoren in ihrem Leben nannte, in einer neuen, aber kaum besonders eigentümlichen Inkarnation wieder auferstanden.

Es kam, wie es kommen musste. Die Hirtin bedachte es wohl. Sorgfältig wählte sie jetzt den Tag. Sankt Valentin musste es sein.

Sie ersetzte das ‚Liebe‘ in der Anrede durch ein kühles ‚Hallo‘. In einer kurzen Mail teilte sie Maria mit, ihr sei nun wichtig, den Kontakt zu beenden. Ein Lebewohl gab sie ihr mit auf den Weg. Das war’s.

Das war’s also. Maria hatte darin schon Erfahrung. Dennoch traf es sie mit Wucht. Wie sollte das in der Frauengruppe weitergehen, wenn die Leiterin ihr die Anrede und das Wort verweigerte? Wenn sie wie Luft behandelt wurde? Nicht einmal einer organisatorischen Mitteilung wert? Sollten die Diktatorinnen in ihrem Leben auf immer die Oberhand behalten?

Dafür war Maria sich nun zu schade. Nein, ‚Ihro hoch wohl geborener Tollität‘ wollte sie gründlicher nachgehen. In Zukunft sollte ihr ihr Bedürfnis nach vordergründiger Zweisamkeit kein Schnippchen mehr schlagen. Dafür musste sie, ob sie wollte oder nicht, eine andere werden. Dafür wollte sie aus sich herausquetschen, was an Eigentümlichkeit nach Ausdruck suchte. Dafür wollte sie die Zeit in der Frauengruppe, die ihr blieb, nutzen so gut es ging.

Analyse

Eine andere werden, das sagt sich so leicht. Bisher war Maria den Realitäten gerne ausgewichen. Sie liebte ihre Illusionen, wie damals die Holografien, als sie den netten kleinen Laden auf der Berliner Straße führte und sie mir diese bunten Lichtspiele erklärte. Ein anderer konnte ihr noch so übel mitgespielt haben, sie mochte den Zusammenhängen und Hintergründen nicht mit ganzem Herzen auf den Grund gehen. Die Freude an selbständigem Denken hatte sie noch kaum entdeckt. Wie ein Sack voller fauler Äpfel an einem Baum hing sie in irgendwelchen emotionalen Bewertungen fest und vertraute letztlich immer wieder darauf, dass irgendeine Kraft außer

ihr selbst ihr Leben schon richten werde. Doch offensichtlich war diese Zeit vorbei.

Inzwischen tranken wir in ihrem kleinen Laden keinen gesüßten Jasmintee mehr. Inzwischen saßen wir auch nicht mehr am wärmenden Kamin in der Wohnhöhle der Hirtin. Auch der Frühling nach dem Winter mit der Hirtin war vorüber. Es war warm geworden. Maria und ich suchten uns ein Plätzchen im Grün am Main. Von dem aus konnten wir unmittelbar auf die himmelwärts drängenden Türme des Bankenviertels schauen. Mitten im bunten Treiben des freizeithlichen Frankfurt verdarb uns der Anblick des schmuddelig-braunen Wassers des Flusses auch noch den letzten Rest an Sehnsucht nach Illusionen.

In welche Beziehungen zueinander oder miteinander waren Maria und die Hirtin überhaupt eingetreten?

Sie waren beide Frauen. Von Damen, wie es uns näher lag, zu sprechen, sahen wir jetzt einmal ab. Maria hatte in der Gruppe wegen des Gebrauchs dieses Begriffs heftige Angriffe entgegen nehmen müssen, ohne dass irgendjemand eingegriffen hätte. Diese Angriffe waren nicht folgenlos geblieben. Wie sie denn dazu kommen könne, eine der Teilnehmerinnen als Dame zu bezeichnen, schrieb da eine der Frauen. Es war einfach nur noch peinlich gewesen.

Genau genommen hatten Maria und die Hirtin aber noch nicht einmal angefangen, sich über Themen auszutauschen, die Frauen interessieren. Da war ein wenig Geplänkel über verfllossene Lieben, über Herkunft und Werdegang gewesen. Da war ein wenig Geplänkel über das Kochen und weibliche Rollen innerhalb einer Gemeinschaft, über das Älterwerden und über nötige Maßnahmen zur Erhaltung der Gesundheit gewesen. Jede von ihnen war ‚nett‘

geblieben. Emotional waren sie sich dadurch kaum wirklich nahe gekommen.

Sie zählten beide zu der Frauengruppe, die die Hirtin gegründet hatte und anleitete. Dass die Hirtin die Gruppe gegründet hatte, mit einigem Kosteneinsatz führte und gegen Angriffe von außen verteidigte, hob sie freilich im Status über den von Maria. Sie waren beide an feministischen Fragestellungen und an Literatur von Frauen interessiert. Dass die Hirtin sich über Jahre dazu einen weitgreifenden Fundus an Wissen angeeignet hatte, hatte sie dennoch nicht bewogen, Maria unumwunden das mitzuteilen, womit diese die ganze Zeit gerechnet hatte, nämlich dass diese ihr auf diesem Feld allzu unbedarft sei.

Sie liebten beide Tiere, hatten Tiere miteinander versorgt, sich über Tierfragen unterhalten und viele Gemeinsamkeiten entdeckt. Beiden waren die Fragen des Tierschutzes längst nicht mehr so sehr Ziel ihres politischen Engagements, dass daraus noch eine gemeinsame Aufgabe hätte entwickelt werden können. Außerdem teilten sie diese Liebe mit unzähligen anderen Menschen. Das war nichts, was das Einzigartige in ihrem Kontakt zueinander ausmachte.

Vordergründig betrachtet hatten sie ähnliche politische Auffassungen, aber eben nur vordergründig. Die Hirtin pflegte zwei verschiedene Identitäten, eine private und eine öffentliche. Mal vertrat sie Positionen des amerikanischen Feminismus' der 1970er Jahre. Mal stand sie hinter militant lesbischen Positionen, wie sie in den 1980er und 1990er Jahren auch in Deutschland vertreten wurden. Dann wieder favorisierte sie privatim den Wahlsieg eines Roland Koch und schwenkte in der Öffentlichkeit ihrer Gruppe doch um zur Fürsprecherin seiner stärksten Konkurrentin, als diese eine Chance sah, die Regierungsgewalt zu übernehmen. Nichts davon teilte Maria. Woraus sollte hier eine Bindung zwischen den Beiden entstehen?

Ihre Begriffe von Sprache waren so unterschiedlich wie sie unterschiedlicher nicht sein konnten. Die Hirtin und Maria hatten je eigene Beziehungen, aber noch längst keine gemeinsamen.

Eine gegenseitige Anziehung bestand auf physischer Ebene. Beide waren ungefähr gleich groß gewachsen. Beide bevorzugten Kurzhaarfrisuren. Auch in der übrigen Physiognomie gab es bei oberflächlicher Betrachtung erstaunliche Ähnlichkeiten.

Tatsächlich hatten die Hirtin und Maria wenige Male nebeneinander gesessen und hatten einen gemeinsamen Weg über Wald und Flur oder in der Stadt beschritten. Aber mit wie vielen anderen hatten sie das nicht schon in ebensolcher Weise getan?

Sie hatten miteinander gegessen. Sie hatten miteinander den Himmel, die Sonne, den Mond und die Sterne betrachtet. Das war zu wenig für eine besondere gegenseitige Beziehung. Keine von ihnen hatte erlebt, dass der Himmel, die Sonne, der Mond oder die Sterne im Beisein der je anderen sofort stärker glänzten als ohne diese.

Einmal wenigstens hatte Maria für ein kurzes Weilchen eine selige Entspanntheit auf dem Gesicht der Hirtin wahrnehmen dürfen. Offenbar hatten es ihr die Aufgaben als Hirtin noch nicht völlig unmöglich gemacht, die Kontrolle aufzugeben und sich einem momentanen Glück hinzugeben. Die Härten ihrer Gesichtsknochen hatten sich in jenen Minuten in einer unendlichen Weichheit verloren und hatten Sanftmut und Zärtlichkeit das Feld überlassen.

Maria hatte während der Bekanntschaft mit der Hirtin neue Beziehungen begründet, zu deren anderem Lebensstil, zu deren Wohnort, zu deren Hündinnen. Sie hatte neue Anblicke, neue Gerüche und neue Laute in sich aufgenommen. Die Hirtin hatte ihr zunehmendes Interesse an feministischen Fragestellungen genährt.

Maria war insoweit in eine regelrechte Anerkennungsbeziehung zur Hirtin getreten. Die physiognomischen Ähnlichkeiten hatten Maria dazu gebracht tief zu graben, um ihrer Gemeinsamkeiten und Unterschiede gewahr zu werden. Gegenseitiges blieb jedoch weitgehend unausgesprochen.

Vielleicht war das kein Wunder, hatte die Hirtin doch geschrieben, ‚überhaupt‘ eine Beziehung zu haben, sei ihr zu eng, zu nah, zu viel ...

War es dieses ‚überhaupt‘, das tatsächlich schon seit Wochen zwischen ihnen hing?

Maria hatte bei einem Besuch in der Wohnhöhle bedenklich gestimmt, dass sie die Sektflasche fast alleine austrank. Und das, obgleich sie ansonsten kaum noch Alkohol zu sich nahm. Sie hatte diese Beobachtung ihrer selbst erst einmal auf die Dunkelheit der Gegend und der Wohnhöhle geschoben. Aber sie hatte auch eine merkwürdige Unfreiheit empfunden. War das ‚überhaupt‘ dafür verantwortlich?

Dieses ‚überhaupt‘ in Verbindung mit dem Begriff Beziehung erschien ihr nun als Nekrophilie pur. Es war die Verbindung dieses ‚überhaupt‘ mit dem Begriff der Beziehung, der Maria zu schaffen machte. Sie und die Hirtin hatten immerhin manches miteinander getan und manches miteinander erlebt. Irgendeine Form von Beziehung musste dadurch auch auf Seiten der Hirtin zustande gekommen sein. Das ‚überhaupt‘ war wie ein Kübel kalten Wassers, voll Spott und Hohn. Nach einem Saunagang wurde er über ihrem Haupt ausgegossen. Das ‚überhaupt‘ nichtete den Wert jeder der errungenen kleinen Gemeinsamkeiten. Das wenige Gemeinsame wurde zum Teil eines leeren Sandhaufens.

Eine Lüge

Die Hirtin lebte in einem vielseitigen Beziehungsgefüge. In Ausschnitten hatte sie uns daran teilhaben lassen, als wir an ihrem Kaminfeuer saßen. Sie war auf Menschen, Tiere und Gegenstände aller Art bezogen. Sie praktizierte darin auch Verbindlichkeit.

Würde die Hirtin nun jedem Menschen in ihrer Umgebung die Mitteilung zukommen lassen, ‚überhaupt eine Beziehung zu haben, ist mir zu eng, zu nah, zu viel ...‘?

Würde sie nun auch ihre Frauengruppe aufgeben?

Würde sie zukünftig ihre Tiere sich selbst überlassen?

Nichts dergleichen war zu erwarten. Jedenfalls nicht in nächster Zeit. Die Hirtin meinte diese Beziehungen sicher nicht.

Sie meinte ‚überhaupt eine Beziehung ...‘, den Begriff einer Mode.

Ich erschauere vor Modebegriffen. Modebegriffe können unecht, unwahrhaftig, billig und gemein sein. Modebegriffe spiegeln immerhin den Geist einer Zeit. Mit Modebegriffen kann sich eine menschliche Gesellschaft selbst verhöhnen, um nicht zu sagen ad absurdum führen.

Der Satz ‚überhaupt eine Beziehung zu haben, ist mir zu eng, zu nah, zu viel ...‘ ist aus grammatischer Sicht eine Lüge. Die Hirtin hatte Maria angelogen.

Wie komme ich darauf?

Die Lüge wird seit und mit Augustinus¹⁶² und Thomas von Aquin¹⁶³ nach dem Zweck von Sprache definiert. Sprache hat die Aufgabe,

Gedanken mitzuteilen. In der Lüge wird der natürliche Sprachzweck der Gedankenmitteilung gestört.

Eine Lüge ist erfolgreich, wenn ein Gegenüber der Wahrheit der Rede des Sprechers vertraut. Wird die Lüge erkannt, zerstört sie Vertrauen. Hiernach schließt sie das Glück aus, das jedem zuteil wird, der auf dem Weg der Erkenntnis und des Austausches von Wahrhaftigkeit wandelt. Die Lüge ist als eine Attacke auf die Seele des Gegenübers zu begreifen. Sie kränkt und entwürdigt. Im Falle eines Mordbegriffs ist das besonders schwer zu erkennen.

Mit ihrer eigenen Kränkung umzugehen, war Maria möglich. Für ihre Sorge um die Hirtin fand sie allerdings weder bei dieser noch bei der Frauengruppe offene Ohren. Die elende Verfassung, die Maria bei der Hirtin annehmen musste, blieb unabdingbar allein deren Einsamkeit überlassen. Das machte Maria noch weit mehr zu schaffen als ihre eigene Kränkung. Die Auswirkungen der Lüge auf den Lügner sind schwerwiegender als auf den Belogenen, sagt Augustinus. Die Lüge zerstört Werte des Personseins, des authentischen Klingens des Menschen. Sie distanziert den Menschen von seinem eigenen Personsein. Sie entwertet das, was sein Leben tatsächlich ausmacht. Es ist also die Entwertung der eigenen Lebendigkeit, die die Lüge zu der so großen Gefahr für den Lügner selbst macht. Einmal mag sie auf verkehrter Selbstliebe und Feigheit beruhen. Das andere Mal ist sie der Anfang zu weiteren Lügen, zu Trotz und zu einer endlosen Selbsttäuschung. Hiervon ausgenommen ist lediglich die Lüge in akuter Not, die Notlüge, die der Rettung des eigenen Lebens dient.

Die Hirtin bestimmte. Die Hirtin setzte den Punkt. Maria war es überlassen, sich für das Gehabte zu bedanken und hernach zurückzuziehen.

Carpe diem

Die Zeit in der Frauengruppe, die ihr noch blieb, wollte Maria gut nutzen!

Ihre Neuronen waren nach dem Kontaktabbruch der Hirtin in einer Weise energetisch aufgeladen, wie lange nicht mehr. Schon allein dafür liebte Maria die Hirtin.

Einige Wochen zuvor war eine Diskussion in der Gruppe über den Sinn und Unsinn ihres Fortbestandes geführt worden. Zu viele waren dabei, die einfach nur mal gucken wollten, selbst aber nichts beitragen. Zu wenige hatten Ideen, was überhaupt beigetragen werden könnte. Einige kannten sich schon so lange, dass ihr Bedürfnis, ihre Meinungen untereinander weiteren Diskursen auszusetzen, erschöpft war. Neuere, die die älteren Diskussionen nicht mitbekommen hatten, waren nur bedingt willkommen. Entweder sie waren zu unbedarft oder sie vertraten Ansichten, die in dieser Gruppe abgelehnt wurden. Nur wurde ihnen das natürlich erst nach und nach klar, vor allem dann, wenn sie sich überraschend wieder ausgeschlossen fanden. In einer Sinnkrise hatte die Hirtin damals tatsächlich behauptet, sie betreibe die Gruppe ausschließlich im Interesse der anderen Frauen. Diese sollten bestimmen, wie weiter zu verfahren sei. Sie beschränke sich auf die Administration.

Daran dachte Maria, als sie ihre aufflammende Kreativität dazu nutzte, sich in der Erörterung von Themen aus dem feministischen Kontext zu üben. Nicht dass sie die anderen Frauen gebraucht hätte, um sich Themen zu erarbeiten. Ganz im Gegenteil. Das konnte sie besser alleine. Doch sie brauchte ein Feedback. Sie brauchte die Anstöße der anderen Frauen für die Fortentwicklung ihres Denkens. Sie brauchte Zustimmung, Ablehnung und Widerstand. Im dionysischen Erkenntnisstil war ihr jede einzelne Reaktion kostbar.

Maria machte sich zur Unterhalterin der Frauengruppe. Wie so manches Mal in den fruchtbarsten Phasen ihres Lebens gab sie den Narren. Gleich seinem Bild im delphischen Tarot machte sie sich daran, absichtslos den Raum der Gruppe zu beherrschen. Wohin das führen konnte, war nur von Außen oder im Nachhinein zu erkennen. Alles Verhalten lief darauf hinaus, um ein Neues den Weg aus der Höhle von Dunkel und Undifferenziertheit in ein neues Licht zu finden. Dabei tanzte sie mitunter in ekstatischer Selbstvergessenheit gleichsam am Rande eines Abgrundes.

Für eine gewisse Weile wollte sie tagtäglich einen Beitrag liefern. Sie wollte das Denken der Frauen näher kennen lernen, ihre Eigenheiten, ihre Stärken, ihre Schwächen.

Das war der eine Aspekt. Der andere? Sie hoffte darauf, dass die Hirtin wenigstens in der Gruppe noch einmal zu ihr reden würde, dass sie ihr wenigstens hier ein kleines Zeichen der Wertschätzung schenken würde.

Wie ein Vogel entfaltete Maria ihr Gefieder. Wach' auf, schrie jedes ihrer Worte. Wider alle Vernunft und gegen allen common sense engagierte sie sich mit Berichten von Konferenzen, von Ausstellungen und anderen Veranstaltungen. Als ihre Sprache als zu schwierig und ihr Denken als zu wissenschaftlich moniert wurde, stieg sie auf kleine Geschichten um. Doch die musste sie aus ihrem Alltag nehmen. Und sie musste darin ihre Gefühle benennen. Manche der Gruppe konnte sich in den Geschichten wieder erkennen. Manche konnte darüber verstimmt sein. Doch Maria ahnte, ihrem Bleiben in der Gruppe war das Ende bereits bestimmt. Sie hatte nichts zu verlieren. Sie musste keine Rücksichten mehr nehmen. Sie nahm die Zweifel aller Beteiligten auf, suchte nach den Gemeinsamkeiten unter den verschiedenen Gruppenmitgliedern und wagte, auch das Trennende zu pointieren. Es war nur noch eine Frage der Zeit, wann die Hirtin sie hinauswerfen würde.

Noch blieb die Hirtin stumm. Meldete sie sich in der Frauengruppe zu Wort, dann nur auf Beiträge von anderen. Maria war keiner Antwort wert.

Nur einmal, als Maria sich darüber Gedanken machte, wie Frauen und Männer dazu gebracht werden könnten, an gleichen Zielen zu arbeiten, meldete sie sich. Das ging der Hirtin eindeutig zu weit. Gedanken darüber, wie Männer zu erziehen seien, wie islamische Feministinnen sie anstellen, das kam für sie nicht in Frage. Barsch kanzelte sie Maria ab.

Die Hirtin ließ Maria nun alle ihre Macht spüren. Maria sollte fühlen, wie wenig Sprachmächtigkeit ausrichten kann, wie wenig Begehren und Verlangen nach nur einem kleinen Wort der Anerkennung vermag, wenn die andere, das fantasierte Gegenüber nicht will.

Maria bereitete sich auf den befreienden Verzicht auf ihre Wünsche vor. Tatsächlich war sie noch nicht so weit, ihn zu vollziehen.

In ihrem Schweigen gab sich die Hirtin wie eine unverwundbare Heldin. Ob sie es wirklich war? Maria wollte es nicht glauben. Das entsprach weder der zarten Seele der Hirtin, die sie lediglich in einem strengen und harten Kern versteckte, noch dem Akt, mit dem sie Maria letztlich radikal aus der Gruppe verbannen sollte. Dieser Akt sollte zu einem Ausdruck von Angst und unsäglicher Hilflosigkeit werden.

Vier Wochen gewährte die Hirtin Maria, um ihren Verlust zu betrauern. Dann sperrte sie ihr den Zugang zur Gruppe. Sie dulde nicht, dass andere Teilnehmerinnen ihrer Gruppe diffamiert würden.

Welche Beiträge waren die Auslöser?

Drei Themen waren Stein des Anstoßes. Maria hatte eine Diskussion darum beginnen wollen, ob Late Bloomers mehr mit den jungen Lesbierinnen mit Kinderwunsch als mit den Early Birds verbindet. Sie hatte eine Diskussion über die Art und Weise führen wollen, in der in Teilen der lesbischen Szene mit dem Begriff ‚Biologismus‘ umgegangen wird. Und sie hatte das Verständnis lesbischer Sexualität in den Positionen der 1980er Jahre nach Maßgabe jüngerer Positionen kritisch reflektieren wollen.

Sie konnte die Themen noch ansprechen. Ob andere noch Stellung nahmen, erfuhr sie nicht mehr. Keine Vorwarnung, keine Begründung, keine Verteidigung. Nur der Hinweis, Marias Beiträge hätten sich in der letzten Zeit verändert, es seien Beschwerden gekommen und es habe eine Flut von Austritten aus der Gruppe gegeben. War Maria das alles verborgen geblieben?

Die Gerechtigkeit sucht sich schon ihren Weg.

Einige Monate später fand Maria den Weg zur Auflösung noch offener Fragen. Ihre letzten Beiträge waren in einem Papierkorb gelandet, auf den jede Teilnehmerin zugreifen konnte, wollte sie wissen, was in der Gruppe verpönt war. Keine hatte sich ihretwegen verabschiedet. Diejenigen, die vorher aktiv gewesen waren, waren es auch später noch. Natürlich nur, sofern die Hirtin sie nicht vergrault oder ausgeschlossen hatte. Maria war offenbar nicht die einzige, die der Hirtin lästig geworden war. Ihr Bedürfnis nach Verehrung hatte mittlerweile gottgleiche Ausmaße angenommen. Dankbarkeit gegenüber denen, die ihre Gruppe noch aufsuchten, war ihre Sache nicht. Sie war die große Gönnerin, die bei Laune zu halten war. Diskussionen führte sie nach dem Motto Sieg oder Niederlage. Einwänden der einen oder anderen begegnete sie nur noch mit dem Argument, die andere möge doch gegenhalten.

Maria gewann den Eindruck, dass die Hirtin mittlerweile um sich schlug wie ein wilder, toll gewordener Vogel, der sich in seiner Verzweiflung sein eigenes Gefieder ausrupft. Wenn irgendjemand ihr das vorhielt, verbat sie sich die Deutung ihres Verhaltens oder konterte, sie sei kein Vogel, der sich in irgendeinem Netz verstrickt habe, sondern ein freies menschliches Wesen mit einem unabhängigen Willen, den sie geltend mache, indem sie sei, wie sie sei.

Und wie es mit der Gruppe weiterging? Das ist leicht vor auszusehen. Es war wie bei den zehn kleinen Negerlein. Am Ende des Jahres war neben der Hirtin nur noch ein anderes übrig. Zu oft und zu vielen hatte die Hirtin entgegen gehalten, überhaupt eine Beziehung zu haben sei ihr zu eng, zu nah und zu viel. Gleich dem hässlichen Mister Scrooge saß sie an Weihnachten nun allein in ihrer Wohnhöhle. Nur ihre Hündinnen und ihr Katzenmädchen waren noch dabei. Ab und an durfte der zugelaufene Kater noch herein treten.

Gegengewalt

Als die ersten Frauen anfangen, die in ihrer Ehe erlittene Gewalt zu thematisieren, wurden sie verurteilt. Sie brachen den ‚allgemeinen‘ Konsens darüber, was aus einer Intim- und Privatsphäre je nach außen dringen durfte. Diejenigen, die verurteilten, bekannten sich letztlich dazu, dass Vergewaltigungen und andere körperliche Gewalt in ihren Augen eine anzuerkennende Gestaltungsform ehelicher Verhältnisse sein dürfe und der schwächere Teil dies zu akzeptieren habe. Doch erst der Mut einiger Frauen, an die Öffentlichkeit zu gehen, hat zu einer Veränderung der Haltung der Öffentlichkeit geführt. Erst dieser Mut hat, wie wir heute wissen, zu einer Veränderung des Bewusstseins und Verhaltens vieler Einzelner in ihrem Alltag geführt.

Nicht anders ging es Kindern, die die Gewalt ihrer Eltern öffentlich machten.

Ich glaube als einen zentralen feministischen Ansatz die Selbstreflexion im Hinblick auf die Wiederholung kritizierter Verhaltensmuster im eigenen Verhalten begriffen zu haben. Doch Kritik verursacht Angst. Der kritisierte Täter glaubt sich einem Angriff von Hass, Ausbeutung und Verfolgung ausgesetzt. Seinen eigenen Hass und Sadismus schreibt er seinem Gegenüber zu. Plötzlich steht die sadistische, frustrierende und quälende Mutter wieder vor ihm. Einen demokratischen Austausch von Argumenten gibt es nicht mehr. Arno Gruen¹⁶⁴ hat hierin den Neid auf das Humane, die Unfähigkeit, das Humane zu ertragen, erkannt. Der kritisierte Täter ist gefangen in einem sadistischen System von Opfer und Verfolger, in dem er ohne Wirklichkeitsbezug zwischen den Rollen frei flottiert. In meiner juristischen Praxis habe ich oft erlebt, dass Täter die offene Kritik oder das Leid von Opfern als diffamierende Denunziation bezeichnen. Die herrschende Meinung tendiert von alters her dazu, in manchem Opfer nicht mehr als einen empörenden Denunzianten zu sehen. Regeln vor allem der Diskretion standen schon immer höher als der Schutz von Opfern. Warum sollte es anders sein? Die passive Hinnahme von Gewalt dient doch dem Frieden und der Ruhe oder etwa nicht? Über das, was Recht und Unrecht ist, finden ja noch viele Einigkeit. Aber auch darüber, was gegen Unrecht und Ungerechtigkeit zu tun ist? Ich befürchte, das wir oft noch weit von demokratischem Ethos entfernt sind! Ein Mensch, der behauptet, dass man ihn ungerecht behandelt hat, wird prinzipiell eher zum Schweigen gebracht, als dass seine Stimme gehört wird.

Alle Gewalt ist dadurch gekennzeichnet, dass den Täter ein Gewissen nicht plagt, dass er nur an sich und seine Bedürfnisse denkt. Sein Gegenüber und dessen Ergehen ist ihm gleichgültig.

Täter, die sich zu Opfern stilisieren, dem Opfer dadurch noch ein weiteres Unrecht zufügen, indem sie sich zum Opfer der Diffamierung, der Verleumdung, des Denunziantentums oder von Verstößen gegen Regeln der Intimsphäre stilisieren, wollen noch immer wirkliche Opfer zum Schweigen bringen. In der Vergangenheit waren es Opfer von Naziverbrechen, von Vergewaltigung, sexuellem Missbrauch und anderer Gewalt, die zunächst einmal beschuldigt wurden, Entschädigungen zu Unrecht zu verlangen. Deshalb ist ihnen der Anspruch auf rechtliches Gehör versagt worden. Heute sind es manche subtilere Gewaltmechanismen, die nicht offenbar werden sollen. Die Beschuldigungen, die zum Schweigen führen sollen, haben immer die gleiche Gestalt. Ihnen fehlt die Substanz in der Tatsachenbeschreibung. Sie wehren Deutungen eines Verhaltens als Unrecht ab. Sie führen das Szepter der Schuldumkehr.

Schon die Hexenprozesse haben darauf aufgebaut. Im Denunziantenprozess musste der Angeklagten nicht einmal offen legen, wer welche Beschwerden vorgebracht hat. Der Erfolg dieser Prozesse beruhte darauf, dass einem ersten Denunzianten andere folgten. Zur Belohnung erhielt der erste ein Drittel des Vermögens der Angeklagten, mindestens jedoch 2 Gulden. Einzelheiten sind aus dem Prozess gegen die Mutter des berühmten Johannes Kepler¹⁶⁵ überliefert. Der einzelnen Anklage ging eine Phase des Gerüchtes oder eine Denunziation voraus. Ein Recht auf Verteidigung gestand man der ‚Hexe‘ nicht zu. Sie wurde inhaftiert, entkleidet, rasiert und verhört. Ihr Pakt mit dem Teufel war auf grausame Weise zu erfragen und zu erproben. Ein Geständnis war zu erpressen, bevor der Feuertod auf dem Scheiterhaufen ihrer Seele zur Reinigung verhelfen sollte.

Sind Frauen nach diesen Erfahrungen davor gefeit, Methoden der Hexenprozesse anzuwenden? Wohl kaum.

Auch Frauen wenden solche Methoden an, wo sie ihnen zu ihrem Machterhalt opportun erscheinen. Nicht bei allen ist angekommen, dass Mechanismen der Unterdrückung nicht allein durch das Studium der Geschichte des Leides von Frauen erkannt werden können. Die gründliche Erkenntnis verlangt auch das Studium der Machtverhältnisse, in denen Frauen und Männer leben und gelebt haben.

Ein zivilgesellschaftliches Hilfsmittel gegen Unrecht, das noch nicht in allgemeinem Bewusstsein ist, ist die öffentliche Rede.

Maria drängte es nach ihrem Ausschluss aus der Frauengruppe weiter, sich gegen die Hirtin zu empören. In einem letzten Aufbäumen fasste sie den wesentlichen Sachverhalt in einem langen Brief zusammen, klagte ihrerseits an, forderte Begründung des Vorwurfs, forderte eine Entschuldigung und versandte den Brief innerhalb einer kleinen Öffentlichkeit. Aus Erfahrung – zu ihrem eigenen Schutz. Die meisten Adressatinnen würden nicht Partei für sie ergreifen. Doch wenigstens eine würde sie sicher für sich gewinnen. Eine Mitstreiterin für die Lebendigkeit von Frauen wäre gewonnen.

Maria verstieß gegen die Regeln der Diskretion. Sie handelte gegen die Konvention, obzwar die Zeiten vorbei sind, in denen es einen Scheidungsgrund darstellte, wenn eine Frau Dritten Intimitäten aus dem Eheleben offenbarte und sie mit diesen besprach. Auch unter Frauen ist das Schweigegebot ein Unterdrückungsinstrument.

Marias Rede in kleiner Öffentlichkeit verursachte Aufruhr und neue Positionierungen. Sie schuf vor allem Nachdenklichkeit, Reflexion.

Dank

Dank ist eine wunderbare Einrichtung. Er erinnert uns an unsere Selbstverantwortung, an die erhaltenen Geschenke. Er macht uns bewusst, dass nichts von dem, was ist oder war, selbstverständlich ist oder war. Er vergegenwärtigt uns noch einmal den Wert eines anderen Menschen für unser eigenes Leben. Wir realisieren über den Dank die Besonderheit eines anderen Menschen. Der Dank erteilt jeder Anspruchshaltung eine Absage, erhält und fördert unsere Freude am Leben.

Schon wieder muss ich an die Schöpfung denken. Lässt Haydn nicht bis heute den Raphael singen: Doch war noch alles nicht vollbracht. Dem Ganzen fehlte das Geschöpf, das Gottes Werke dankbar seh'n, des Herrn Güte preisen soll?

Wenn ich solche Worte in meinen Sonntagspredigten unterbringe, kann ich der Aufmerksamkeit meiner Zuhörer gewiss sein. Nun gut, es sind Zuhörer, die Predigten hören wollen. Andere mögen sich vertrieben fühlen. Und dennoch.

Der Hirtin sei Dank. Sie hat Maria und mich reich beschenkt. In den Grenzen unserer Wahrnehmung. Mit ihrer Frauengruppe, mit ihrer E-Mail, mit ihrem Schweigen, mit ihrem Urteil. Wir haben sie in uns eingelassen und unsere Identität neu bestimmt. Die Hirtin ist zu einer nicht hinweg zu denkenden Mitgestalterin geworden. Wir sind in unserem jetzigen Sein auch durch das Wirken und Sein der Hirtin. Das bringt uns zu unserer Verantwortung zurück.

Diese Geschichte handelte von Formen des Tötens, vom Töten einer Mensch. Und doch war es ein Töten zum Leben. Das Leben der Hirtin ist unser Leben. Es ist die Andere in uns, die wir nicht töten können, ohne uns selbst zu töten, die wir in ihrem Sterben nicht alleine lassen dürfen ohne in unserem Sterben selbst alleine zu sein.

Das Leben eines Tages ist selten das einzige. Und Gefühl und Verstand zu verbinden ist eine Kunst.

Trennen wollten wir uns, wähten es gut und klug;

Da wir's taten, warum schröckt' uns, wie Mord, die Tat?

Ach ! wir kennen uns wenig,

Denn es waltet ein Gott in uns.

Schon Hölderlin hat das entdeckt. Ein Mann? Ich denke, ein Mensch!

2010 © Alle Rechte bei Helga Müller / 2010 © All rights by Helga Müller / helgam@dr-helga-mueller.de

¹ Karl Jaspers, *Psychologie der Weltanschauungen*, 2. Aufl., basierend auf der 6. Aufl. von 1971, München u.a. 1985, S. 331.

² Aleister Crowley (1875-1947) war der geistige Vater des heute in seiner Bekanntheit gleich nach Rider Waite stehenden Tarot. Crowley abstrahierte die Motive der älteren Tarotkarten, indem er die Bedeutung der Karten in einer vielschichtigen Symbolik zum Ausdruck brachte. Diese Symbolik entstammte der Welt der Magie, der Astrologie, der Alchemie, der Kabbala, den Überlieferungen mediterraner Kulturen und keltischer Völker sowie der Mythologie des alten Ägypten. Gemalt wurden die Karten von der englischen Künstlerin Lady Frieda Harris (1877-1962).

³ Kabbala, wörtlich >empfangen durch Tradition<, heißt speziell im 13. Jh. die jüdische mystisch-theosophische Geheimlehre, die mit dem Anspruch auftritt, alte Offenbarung zu sein. Kabbala enthält schon das dem Abraham zugeschriebene Buch Jesira, das die Welt aus der Kombination der 10 göttlichen Emanationen und der 22 Buchstaben des hebräischen Alphabets entstehen lässt. Das Hauptwerk der Kabbala, der Sohar, erschien 1280/90.

⁴ Dorothee Sölle (1929-2003), deutsche feministische evangelische Theologin und Schriftstellerin, die sich gegen Ende ihres Lebens zunehmend dem Mystizismus etwa von Meister Eckhart verbunden fühlte.

⁵ Martin Buber (1878-1965), jüdischer Religionsphilosoph mit Wurzeln in Österreich und Deutschland, 1924-1933 Lehrbeauftragter und Honorarprofessor für Jüdische Religionslehre und Ethik in Frankfurt am Main, der dem Nationalsozialismus in das spätere Israel entkommen konnte, in: *Ich und Du*, Stuttgart 1995, S.6 f. und 61: >Die Welt als Erfahrung gehört dem Grundwort. Ich-Du stiftet die Welt der Beziehungen<, >der Zweck der Beziehung ist ihr eigenes Wesen, das ist: die Berührung des Du. Denn die Berührung jedes Du rührt ein Hauch des ewigen Lebens an<.

⁶ Nach Ovid, *Metamorphosen*, Erstes Buch, Rn 690 ff., Stuttgart 1994, S. 57 f. bat die Naiade, die von den Nymphen Syrinx genannt wurde, auf der Flucht vor Pan die Schwestern der Wassertiefe um Verwandlung. Als Pan glaubte, Syrinx schon ergriffen zu haben, hielt er anstelle der Nymphe Sumpfschilf im Arm. Die vom Sumpfschild ausgehenden Klänge inspirierten ihn zum Bau der Panflöte, bei der Rohre ungleicher Länge

zusammengeklebt sind.

- ⁷ Mit Moiren wird eine Dreiergruppe von Schicksalsgöttinnen in der griechischen Mythologie, Töchter des Zeus und der Themis bezeichnet. Es handelt sich um Klotho, die den Lebensfaden spinnt, Lachesis, die dessen Länge bemisst, und Atropos, die den Lebensfaden abschneidet.
- ⁸ Nornen sind die schicksalsbestimmenden Frauen in der nordischen Mythologie. Einige sollen von Göttern, andere von Zwergen und Elfen abstammen. Sie haben Verwandtschaft zu den römischen Parzen und griechischen Moiren. Urd ist das Gewordene, Verdandi das werdende und Skuld das werdensollende. Sie sind Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Nach der Völuspá wohnen sie an der Wurzel der Weltenesche Yggdrasil an einem Brunnen.
- ⁹ Matres und Matrones waren im 1. bis 5. Jhd. göttliche Gestalten des nordwestlichen Europa teils mit keltischen, teils mit germanischen Namen.
- ¹⁰ Musen sind in der griechischen Mythologie die Schutzgöttinnen der Künste, Töchter des Zeus und der Mnemosyne, der Göttin der Erinnerung. Zunächst sind es Melete für das Nachdenken, Mneme für das Gedächtnis und Aoidē für den Gesang und die Musik. Nach Hesiod sind es dann Klio, die Rühmende als Muse der Geschichtsschreibung, Melpomene, die Singende, als Muse der Tragödie, Terpsichore, die fröhlich im Reigen tanzende, als Muse der Chorlyrik und des Tanzes, Thalia als Muse der Komödie, Euterpe, die Erfreuende als Muse der Lyrik und des Flötenspiels, Erato, die Liebevoll- und Sehnsucht weckende, als Muse der Liebesdichtung, Urania, die Himmlische, als Muse der Sternkunde, Polyhymnia, die Liederreiche, als Muse des Gesangs und Kalliope, die mit der schönen Stimme, als Muse der epischen Dichtung, der Rhetorik, der Philosophie und der Wissenschaft.
- ¹¹ Charlotte Brontë, *Jane Eyre*, übertragen und mit einem Nachwort versehen von Bernhard Schindler, Leipzig und Weimar 1989, 8. Kapitel, S. 84.
- ¹² Pierre Puvis de Chavannes (1824-1898), bedeutendster Dekorationsmaler Frankreichs, *Der Traum*, 1883, Öl auf Leinwand, 82 x 102 cm, Musée du Louvre, Paris.
- ¹³ William Degouve de Nuncques (1867-1935), französischer Künstler mit Lebensmittelpunkt in Belgien, *Engel der Nacht*, 1894, Öl auf Leinwand, 48 x 60 cm, Rijksmuseum Kröller-Müller, Otterlo.
- ¹⁴ Louis Welden Hawkins (1849-1910), englisch-deutsch-französischer Künstler mit Lebensmittelpunkt in Paris, *Engel mit Heiligenschein*, 1894, Öl auf Leinwand, 61 x 50 cm, Privatbesitz, Paris.
- ¹⁵ Carlos Schwabe (1866-1929), deutscher Künstler mit Lebensmittelpunkten in der Schweiz und Frankreich, *Der Tod des Totengräbers*, 1895-1900, Aquarell und Gouache über Bleistift auf Papier, 75 x 55,5 cm, Cabinet des Dessins, Musée du Louvre, Paris.
- ¹⁶ Hugo Simberg (1873-1917), Finnischer Maler, *Verwundeter Engel*, 1903, Öl auf Leinwand, 127 x 154 cm, Ateneumin Taidemuseo, Helsinki.
- ¹⁷ Romy Schneider (1938-1982), Filmschauspielerin.
- ¹⁸ Ein Engel auf Erden, 1959, Drehbuch und Regie: Geza van Radványi (1907-1986), Produzent: Artur Brauner (1918-).
- ¹⁹ Nana Osten, (1940-), Filmschauspielerin.
- ²⁰ Der Engel, der seine Harfe versetzte, 1958/59, Drehbuch: Heinz Pauck und Günter Neumann, Regie: Kurt Hoffmann, Produktion: Georg Witt.
- ²¹ Film und Frau, Heft 22/VIII, 4. Vierteljahr 1956, S. 3.
- ²² Film und Frau, Heft 22/VIII, 4. Vierteljahr 1956, S. 33.
- ²³ Film und Frau, Heft 22/VIII, 4. Vierteljahr 1956, S.4 und 5.
- ²⁴ Jacqueline Audry (1908-1977), französische Regisseurin mit besonderer Bewunderung für Colette, deren Romanen sie besonders in ihren Filmen *Gigi* von 1949 und *Mitsou* von 1956 folgt.
- ²⁵ Balthus Klossowski de Rola, genannt Balthus (1908-2001), polnisch-französischer Maler: *Mitsou, Vierzig Bilder von Balthus mit einem Vorwort von Rainer Maria Rilke*, Frankfurt 1995.
- ²⁶ Sidonie-Gabrielle Colette (1873-1954), französische Schriftstellerin, Varietékünstlerin und Journalistin, als erste Autorin in die Académie Goncourt berufen, von ihrem ersten Ehemann zur Hebung seines Ruhmes ausgebeutet,

-
- indem er ihre zunehmend erfolgreicherer Claudine-Romane unter seinem Pseudonym 'Willy' veröffentlichte; unter ihrem eigenen Namen erschien Mitsou 1919.
- ²⁷ Bertel Thorvaldsen (1770-1844), dänischer Bildhauer, *Amor und Psyche*, 1804, Thorvaldsens Museum, Copenhagen.
- ²⁸ Reinhold Begas, deutscher Bildhauer und Maler, *Amor und Psyche*, 1857, Alte Nationalgalerie, Berlin.
- ²⁹ Apulejus, Der goldene Esel, ältester vollständig erhaltener Roman der Literaturgeschichte, um 170 n. Chr. entstanden.
- ³⁰ Homer (vermutlich Ende des 8. Jhdts. v. Chr.), der erste namentlich bekannte Dichter der griechischen Antike und Schöpfer der ältesten Werke der abendländischen Literatur.
- ³¹ Clemens Brentano (1778-1842), deutscher Schriftsteller, einer der Hauptvertreter der Heidelberger Romantik.
- ³² Clemens Brentano, An dem Feuer saß das Kind, in: Werke, Band 1, München 1963-1968, S. 259f.
- ³³ Friedrich Schiller (1759-1805), deutscher Dichter, Dramatiker, Philosoph und Historiker, neben Goethe, Wieland und Herder der wichtigste Vertreter der Weimarer Klassik.
- ³⁴ Themis, Tochter des Uranus und der Gaia, Gemahlin des Zeus, Mutter der Horen und Moiren, nach Aischylos, Der gefesselte Prometheus, Zeile 18 auch Mutter des Prometheus, Mutter der Gerechtigkeit und Gesetzlichkeit, hat zwischen Gaia und Phoibe das delphische Orakel verwaltet.
- ³⁵ François Millet, *Die Hirtin*, 1863, Öl auf Leinwand, 81 x 101 cm, Musée d'Orsay, Paris.
- ³⁶ Vincent van Gogh, *Die Hirtin*, 1889, Öl auf Leinwand, 53 x 41,5 cm, Sammlung Baron von Hirsch, Basel.
- ³⁷ Anders Zorn, *Die Hirtin*, 1908, Öl auf Leinwand, 121 x 91,5 cm, Zornmuseum, Mora, Schweden.
- ³⁸ NT, Johannes 1, 1.
- ³⁹ Joseph Haydn, Die Schöpfung (1796-1798), thematisiert die Erschaffung der Welt nach Texten aus der Genesis des AT und Milton's Das verlorene Paradies (Paradise lost), erstveröffentlicht 1667.
- ⁴⁰ Elohim ist in der hebräischen Bibel, dem Tanach, der plurale Allgemeinbegriff für Gott. Auch im AT ist er das am häufigsten gebrauchte Wort für >Gott< und wird auch hier als Bezeichnung für Gott in seinen vielfältigen Gestaltungen begriffen, was aus feministischer Sicht auch einen weiblichen Aspekt umfasst
- ⁴¹ Die >Landungsbrücken< sind frühere Fabrikhallen in der Nähe des Frankfurter Westhafens, die zu Ateliers und Theaterräumen umgestaltet worden sind.
- ⁴² Kurt Schwitters, Die Sonate in Urlauten oder Ursonate, 1923-1932 in verschiedenen Versionen, wobei die Version von 1932 als Tonaufnahme überliefert ist; sie gilt als dadaistische Sprechoper.
- ⁴³ Neptunismus und Vulkanismus sind geologische Theorien zur Entstehung der Landmassen. Am Ende des 18. Jhdts. und Anfang des 19. Jhdts. wurde im sog. Basaltstreit, der alle Intellektuellen erfasste, um die Berechtigung gerungen bis Alexander von Humboldt die bis heute gültigen Beweise für die Berechtigung der Theorie des Vulkanismus erbrachte. Im 18. Jh. galten die Begriffe Neptunismus und Vulkanismus auch als Metaphern für konservative Ideen (Neptunisten) bzw. für ein revolutionäres Ideengut (Vulkanisten).
- ⁴⁴ Die Frankfurter Heiliggeistkirche im Dominikanerkloster gehört zu den Lebensstationen von Meister Eckhart. Er war dort mehrere Jahre lang Prediger.
- ⁴⁵ Thomas Mann, Der Zauberberg, Frankfurt am Main 2008, S. 651.
- ⁴⁶ Giovanni da Modena (1409-1451), *Das Mysterium von Sündenfall und Erlösung*, Fresko in der Kirche San Petrono n Bologna.
- ⁴⁷ Gerolamo dai Libris (1474/75-1555), *Madonna und Kind mit der heiligen Anna*, ca. 1510-1518, Öl auf Leinwand, 158,1 x 94 cm, ehemals das Zentralstück im Triptychon in S.Maria della Scala, Verona, jetzt National Gallery, London.
- ⁴⁸ Jacques Richard Chéry (1928-), Historien- und Folkloremaler aus Haiti.
- ⁴⁹ Dennis Gabor (1900-1979), in Ungarn geborener, englischer Ingenieur, der 1947 das Prinzip der Holografie entwickelte.

-
- ⁵⁰ Das Samsara beschreibt im Sanskrit den Zyklus von Werden und Vergehen im Kreislauf der Wiedergeburten, an den Hinduismus, Buddhismus und Jainismus anknüpfen.
- ⁵¹ Perseus, Sohn des Zeus und der Danae, wird als Neugeborener von Danaes Vater zusammen mit seiner Mutter in einer Kiste auf dem Meer ausgesetzt. Die Kiste wird auf der Insel Seriphos an Land getrieben. Polydektes, der König, verliebt sich in Danae. Um den herangewachsenen Perseus zu beseitigen, schickt Polydektes diesen aus, das Haupt der Gorgo Medusa zu holen. Perseus tötet die Gorgo unter Mithilfe des Hermes und der Athene.
- ⁵² Gorgo Medusa, eine der drei Töchter des Phorkys und der Keto. Nur Medusa ist sterblich. Sie zählt zu einer Reihe griechisch-mythologischer Spukgestalten und Dämonen.
- ⁵³ Constable Odo gehört zum Personal der Science-Fiction Serie Star Trek: Deep Space Nine mit inzwischen mehr als 700 Episoden. Er verbringt nach seiner Entdeckung zunächst einige Jahre im Bajoranischen Institut für wissenschaftliche Forschung. Dort erhält er seinen Namen, der in der Sprache der Cardassianer >odo'itel<, i.e. >unbekannte Probe< oder wörtlich >Nichts< heißt. Durch Experimente werden seine formwandlerischen Fähigkeiten entdeckt. Aufgrund derselben wird er zum Sicherheitsingenieur auf dem Raumschiff Enterprise ernannt, muss aber nach jeweils rund 18 Stunden für eine gewisse Zeit zur Regeneration in seine flüssige Form zurückkehren.
- ⁵⁴ Mit dem Deutschen Herbst werden Zeit und politische Atmosphäre im September und Oktober 1977 bezeichnet, die geprägt waren durch die Anschläge der Rote Armee Fraktion (RAF), die Ermordung Hanns Martin Schleyers, die Entführung der Lufthansa-Maschine Landshut und die bis heute nicht aufgeklärten (Selbst-)Morde der führenden RAF-Mitglieder Baader, Ensslin und Raspe in der Haftanstalt Stuttgart-Stammheim.
- ⁵⁵ Charles Dickens, Aufzeichnungen aus Amerika, 1842, herausgegeben z.B. von Detlef Brennecke, Stuttgart 2002.
- ⁵⁶ Antje Schrupp, Pressesprecherin der evangelischen Kirche in Hessen und Nassau.
- ⁵⁷ Christopher Street Day, kurz CSD, ist ein jährlich wiederkehrend begangener Fest-, Gedenk- und Demonstrationstag in Erinnerung an den Aufstand Homosexueller und anderer sexueller Minderheiten im Jahr 1969 gegen Polizeiwillkür in der New Yorker Christopher Street in Greenwich Village.
- ⁵⁸ Marilyn Monroe (1926-1962), amerikanische Schauspielerin, Sängerin und Fotomodell, zählt zu den archetypischen Sexsymbolen und Filmikonen des 20. Jhdts.; den um sie geführten Kult hat Andy Warhol persifliert.
- ⁵⁹ Der Begriff Karacho beruht auf dem spanischen carajo (vulgäre Bezeichnung des männlichen Gliedes). In den 1950er Jahren war der Begriff in der Beschreibung von Torschützen im Fußball beliebt.
- ⁶⁰ Alice Schwarzer war 1979 im Iran. Viele ihrer Auffassungen zum Islam sind in ihren dortigen Erlebnissen gegründet.
- ⁶¹ Christina von Braun/Bettina Mathes, Verschleierte Frau, Die Frau, der Islam und der Westen, Berlin 2007.
- ⁶² Madrasa heißt wörtlich Ort des Unterrichts und meint die islamische Hochschule, die Betsäle, Lehrräume, Bibliothek und Internet vereint.
- ⁶³ Schiiten und Sunniten sind zwei von mehreren verschiedenen Glaubensrichtungen innerhalb des Islam.
- ⁶⁴ Sure 2, 62 des Koran lautet in der Übersetzung von Rudi Paret, 3. Aufl., Stuttgart u.a., 1983: Diejenigen, die glauben (d.h. die Muslime) und diejenigen, die dem Judentum angehören, und die Christen und Säbier, - (alle) die, die an Gott und den jüngsten Tag glauben und tun, was recht ist, denen steht bei ihrem Herrn ihr Lohn zu, und sie werden (nach der Abrechnung am jüngsten Tag) nicht traurig sein.
- ⁶⁵ Sure 2, 28-29 des Koran in der in Fn 60 angegebenen Übersetzung lauten: Wie könnt ihr an Gott nicht glauben, wo ihr doch tot waret und er euch lebendig gemacht hat, und er euch dann (wieder) sterben lässt und darauf (bei der Auferstehung wieder) lebendig macht, worauf ihr zu ihm zurückgebracht werdet? Er ist es, der euch alles, was auf der Erde ist, geschaffen und sich hierauf zum Himmel aufgerichtet und ihn zu sieben

-
- Himmeln geformt hat. Er weiß über alles Bescheid.
- ⁶⁶ Nationalpolitische Erziehungsanstalten (Napola) waren im Dritten Reich Eliteschulen, in denen Jungen zu nationalsozialistischen Führungspersönlichkeiten herangebildet werden sollten.
- ⁶⁷ Die FDJ oder Freie Deutsche Jugend war die Jugendorganisation der DDR. Mit ihrem westdeutschen Ableger ist sie bereits 1951 als verfassungsfeindlich verboten worden. Mit ihren wenigen nach der Wende verbliebenen Mitgliedern engagiert sie sich heute einerseits gegen Krieg, Rassismus und Nationalismus und für Volksfreundschaft, Internationalismus, lehnt andererseits aber die Bundesrepublik radikal ab und wird aufgrund dieser Polarisierung deshalb auch von der PDS nicht mehr als Jugendorganisation anerkannt.
- ⁶⁸ Shirin Ebadi (1947-), iranische Juristin und Menschenrechtsaktivistin, die 2003 als erste muslimische Frau den Friedensnobelpreis erhielt.
- ⁶⁹ Printemps de l'Égalité ist eine marokkanische Frauenorganisation.
- ⁷⁰ Women Living Under Muslim Laws (WLUML) ist ein internationales feministisches Netzwerk, das 1984 von neun Frauen aus Algerien, Marokko, Sudan, Iran, Mauritius, Tansania, Bangladesh und Pakistan gegründet worden ist und Frauen Informationen und Unterstützung bietet, deren Leben durch islamische Gesetze und Sitten beherrscht oder verändert wird.
- ⁷¹ Ousmane Sembéne (1923-2007), senegalesischer Schriftsteller und Regisseur.
- ⁷² Hans Belting (1935-), deutscher Kunsthistoriker, Florenz und Bagdad. Eine westöstliche Geschichte des Blicks, 2. Aufl., München 2008.
- ⁷³ Der Karikaturenstreit wurde am 30.9. und 17.10.2005 durch eine Serie von 12 Karikaturen begründet, die zuerst in der dänischen Tageszeitung Jyllands-Posten und sodann in der ägyptischen Zeitung Al Fager veröffentlicht wurden. Sie zeigen den islamischen Propheten und Religionsstifter Mohammed. Imame provozierten Demonstrationen gegen den ‚Westen‘ und lösten eine weltweite Diskussion über die Religions-, Presse-, Kunst- und Meinungsfreiheit aus.
- ⁷⁴ Beschluss des Bundesverfassungsgerichts vom 13.6.2007, Az.: 1 BvR 1783/05.
- ⁷⁵ Paul Watzlawick (1921-2007), Kommunikationswissenschaftler, Psychotherapeut, -analytiker, Soziologe und Philosoph. Zentrale Aussagen sind: „Man kann nicht nicht kommunizieren“ Und „Jede Kommunikation hat einen Inhalts- und einen Beziehungsaspekt, wobei Letzterer den Ersteren bestimmt“.
- ⁷⁶ Ellen Key (1849-1926), schwedische Pädagogin und Schriftstellerin.
- ⁷⁷ Bertold Brecht, Dreigroschenoper, Ballade über die Frage: wovon lebt der Mensch? nach NT, Matthäus 4, 4.
- ⁷⁸ Jean Paul Sartre, Das Spiel ist aus (Les jeux sont fait), 1947.
- ⁷⁹ Elfriede Jelinek (1946-), österreichische Schriftstellerin, die i.J. 2004 den Literaturnobelpreis erhielt „für den musikalischen Fluss von Stimmen und Gegenstimmen in Romanen und Dramen, die mit einzigartiger sprachlicher Leidenschaft die Absurdität und zwingende Macht der sozialen Klischees enthüllt.“
- ⁸⁰ William Blake (1757-1827), englischer Dichter und Maler, in seinem Gedicht >The Clod and the Pebble<:
„Love seeketh not Itself to please/Nor for itself hath any care/But for another gives its ease/And builds a Heaven in Hell's despair.'//So sung a little Clod of Clay/Trodden with the cattle's feet/But a Pebble of the brook/Warbled out these metres meet:// Love seeketh only Self to please/To bind another to Its delight/Joys in another's loss of ease/And builds a Hell in Heaven's despite.’
- ⁸¹ Der Refrain des Westerwaldliedes lautet: O du schöner Westerwald/Über Deine Höhen pfeift der Wind so kalt/Jedoch der kleinste Sonnenschein/Dringt tief ins Herz hinein.
- ⁸² Peter Hoeg, Gespür für Schnee, Kopenhagen 1992, aus dem Dänischen übersetzt von Monika Wesemann, München 1994.
- ⁸³ John Stuart Mill, Über die Freiheit, 1859, aus dem Englischen übersetzt von Bruno Lemke, Stuttgart 1974.
- ⁸⁴ Der Mithras-Kult war ein im ganzen Römischen Reich verbreiteter Mysterienkult, der erst mit der Ausbreitung des Christentums unterging. Die Mithras-Tempel waren oft höhlenartig in Fels gehauen. Mithras wurde als Sonnengott verehrt.

-
- ⁸⁵ Oreaden, Nymphen, Göttinnen der freien Natur, Töchter des Zeus, die für die Hellenen auf den Bergen lebten.
- ⁸⁶ Okeaniden sin Nymphen, Göttinnen der freien Natur, Töchter des Zeus, die in der griechischen Mythologie im Meer lebten.
- ⁸⁷ Pleiaden sind die sieben Töchter des Atlas und der Pleione, und ihre Mutter werden von dem Jäger Orion mit ungebührlichem Verlangen jahrelang verfolgt, bis Zeus ihn und die Pleiaden als Sternbilder an den Himmel versetzt, wo die erfolglose Jagd weitergeht.
- ⁸⁸ zu den Sefirot siehe bereits oben Fn 2.
- ⁸⁹ Falco, österreichischer Rapsänger.
- ⁹⁰ Bettine von Arnim (1785-1859), deutsche Schriftstellerin aus Frankfurt, sprach allerdings von dem Hemdlein der Sonne in *Die Sonne stand wohl auf*//Die Sonne stand wohl auf/Des Morgens um halber vier./Sie zog ihr Hemdlein aus/Und hängt es an die Tür./Herfür trat sie an Strom/Und bad't sich ganz darein./Am ganzen Leibe schön/Wie eine Perle fein.//Alsdann ging sie von dannen/Wohl über Berg und Tal,/Bis dass sie endlich kame/An einen hellgrünen Wald./Im Wald da floß ein Bächelein./Das hat gesehen/Ein weiß und rot schön Jungfräulein/Ganz ohne Röcklein stehen.//Da kam ein junger Knab./Der sprach: <Ei wohl fürwahr./Du tust dein Hemdlein ab/Beim hellen lichten Tag.>//<Mein Hemdlein kann ich lassen./Ich war ja ganz allein./Wenn du willst mit mir spaßen./Nehm ich mein Hemdelein.>//<Dein Leben will ich dir nehmen.>/so sprach der junge Knab./<Du sollst mir nimmer buhlen/Wohl mit dem jungen Tag.//Ich halt dich mit den Händen./Drück tot dein Herzelein./Daß du magst nimmer wenden/Die Augen zum klaren Schein.>//Als dies die Sonne tat schauen./Da eilt sie schnell davon/Wohl über Berg und Täler/Bis sie nach Hause kam.//Sie hängt ihr Hemdelein ab./Sie hängt ihr Hemdelein um./Daß wenn mein junger Buhler kommt./Mich nimmer bringet um.//Nun liegt die Sach ganz klar am Tag./Die Welt ist Nebels voll./Kein Kraut, kein Wein, geraten mag./Die Jungfern wissens's wohl.
- ⁹¹ Ein Stupa ist eine der ältesten architektonischen Formen und meint im Sanskrit einen Erdhügel, der über den sterblichen Überresten von Toten angehäuft worden ist. Heute gilt der Stupa auch als Symbol für Buddha bzw. den Buddhismus und trägt als solches mannigfaltige Inhalte.
- ⁹² Vesta, römische Göttin des Staatsherdes mit dem heiligen Feuer und eine der ältesten Göttinnen, die in Rom verehrt wurden.
- ⁹³ Beginen waren ab dem 13. Jahrhundert christliche Frauen, die sich in weltlichen Hausgemeinschaften, sogenannten Beginenhöfen, ordensähnlich zusammenschlossen und von der römisch-katholischen Kirche teilweise als häretisch gebrandmarkt und der Inquisition unterworfen wurden.
- ⁹⁴ Bibel in gerechter Sprache, hrsgg.v. Ulrike Bail, Frank Crüsemann, Marlene Crüsemann, Erhard Domay, Jürgen Ebach, Claudia Janssen, Hanne Köhler, Helga Kuhlmann, Martin Leutzsch und Luise Schrottroff, Gütersloh 2006, Psalm 27.
- ⁹⁵ Einheitsübersetzung und Lutherübersetzung von Psalm 27.
- ⁹⁶ Debora hatte als Prophetin laut AT, Richter 4, 4 das Richteramt in Israel. Ihr guter Rat wird im Deboralied in AT, Richter 5, 1-31 besungen.
- ⁹⁷ Dieter E.Zimmer, Die Sonne ist keine Frau, in: Die Zeit, Nr. 14, vom 1.4.1994, inzwischen nachzulesen unter Zeit-Online.
- ⁹⁸ Luise F. Pusch (1944-), em.Prof. für Sprachwissenschaft, Das Deutsche als Männersprache, Frankfurt 1984; Alle Menschen werden Schwestern, Frankfurt 1990.
- ⁹⁹ Simone de Beauvoir (1908-1986), französische feministisch-existentialistische Schriftstellerin und Philosophin. In den besten Jahren (La force de l'age), aus dem Französischen übertragen von Rolf Soellner, Hamburg 1961, S.17.
- ¹⁰⁰ LFT ist die Abkürzung für das jährlich an wechselnden Orten stattfindende Lesbenfrühlingstreffen.
- ¹⁰¹ Das Magazin Lesbenring-Info wird vom Lesbenring e.V. herausgegeben und erscheint monatlich.
- ¹⁰² Alexander Mitscherlich (1908-1982), Arzt, Psychoanalytiker und Schriftsteller veröffentlichte 1963 Auf dem Weg zur vaterlosen Gesellschaft. Ideen zur

Sozialpsychologie.

- ¹⁰³ Dieter Thomä, Vaterlosigkeit ist modern, NZZ, Internationale Ausgabe, Nr. 137, vom 14./15.6.2008, S. 25.
- ¹⁰⁴ Alexis de Tocqueville (1805-1859), französischer Jurist, Politiker und Publizist, der als Begründer der vergleichenden Politikwissenschaften gilt. Seine wichtigsten Schriften sind ‚Über die Demokratie in Amerika‘, 1835/40 und ‚Der alte Staat und die Revolution‘, 1856.
- ¹⁰⁵ Friedrich Hölderlin (1770-1843), deutscher Lyriker von selbständigem Rang zwischen Weimarer Klassik und Romantik.
- ¹⁰⁶ Vgl. Franziska Augstein, Im Vollbesitz seiner Zweifel. Ein Ich hat irgendwie jeder, aber die passenden Verse über „uns“ hat nur einer: Zum Tod des großen Dichters Peter Rühmkorf (1929-2008), in: Süddeutsche Zeitung Nr. 133 vom 10.6.2008, S.11.
- ¹⁰⁷ Vgl. Fn 34.
- ¹⁰⁸ Robert Rauschenberg (1925-2008), US-amerikanischer Maler, Grafiker, Fotograf und Objektkünstler, der als Wegbereiter der Pop-Art gilt.
- ¹⁰⁹ George Gershwin (1898-1937) Rhapsody in Blue ist ein Versuch, die gegensätzlichen Musikstile Jazz und Klassik zu verbinden, 1924 uraufgeführt in der Aeolian Hall in New York unter der Ankündigung *An Experiment in Modern Music*.
- ¹¹⁰ Yves Klein (1928-1962), französischer Maler, Bildhauer u.a.
- ¹¹¹ Feministische Hochschullehrerin an der J.W.Goethe-Universität Frankfurt am Main im Fachbereich Anglistik und Amerikanistik, Mitbegründerin des Cornelia Goethe Instituts Ffm.
- ¹¹² Alice Walker (1944-), US-amerikanische Schriftstellerin, gilt als eine der bedeutendsten Vertreterinnen afro-amerikanischer Literatur, international bekannt durch den Roman ‚Die Farbe Lila‘, der 1986 von Steven Spielberg verfilmt wurde.
- ¹¹³ Die Les Humphries Singers waren bis zu ihrer Auflösung im Jahr 1993 ein Popchor, den der Engländer Les Humphries im Jahr 1969 in Hamburg gegründet hatte. Der Chor setzte sich in wechselnder Besetzung aus Sängern verschiedener ethnischer Herkunft zusammen. Das Repertoire bestand aus Songs, die Les Humphries verfasst hatte, Traditionals, Spirituals und Evergreens.
- ¹¹⁴ Carolina Brauckmann, lesbische Songwriterin und Event Managerin aus Köln.
- ¹¹⁵ Der 1846/47 errichtete ehemalige Bahnhof der Berlin-Hamburger Bahn in der Nähe des heutigen Hauptbahnhofs wird heute im Bereich der Empfangshalle für das Museum der Gegenwart, einer Dependence der Nationalgalerie, und für verschiedene kulturelle Veranstaltungen genutzt
- ¹¹⁶ John Tavener (1944-), englischer Komponist, bekannt für religiöse Vokalmusik.
- ¹¹⁷ At, Exodus 23, 20.
- ¹¹⁸ Djuna Barnes (1892-1982), US-amerikanische Schriftstellerin, Journalistin und Zeichnerin, die lange Jahre in Paris lebte und arbeitete.
- ¹¹⁹ Gertrude Stein (1874-1946), US-amerikanische Schriftstellerin, die mit ihrer Lebensgefährtin Alice Toklas auch lange in Frankreich lebte und arbeitete.
- ¹²⁰ Virginia Woolf (1882-1941), englische Schriftstellerin, deren Essay *A Room of One's Own* (Ein eigenes Zimmer) in den 1970er Jahren zu einem der meist zitierten Texte der neuen Frauenbewegung wurde.
- ¹²¹ Ellen Key (1849-1926), schwedische Schriftstellerin und Reformpädagogin, z.B. in: *Missbrauchte Frauenkraft*, 1898.
- ¹²² Elizabeth Barrett-Browning (1806-1861), englische Dichterin, die wegen ihres Ansehens nach dessen Tod als adäquate Nachfolgerin von Wordsworth gepriesen wurde.
- ¹²³ AT, Genesis 9, 12-17.
- ¹²⁴ Christian Morgenstern (1871-1914), deutscher Dichter, Schriftsteller und Übersetzer, in seinem Gedicht *Der Sündfloh*: Als schauerlich und grauenvoll/die Sündflut um die Berge schwoll,/kam noch im siebenten Moment/ein junger Floh herzugerennt.//Doch da das obligate Paar/von Flöhen schon im Kasten war,/so musste Noah ihn bestimmen,/ins nasse Grab

- zurück zu schwimmen.//Voll Eifer gleichfalls protestierten/die beiden, die bereits logierten,/weil – riefen sie (besonders er) – ein dritter nicht gestattet wär.// Der Sündfloh (denn er war es) blieb,/obschon verborgen wie ein Dieb - /und zwar (trotz Jahwe in der Höh’)/von einem der zwei beiden Flöhe.//Von welchem braucht man nicht zu sagen./Doch ward hierdurch aus Vorzeittagen/das Dreieck, von dem Ibsen schreibt,/der Neuzeit wieder einverleibt.
- ¹²⁵ Die Bandiera della Pace ist seit 1961 das Symbol der italienischen Friedensbewegung.
- ¹²⁶ Gisela Breitling (1939 -), freischaffende deutsche Malerin und Autorin in Berlin mit dem besonderen Themengebiet Frauen und Kunst; 2001 wurde ihr das Bundesverdienstkreuz am Bande verliehen.
- ¹²⁷ Harmony Hammond (1944-), amerikanische Künstlerin, Schriftstellerin und freie Kuratorin, die seit 1969 besonders als Protagonistin feministischer Kunst hervorgetreten ist.
- ¹²⁸ Jeanne Mammen (1860-1976), deutsche Künstlerin aus Berlin, die besonders durch ihr symbolistisches Frühwerk bekannt geworden ist.
- ¹²⁹ Tamara de Lempicka (1898-1980), polnische Malerin des Art Déco.
- ¹³⁰ Florence Henri (1893-1982) französische Fotografin und Malerin, die sich erst nach einem Studium der Musik der bildenden Kunst zuwandte, bei Kurt Schwitters, Fernand Léger und am Weimarer Bauhaus bei László Moholy-Nagy studierte und dann in der Pariser Kunstszene mit einer besonderen Spiegeltechnik hervortrat.
- ¹³¹ Lynda Nead, University of London, *The female Nude. Art, Obscenity and Sexuality*, London and New York 1992.
- ¹³² EMMA, März/April 2008, S. 66.
- ¹³³ Art Shay, *Simone de Beauvoir in Chicago*, 1952, Gelatin silver print, 8,5 x 5,75 inches.
- ¹³⁴ Emily Pankhurst (1858-1928), englische feministische Theoretikerin, Suffragette und Frauenrechtlerin, die 1903 mit fünf anderen Frauen in Manchester die Women’s Social and Political Union gründete und vor ihrer Radikalisierung eine Theorie des gewaltlosen Widerstandes entwickelte, die beispielgebend für die nachfolgenden Frauenbewegungen und auch Mahatma Gandhi und Martin Luther King werden sollte.
- ¹³⁵ Max Scheler, *Die Stellung des Menschen im Kosmos*, 17. Aufl., Bonn 2007, S. 20f. in Abgrenzung zu dem Intellekt mit seinem Beziehungsgefüge.
- ¹³⁶ NT, Apostelgeschichte 5, 1-11.
- ¹³⁷ Raewyn Connell, ehemals Robert William Connell (1944-), transsexuelle australische Soziologin, die sich zunehmend auf Geschlechterforschung spezialisiert hat.
- ¹³⁸ Klara Butting (1959-), habilitierte Alttestamentlerin, freischaffende Theologin und Studienleiterin, in: *Kann denn Liebe Sünde sein? Gleichgeschlechtliche Liebe, das biblische Menschenbild und die Weitergabe des Lebens*, in: Ute Sauerbrey (Hg.), *Ein Fleisch sein, Materialien zu Homosexualität und Kirche*, Berlin 2002, S.11-23.
- ¹³⁹ Antoine de Rivarol (1753-1801), französischer Schriftsteller der 1784 für seine *Discours sur l’universalité de la langue française* den Preis der Berliner Akademie erhielt, in seinen *Maximen und Reflexionen*.
- ¹⁴⁰ Sabine Magerl in: *Magazin der Süddeutschen Zeitung* 2008 Nr. 33.
- ¹⁴¹ Emmanuel Lévinas (1906-1995), französisch-jüdischer Philosoph, *Die Zeit und der Andere*, übersetzt und mit einem Nachwort versehen von Ludwig Wenzler, Hamburg 2003.
- ¹⁴² Jürgen Kasten, *Das verführerisch neue Spiel für die Kamera*, in: *Neue Zürcher Zeitung* vom 19. April 2008.
- ¹⁴³ Asta Nielsen (1881-1972), dänische Filmdiva, Tragödin und Komödiantin des Stummfilms, die überwiegend in Deutschland gearbeitet hat.
- ¹⁴⁴ Vgl. dazu etwa Jeanne Hersch, Karl Jaspers, *Eine Einführung in sein Werk*, 4. Aufl., München 1990, S. 15.
- ¹⁴⁵ Friedrich de la Motte Fouqué (1777-1843), deutscher Dichter der Romantik, *Undine – Eine Erzählung*, in: Friedrich de la Motte Fouqué, *Ritter und Geister*,

-
- Romantische Erzählungen, hrsgg. v. Günter de Bruyn, Frankfurt am Main 1981, S.53-157.
- ¹⁴⁶ Die Hexe von Endor war eigentlich eine Totenbeschwörerin, die Saul laut AT, 1. Samuel 28 anrief, als er sich im Krieg gegen die Philister in auswegloser Lage befand. Die feministische Theologie hat sie als ‚weise‘ Frau gedeutet.
- ¹⁴⁷ AT, Jesaja 66, 3.
- ¹⁴⁸ Unter dem Pseudonym Zweistein veröffentlichte der Mathematiker und Wissenschaftsredakteur Thomas von Randow (1921-) zwischen 1961 bis 1989 in der Wochenzeitschrift „Die Zeit“ wöchentlich seine Logeleien.
- ¹⁴⁹ Wie Fn 1.
- ¹⁵⁰ Johann Georg Hamann (1730-1788), deutscher Philosoph und Schriftsteller mit einem Hang zum Irrationalen und zu einer mystisch-prophetischen Sprache, der wichtigen Einfluss auf die Sturm-und-Drang-Bewegung sowie auf Persönlichkeiten wie Herder, Goethe und Kierkegaard hatte.
- ¹⁵¹ Vgl. Fn 134.
- ¹⁵² Ute Gerhard (1939-), Prof. em. im Fach Soziologie mit dem Schwerpunkt Frauen- und Geschlechterforschung in Frankfurt am Main, Mitbegründerin des Cornelia Goethe Centrums für Frauenstudien und die Erforschung der Geschlechterverhältnisse, in: >Unrechtserfahrungen< - *Über das Aussprechen einer Erfahrung mit Recht, das (bisher) keines ist*, in: Susanne Opfermann (Hg.), Unrechtserfahrungen, Geschlechtergerechtigkeit in Gesellschaft, Recht und Literatur, Königstein/Taunus 2007, S.11-30.
- ¹⁵³ Titus Livius, *Ab urbe condita*, Liber III (Römische Geschichte, 3. Buch), Kap. 44-50.
- ¹⁵⁴ Gotthold Ephraim Lessing, *Emilia Galotti*, 5. Aufzug, 7. Auftritt.
- ¹⁵⁵ Das Klagelied der Gefangenen findet sich in Psalm 137.
- ¹⁵⁶ AT, Genesis 11, 1-9.
- ¹⁵⁷ Simone de Beauvoir, *In den besten Jahren* (La force de l'age), aus dem Französischen übertragen von Rolf Soellner, Hamburg 1969, S. 16.
- ¹⁵⁸ C. G. Jung, *Die Ehe als psychologische Beziehung*, in Franz Alt (Hrsg.), Vom Abenteuer Wachsen und Erwachsenwerden, Ein Lesebuch, Olten und Freiburg im Breisgau 1991, S. 93-107.
- ¹⁵⁹ Georg Simmel (1858-1918), deutscher Philosoph und Soziologe, dessen Arbeiten oft dem Kreis der Lebensphilosophie zugerechnet wird.
- ¹⁶⁰ Georg Simmel, *Philosophie des Geldes*, 4. Kapitel (Synthetischer Teil): Die individuelle Freiheit, Teil I.
- ¹⁶¹ Zur Anerkennungstheorie siehe besonders Axel Honneth, *Kampf um Anerkennung*, Frankfurt 2003.
- ¹⁶² Augustinus (354-430), Kirchenvater, in: Qu. In Hept.III 68; PL 34, 707; 40, 240.243; De mend. 8, 11; 11, 13; 21, 42; Contra mend. 1,1; 3, 4; 4, 7; 15, 31; 19, 38; CSEL 41, 429f.437.464.465.471.474.479.511.522f.; Euch.5,17; 6, 18.22.
- ¹⁶³ Thomas von Aquin (1225-1274), Dominikaner und einer der bedeutendsten katholischen Kirchenlehrer, in: *Über Lüge und Irrtum* in: Summa Theologica 2, 2q.110a.1, 111a.1, und in: Sentenzen 3 d.38a.2.
- ¹⁶⁴ Arno Gruen (1923-), deutsch-schweizerischer Schriftsteller, Psychologe und Psychoanalytiker.
- ¹⁶⁵ Friedrich Johannes Kepler (1571-1630), deutscher Naturphilosoph, evangelischer Theologe, Mathematiker, Astronom, Astrologe und Optiker, bekannt durch die von ihm entdeckten Gesetze der Planetenbewegung (Keplersche Gesetze), engagierte sich erfolgreich in dem ungewöhnlichen langen Prozess (1615-1621) gegen seine Mutter Katharina Kepler, einer Naturheilerin, wegen des Vorwurfs der Hexerei, der zur Freilassung der Mutter führte, nachdem diese im Angesicht der Folterinstrumente standhaft geblieben war.